D 1119

1517
63

Hg 20

Coburger
Landes
Bücherei

Martin Flachs,

eine Geschichte

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Zweyter und lezter Theil.

— — — Sie reden, was sie wollen.
Mögen sie doch reden! Was kümmerts mich?

Leipzig,
bey Christian Gottlieb Hertel, 1776.

Martin Flachs,

eine Geschichte

des achtzehenten Jahrhunderts.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Der Herausgeber macht sein Kompliment.

Die ihr so gerne im stillen Zimmer verweilt, sanfte fühlende Mädchen! — nichts um euch, als etwa den silbernen Flügel, Gellerten und Steelen, und der la Roche liebenswürdige Sternheim — war wol die Thräne, die ich euch weinen sah — die warme theilnehmende Thräne — war sie für Charlotten, oder — für euer Möpschen? — „Für unser Möpschen?“ —

Bei Gott, ich würde eure tiefste Verachtung verdienen, wenn ich weniger Zutrauen in eueren Geschmak sezte, weniger Erwartung von eurm feinen geläuterten Gefühl hätte, und nur ein Dämon, der sonst immer in den Werkstätten des P.. zu C.. und des G.. zu H.. sich aufhält, müß mir den bosenhaften Gedanken eingeflüstert haben, der des Denkens nicht einmal werth ist! — Verzeiht, meine Schönen, verzeiht den sträflichen Einfall! Ihr wart eben vom ersten Theil der Flachsischen Geschichte zurük gekommen, da ich euch weinen sah. Konnte wol auf die Ehre dieser Erscheinung irgend ein andres Wesen, als die arme Charlotte, Anspruch machen? Sie, die ihr liebtet, deren Schiksal ihr zu dem Eurigen machtet, die schon längst in Gedanken eine eurer Gespielinnen war? — Die Hand aufs Herz! — Sie ists, (sie wars, müßen wir iezt sagen,) die euch die mitleidigen Thränen ablokte, und noch lange wird sie es seyn, und die nämliche Wirkung hervor bringen. O Dank euch! Ewigen Dank für das schwesterliche Theilnehmen, und iede Thräne, die ihr für Charlotten geweint habt, müß' euch ein gutherziger Junge aufküssen, dem innige Empfindung die Sele schwellt, der für euch lebt, und eurer Liebe werth ist! —

Wär' ich doch, meine beste Aemilie. an deiner Toilette gewesen, da du Charlotten beweintest! Da du ihr herbes Leiden, wie sie von aller Welt verlassen, vielleicht verführet, und wieder verstosen, unter freiem Himmel den frühen Tod fand; ganz, in

in deinem Innersten fühltest! Da dir das Herz schlug, und sich so mancher willkommne Seufzer aus deiner Brust drängte! — Daß doch eben die am meisten getrennt werden, die es am meisten verdienten, vereiniget zu seyn! Sagt' ich dirs nicht, es sei das lezte Mal, da ich dich bei der Hand nahm, sie hastig an meinen Mund hielt, und mit brennenden Küssen bedekte? Das lezte Mal, daß ich dich sehen, das lezte Mal, daß du mich sehen würdest? — Länder und Seen halten uns getrennt, und wer weiß, ob du nicht mir unbekannt schon irgend in einem Thale schlummerst, das der Wandrer ahndend vorbei geht? In einem Thale ohne Denkmal, unbeweint! — Liebe Aemilie, und wenn das wahr wäre, und du läsest dies Blättchen nicht mehr, und wärst schon längst unter den Toden — wo werd' ich ie die freundschaftliche Sele finden, die mir all' die Freuden wieder zurück zaubern kann, die ich mit dir verlohren hätte? Reine, schuldlose Freuden, wenn der silberne Mond über uns hieng, und iedes Lüftchen dir huldigte? — Nein! Leben mußt du, und lange leben, und wenn dich gleich einer der Liebetrunknen deines Vaterlands schmachtend an seinen feurigen Busen drükt, dich in die Arme schließt — ieden Wunsch nach mir, ieden Gedanken nach mir kann er dir doch nicht verbieten, und ich weiß, das thust du, das wirst du! —

Lachen sie, meine Herren, oder lachen sie nicht! Es ist gar ein wunderlich Ding ums Herz, wenns warm wird, und sich Luft manchen will. Raus

muß es, da hilft nichts dafür. Es wird besser drauf. — Und nun, sammt und sonders, die ihr Charlotten eben so liebet, wie ich meine Aemilie liebe, faßt noch einmal all' eure Stärke zusammen, und begleitet sie durch alle die Krümmen ihres traurigen Schiksals bis zu ihrem Grabe!

Zweites Kapitel.

Charlottens Entführung.

Karl machte sich schon so verschiedene Vorstellungen von der Art und Weise, wodurch er seine gute Charlotte verlohr, und hatte sie bald im Verdacht, daß sie entlaufen, bald, daß sie ertrunken, oder sonst verunglükt, bald wieder, daß sie entführt worden seyn möchte -- was werden nun vollends erst unsre Leser gedacht haben, die vielleicht eben so viele Fäll' im Kopfe hatten, als immer nur möglich sind, und sich auf die vorliegende Umstände applicieren liesen? Wer ist uns Bürge, ob nicht dieser oder iener gar den Herrn Pastor Sigmund für verdächtig gehalten, da wir doch auf unsre Ehre versichern, daß dieser liebe Mann auch nicht einmal den Schein einer so niederträchtigen Handlung erdulden konnte? Und doch muß ein Darum auf das Warum daseyn; sonst würde uns die Frau Pfarrerinn bei der ersten Gelegenheit all' ihre Schüßeln an Kopf werfen, denn „kurz und gut, hat sie vor drei Wochen gesagt, „ich muß wissen, wo Charlotte hin gekommen ist, „eher will ich mein Haupt nicht sanft legen!“ —

So

So wisse sies dann, was ein Jeder, der Charlottens Charakter nur halb studiert hat, und nicht vernagelt ist, schon lange voraus sehen konnte — daß sie entführt worden ist. — „Durch wen? durch wen?“ — Nur nicht so geschwind! Wir müssen bedächtlich zu Werke gehen, und es wär' überhaupt Thorheit, mit einem Male heraus zu plazen, was wir so mühsam aus einigen verstümmelten mündlichen Nachrichten des Flachsischen Collateralfreunds endlich heraus gebracht haben. Vergeben sie also, theure Frau Pfarrerinn, das wir ihrem Bitten auf der Stelle nicht deferiren können, und gesellen sie sich einstweilen zu andern wakern Leuten, die die vortrefliche Gabe der Geduld besizen!

Leser, die den ersten Theil dieser Geschichte noch nicht ganz ausgeschwizt haben, werden sich ohne Zweifel noch zu erinnern belieben, daß Herr Martin, der sich uns unglücklicher Weise zum Helden aufgedrungen hat, laut dem Geständnis des Assessor. Karls, Charlotten gerne gesehen, und daß lezterer etwas, das einer Neigung ähnlich sah, an ihm bemerkt, überdies auch Charlotte selbst gegen ihren Geliebten davon, daß ihr Martin immer auf dem Fusse nachgienge, zu verschiedenen Malen geklagt hatte. Ausserdem gestand er ia auch gegen seinen Hofmeister Sigmund unverholen, daß er Charlotten lieb habe, und nannte sie einmal um das andere ein prächtiges Mädchen, ein Mädchen zum Küssen. — Nehmen sie nun dies alles zusammen, meine Herren, und sagen sie mir, ob nicht aufm

Martin ein mächtiger Verdacht ruht! Und doch — lesen sie nur einmal! — doch soll er während eines Zeitraums, in dem Charlotte verlohren gieng, nicht einmal vor die Stadtthore gekommen seyn, soll nach iener traurigen Begebenheit den ganzen Tag tiefsinnig gesessen, nicht den dritten Theil seines vorherigen Appetits mehr gehabt haben, und ausserordentlich vom Fleische gefallen seyn? — Wie reimt sich nun das wieder zusammen? — Nicht anders! Es thut uns leid, daß wirs gestehen müssen. Martin ist die einzige Ursache an Karls und Charlottens Unglük gewesen. Wir wollen nun weiter kein Wort mehr sagen, und die Geschichte nach ihrem ganzen Umfang erzehlen.

Martin hatte sich nach seinem mehr als dreimonatlichen Aufenthalt bei seinem Vater Kolomann, kaum wieder nach * * * begeben, als er schon eben diejenige Lebensart aufs neue begann, die ihn ehemals mit der Meze zu L. . . bekannt gemacht, und in * * sogar seine schimpfliche Verweisung nach sich gezogen hatte. Sigmund, der des ewigen Moralisirens lange schon müde war, und von Tag' zu Tage seine Erlösung wünschte, gab izt um so weniger auf seine Ausschweifungen Acht, da er mit fast mathematischer Gewisheit voraus wußte, daß er demungeachtet nur lehres Stroh dreschen würde. Es war also Herrn Martin stillschweigend erlaubt, sich den ganzen Tag lustig zu machen, Bälle zu besuchen, in Koffee-Häusern zu sizen, aufs Land zu reiten, sich herum zu tummeln, und wies nun

untern

untern lockern Buben gemeiniglich hergeht. — Bei solchen Umständen waren seit seiner Ankunft nicht einmal acht Tage verflossen, als er schon mit einem gewissen Herrn von N. . in eine so enge Bekanntschaft gerieth, daß sie all' ihre Geheimnisse, all' ihre Angelegenheiten durchgehends mit einander gemein hatten.

Der iunge Edelmann, der noch um ein Merkliches mehr, als Martin, in seinem Innersten verdorben war, spähte unsern Helden auf einer Koffeeschenke aus. Er fand ihn völlig nach seinem Geschmak, und in wenig Stunden war ihre Freundschaft mit dem unzertrennlichsten Bande bevestigt. — Wenn es ein Geheimnis ist, warum sich der Herr von N. . so sehr herab gelassen, und mit einer Kreatur aus der bürgerlichen Fabrike einen so vertrauten Umgang errichtet hat, der beliebe zu überlegen, daß nur besagter Herr von N. . ein armer Schelm war, der meistens vom Kredit der Banquieurs und Kaufleute lebte, und herrzlich gerne die Hälfte des ihm angebohrnen Ahnenstolzes zur Hypothek verschrieb, wenn er nur in Absicht auf seine ausschweifende Lebensart etwas dabei gewinnen konnte. Wir würden uns daher nicht wenig betrügen, wenn wir seinen vertrauten Umgang mit Martin einem andern Beweggrund, als demjenigen, daß Martin reich und zugleich freigebig war, zuschreiben wollten. Geniesen wollt' er ihn, dies wars! — Der Junker hatte in wenig Tagen das ganze Herz seines Freundes dergestalt ausgeforscht, daß kein Fältchen

mehr übrig war, in das er nicht hinein gegukt hätte, und also war nichts natürlicher, als daß er auch die besondere Neigung erfuhr, die Martin gegen Charlotten hegte.

Junker. Bist du denn schon weit in deinen Eroberungen gekommen, und hast das Mädchen schon einmal in deinen vier Pfählen gehabt?

Martin. Bewahr' der Himmel, Bruder! Wenn das wär', dann wollt' ich dir heut noch mit Champagner schmausen, und ich müßt' ein schlechter Kerl seyn, wenn ich nicht oben drein noch allen meinen Landsleuten einen festlichen Ball gäbe!

Junker. Was der Henker schwazst du denn aber von Liebe, wenns noch so hoch am Tag ist?

Martin. Deswegen bin ich dir doch unsterblich verliebt. Aber der Teufel hat das Mädchen geritten! — Ich weis nicht; verstellt sie sich nur, oder ist sie noch zu unerfahren — kurz um, ich hab' sie dir mehr als zehnmal schon attakirt, aber sie hat nicht ein einziges Mal Stand gehalten.

Junker. Das Wetter! Bist du auch ein lumpichter Hasenfus! Bist wol immer vor ihr rum gekrochen, hast die Augen verdreht, geseufzt, geweint? — Narre, so fängt man die Dinger in Ewigkeit nicht! Das muß dir, wie der Bliz gehen! Angepakt, und zu Boden gestrekt! — Ich müßts

Hand-

Handwerk schlecht verstehn, wenn ich dir nicht für meinen Rath Bürge seyn wollte. Hörst du! —

Martin. Ja, ia! Reden läßt sichs wol leicht, aber wenns dazu kommt — Du glaubst gar nicht, was es für ein eignes Ding ist.

Junker. Nun? Und ist sie denn etwa so gar erschreklich schön, daß sie einen recht hohen Preiß auf ihre Eroberung sezt?

Martin. Schön? — Straf mich Gott, Bruder, so schön hast du in deinem Leben noch kein Mädchen gesehen! Roth und weis, und glatt, und schlank, und schwarze Augen, und schwarze Haare — ach, ich müßt' dir bis Morgen früh um drei erzehlen, wenn ich wollte fertig werden.

Junker. Den Henker mit deiner Erzählung! Du machst bald, daß ich sie auch sehen möcht!

Martin. Ja, warte nur! Da ist so ein dummer Kerl von Assessor in meiner Vaterstadt, der liegt den ganzen Tag bei meinem Vater im Haus, und da spielt er ihr manches Mal was aufm Klavier vor, oder singt ihr was — kurz, der hats Mädchen völlig in seiner Gewalt. Geh nur einmal hin! Wirst schon sehen, daß 's nichts ist!

Junker. Da müßts doch toll zugehen, wenn ich nicht über das Mädchen Herr werden wollte! Hör', was wettst du? Zehn Dukaten!

Martin. Nicht ein'n Heller, Bruder! Könnt' dich gar der Teufel reiten, daß du Ernst machtest! Und so weit, wirst du doch nicht verlangen, daß sich die Freundschaft erstreken soll, daß ich dich selber durchs Wetten aufhezen sollt, mein künftiges Mädchen zu verführen?

Junker. Aber hör! Ohne Spas! Nichts von Wetten! Wie wärs, wenn wir sie her zu uns bringen könnten? — Sakerment! So ein Stubenmensch — wenns anders wahr ist, was du mir gesagt hast. — — —

Ein kleiner Zufall unterbach für diesmal ihre Unterredung, die sie aber in den nächst darauf folgenden Tagen nur desto hiziger fortsezten. — Beim Martin hat es von ieher wenig Zureden gebraucht, ihn zu einer schlechten That zu vermögen; es dauerte also gar nicht lange, als er schon den Grundsäzen des Junkers vollkommen beifiel, und mit ihm verabredete, daß sie Charlotten mit Nächsten entführen, und sie einzig und allein zu ihrem Gebrauch haben wollten. — O Martin, sollte dich nicht dein Genius vor dieser unedln That sorgfältig gewarnt haben? Vor einer That, die den Hausfrieden deines Vaters nothwendig wieder zerstören mußte, den du schon vorher so oft, und nur kürzlich wieder durch dein schlechtes Betragen beim Accis-Verwalter grausam gestört hattest! —

Es half alles nichts! Charlotte sollte nun einmal die Beute ihrer Begierden werden, und diese

Absicht

Absicht zu erreichen, hatten sie in Gedanken schon alle mögliche Schwierigkeit muthig überstiegen. Martin entdekte dem Herrn von N. ., daß sein Vater zwei Güter habe. „Das eine nenn' er das „grose, das andere das kleine Landgut, und lezte„res läge von seiner Vaterstadt gar nicht weit ent„fernt. Auf dieses gienge Charlotte fast täglich „spazieren, aber meistens in Gesellschaft des Asses„sor Karls. Man müsse es eben so einrichten, daß „man sich wenns zum Entführen käme, mit einem „halbduzend Handvester Bauern versähe, die er „schon mit Geld auf seine Seite bringen werde, „und die alsdann den Karl, wenn er sich allenfalls „zur Wehre sezen sollte, mit tüchtigen Prügeln „zurük weisen könnten." — „Ja, ia, rief der Jun„ker, so müssen wirs allerdings machen! Und am „besten wirds seyn, wenn wir uns maskiren, und „die Expedition gegen die Demmerung vornehmen." — Martin versezte zwar, daß es auf diese Art nicht so leicht angehen werde, weil Charlotte gemeiniglich lange vor Abend schon wieder zurük giennge; inzwischen blieb es doch bei der einmal genommenen Abrede, und die schändliche That sollte am Johannistage, oder wenigstens um selbige Zeit ausgeführt werden.

Es waren noch mehr, als fünf Wochen dahin, und der Junker trug nun diesen Gedanken den ganzen Tag im Kopfe herum. Er erkundigte sich bei einigen von Martins Landsleuten, und alle versicherten ihn, daß Charlotte ein liebenswürdiges Mädchen

chen ein Ausbund von Mädchen sei. Je länger er mit sich darüber zu Rathe gieng, desto mehr wünschte er, dieses Guth für sich allein zu haben. Ueber die Bedenklichkeiten, daß er dadurch nicht allein bundbrüchig, sondern auch seinen Freund ganz ausserordentlich beleidigen werde, sezte er sich in größter Geschwindigkeit hinweg, und beschloß also nun in allem Ernste, Charlotten für sich zu entführen. — Aber wie sollt' er dies anfangen? So gar heimlich hätt' er Charlotten in * * * doch nicht verbergen gekonnt, daß es nicht wenigstens Martin gemerkt haben sollte, und überhaupt — wie konnt' er sich einer so vornehmen Wirthschaft unterziehen, da es ihm ohnehin immer an den erforderlichen Mitteln, nur zur seinem Unterhalt, fehlte? — Er plagte sich lange mit diesem Gedanken, und am Ende, wurde auch dieser wieder verdrängt. Da er sich eben einstens mit tiefem Nachdenken über sein schändliches Vorhaben beschäftigte, so fiel ihm von ungefehr die Erinnerung bei, daß sein Landsherr einen sehr hohen Preis auf ungewöhnliche Schönheiten seze. Was konnt' ihm wol gelegener beifallen? — „Charlotte soll schön „seyn, außerordentlich schön seyn; wenn ich sie nun „meinem Fürsten brächte, wer wird gechrter, als „ich, werden, wer wird mehr Anspruch auf seine „Gnade, als ich, machen dürfen? — Flugs! Der „Fürst muß das Mädchen haben, und ich schwinge „mich dadurch zum Premieur-Minister!“—

So dachte der Junker, und indem ers dachte, berechnete er auch schon den zeitlichen Vortheil, den

er

er dabei zu erhalten hofte, und schritt zur Ausführung. — Was doch der Mensch ist! Einmal kützelt ihn die Leidenschaft der Wollust, das andere Mal die Ehrbegierde, und beede haben gar oft einen und den nämlichen Gegenstand zu ihrer Befriedigung — Arme Charlotte! Und du mußtest so unschuldig das Opfer dieser Begierden werden? —

So bald sich Herr von N. . mit seiner neuen Idee hinlänglich bekannt gemacht hatte, borgte er in der möglichsten Geschwindigkeit noch so viel zusammen, als er, zur Bestreitung seiner Reisekosten für unumgänglich nothwendig hielt, lies in der Stille seine Equipage einpaken, und fuhr noch selbigen Abend von Niemand, als seinem Bedienten, begleitet, zum Thore hinaus. — Martin wußte nicht anders, als daß Herr von N. . einen sehr benachbarten Anverwandten auf einige Tage besuchen würde, wenigstens hatte dies iener zum Vorwand seiner Reise gemacht, und seine vielen Gläubiger wurden durch eben diesen Wahn unglüklicher Weise hinter das Licht geführt. Und wer hätte sichs denn auch wol träumen lassen, daß Herr von N. . ein so weitschweifiges Projekt im Kopfe führe? — Es giengen wenigstens drei Wochen vorüber, ehe Herr Martin und Junkers Gläubiger, der erste von seiner Treulosigkeit, und die leztern von seinen Betrügereien hinlänglich überzeugt wurden, und wie sehr sich dann Martin über seine Dummheit geärgert habe, das laßt uns iezt nicht sagen! Genug, daß wir, wissen, es habe ihn tiefsinnig gemacht, und seinen Appetit zum Essen vermindert.

Herr

Herr von N. . war inzwischen glüklich und wohlbehalten, aber mit dem strengsten Incognito in Martins Vaterstadt angekommen, und machte sichs gleich den ersten Tag zur vornehmsten Beschäftigung, Charlotten auszuspähen, und seine weitern Maasregeln zu ihrer Entführung darnach einzurichten. Am zweeten Tag sah er sie schon, und zwar eben, als sie aufs kleine Landgut gieng. Sie war allein; er beobachtete sie sehr genau, sie gefiel ihm, er gieng in einiger Entfernung hinter ihr nach, und bemerkte sich die ganze Gegend, von der sie nach seiner Meinung wieder zurük kommen mußte. Nun war ihm weiter nichts übrig, als seine Kutsche anspannen zu lassen und sie einzuholen.

Er fuhr den Weg, den sie gegangen war, und nicht lange, so sah er schon das Guth in der Ferne, das nach aller Beschreibung, die ihm Martin davon gemacht hatte, nothwendig kein anders, als das kleine Kolomannische Landguth seyn konnte. Und wirklich hatt' er sich auch hierinnen nicht im Geringsten betrogen. — Kaum, daß er izt bei sich nachdachte, wie er sich bei seinem intriquanten Vorhaben weislich genug verhalten sollte, siehe! da kam Charlotte schon aus dem Guthe zurük. Er erkannte sie gleich, und glaubte nichts anders, als daß sie die gewöhnliche Straße wieder zurük gehen würde; aber dies that sie nicht. Ob sie vielleicht der herannahenden Kutsche vorsezlich ausweichen wollte, oder obs ihr um einen Spaziergang in das benachbarte Eichenwäldchen zu thun war, das wollen wir izt

nicht

nicht entscheiden. Genug, daß sie auf nur besagtes Wäldchen mit starken Schritten zueilte, und dadurch dem nachstellenden Junker sein sündliches Vorhaben um ein Groses erleichterte. — Herr von N.. hatte dies nicht so bald bemerkt, als er schon dem Kutscher zurief, ihr nachzufahren. Dieser, der von dem Raub eine eben so grose Belohnung, als sein Herr, hofte, lies sichs nicht zweimal sagen, und war, wie der Bliz, Charlotten auf dem Naken. Und nun — Charlotten war gleich Anfangs nicht wol zu Muthe gewesen, als sie die Chaise in vollem Rennen auf sich her kommen sah, denn sie hatte schon gar oft von dergleichen Räubereien gehört und gelesen und eben selbigen Morgen noch, wie aus Ahndung, einen Roman unwillig aus den Händen gelegt, weil ihr darinnen die Scene einer höchst grausamen Entführung ganz unerträglich war. Sie verdoppelte daher ihre Schritte, aber vergeblich. Mit einem Male schnaubten die Rosse hinter ihr her, und der bärtige Kutscher gebot ihr, stehen zu bleiben. —

Furcht, und Schreken und stumme Verzweiflung warfen nun die arme Charlotte in einem Augenblike zu Boden, indem der Herr von N. . seines glänzenden Sieges gewiß, muthig aus der Kutsche sprang, zärtlich sie aufhob, und um ihre Begleitung bat. — Charlotte wand sich, wie ein Wurm, in seinen verrätherischen Armen herum; ihr Blik war wild; sie bat um Schonung ihrer Unschuld, um Mitleid. Umsonst! Erbarmung, rief sie endlich

lich aus — um Gottes willen Erbarmung! Aber es war alles vergebens. Je mehr sie sich sträubte, desto mehr wendete der Junker Gewalt an, und ehe sie sich noch über ihre traurige Umstände besinnen konnte, hatten sie schon des Herrn von N. . Kutscher und Bedienter in die Chaise gebracht. — Da sie sich von allen Seiten bezwungen sah, so ergrif sie iezt noch das einzige Mittel, das bei solchen Umständen bisweilen Retter und Freunde herbei lokt, und schrie. Aber kaum hatte sie nur den ersten Laut von sich hören laßen, als schon der Junker das gewöhnliche Gegenmittel ergrif, und ihren Mund mit einem Schnupptuch verhüllte. Unmächtig sank sie iezt in die Kutsche hin, und es würde nicht viel gefehlt haben, daß sie sogar ihren Geist aufgegeben hätte, wenn nicht das Schütteln der Chaise gewesen wäre. — Der Kutscher lenkte nun auf lauter Abwege ein, und es war schon lange finster geworden, ehe sie nur ein Dorf erreichten.

Drittes Kapitel.

Worinnen der König Herodes vorkommt.

Die schöne Frühlingsnacht war am 18 Mai keine ungewöhnliche Erscheinung, und hätte den Herrn von N. . beinahe bewogen, gar nicht stille zu halten. Aber der Appetit zum Essen, der sich bei ihm eben so wol, als bei seinen Bedienten einfand, nöthigt' ihn, Halte zu machen. Er stieg daher gleich in dem ersten besten Wirthshause ab,

wo

wo ihn die Leute sehr freundlich aufnahmen. — Indem er Charlotten heraus hob, machte diese verschiedene schrekhafte Bewegungen, wollte sich des Schnupptuchs entbürden, und verrieth überhaupt, daß sie von den guten Wirthsleuten Hülfe verlange. Diese würden sie ihr auch unfehlbar haben angedeihen lassen, wenn sie das wahre Verhältnis gewußt hätten. Aber der Junker warnte gleich beim Aussteigen, daß man seiner Frau (so nannt' er Charlotten,) nicht zu nah kommen solle, weil sie das ganze Jahr hindurch selten bei Sinnen sei, und in Einem fort zu schreien und Lerm zu machen pflege, weswegen er ihr denn auch fast immer den Mund mit einem Schnupptuche verbinde. Die Leute holten bey den Bedienten die Beiahung ein, und alles, was sie nun für Charlotten fühlten, war weiter nichts, als kaltes Mitleid, daß sie ein Narr sei, den durch die verhüllte Schönheit konnten sie ohnehin wenig gerührt werden.

Gegen zehn Uhr trug man das Essen auf, und alle fielen begierig darüber her; nur Charlotte nicht. Sie schien schlummern zu wollen, und lies das Essen stehen. Inzwischen sezte man sie in einen Lehnstuhl. Ein matter Schlaf zog ihr die Augen zu, und Herr von N. . hielt die Wache. Bald nach Mitternacht brachen sie wieder auf, und hielten Mittags in K. . an. Hier wurde Charlotte tödlich krank, und es brauchte fünf Tage, bis sie wieder gesund wurde. — Von der Verstellung, von den Schwänken, von den Kunstgriffen, die der

Herr von N. . anwenden mußte, um Jedermann glaubend zu machen, daß Charlotte nicht seine Entführte, sondern sein Weib sei, davon wollen wir izt stille schweigen. Genug, daß er Jedermann bei dieser Meinung erhielt, Niemand auf Argwohn gerieth, und er selbst wegen dem traurigen Schikfal seiner vermeintlichen Frau ausserordentlich bemitleidet wurde. —

So bald Charlotte genesen war, wurd' auch die Reise wieder fortgesezt. Der Junker und seine Leute blieben dabei, Charlotte sei närrisch, und so hatten sie nach ihrer Meinung weiter gar nichts zu besorgen. Als sie aber in F. . über Nacht lagen, wurden sie doch beinahe entdekt. — Ein Leiermann, der gerade neben dem Zimmer schlief, in dem sich der Kutscher und der Bediente befanden, konnte die halbe Nacht kein Auge zuthun. Es war daher sehr natürlich, daß er auf alles, was um und in der Nähe bei ihm war, genau Acht gab; und da hört' er denn, daß sich die Beeden in die Länge und in die Breite von Charlottens Schönheit unterredeten, und immer ihren Herrn priesen, daß er den fetten Bissen, wie sies nannten, für sich entführt habe, (denn davon wußten die Leute nichts, daß er sie für seinen Fürsten bestimmt hatte.) Der Leiermann horchte lange sehr aufmerksam zu, und würde vielleicht mehr Licht in der Sache erlangt haben, wenn er seine Nachbarn gekannt hätte. Da ihm dies aber verborgen war, so schlug er sich endlich das ganze Gerede wieder aus dem Kopf, leierte sich was vor, das wie

ein

ein Morgenlied klang, und sezte seinen Stab weiter.

Par Hazard gieng er den nämlichen Weg, den der Junker nahm, und war eben in einer kleinen Schenke bereits über seinem Mittagessen begriffen, als der Junker mit seinem Raube vor der Thüre hielt. Er hörte den Kutscher und den Bedienten reden, er erkannte gleich ihre Sprache, weil er sie erst die vorhergehende Nacht sehr deutlich gehört hatte, er erinnerte sich ihres Gesprächs, er sah Charlotten mit vermummten Gesicht in der Kutsche sizen — was war leichter, als daß ihm einfiel, dies könne vielleicht der fette Bissen seyn, den der Junker entführt habe? — In wenig Minuten war er mit diesem Gedanken so familiär geworden, daß er ihn gar keinem Zweifel mehr ausgesezt hielt, und fieng nun an, Spekulationen zu machen.

Der Junker stieg aus, trug Charlotten in seinen Armen die Treppen hinauf, und lies sich in dem obern Zimmer mit Speise bewirthen. Kaum hatte dies unser Leiermann in seine Sinne gefaßt, so schlich er gleichfalls die Treppe hinauf, machte sich mit seinem kläglichen Instrument zur Thüre hinzu, wünschte gesegnete Mahlzeit, und leierte. — Jagt den Schurken zum Teufel, sprach der Junker zu seinem Bedienten; was soll ich mir da die Ohren voll leiern laßen? — Der Bediente fuhr den armen Kerl, wies ihm befohlen war, ungestümm an: er leierte aber doch fort. Endlich kam der Junker selbst vor

die Thüre, schalt ihn einen Flegel, einen infamen Kerl, und droht', ihn die Treppe hinunter zu werfen. — Ei, ei, fieng der Leiermann ganz bedächtig an, ich dächte doch, Sie giengen mit unser Einem etwas bescheidener um! Johannes sagte zum König Herodes, es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib hast; und ich sage zu Ihnen, es ist nicht recht, daß sie da das arme Mädchen entführt haben. — Was willst du, Schlingel? Scher dich zum Teufel, fuhr ihn der Junker an, warf ihm ein Viergroschenstük zu, und dieser empfahl sich.

Charlotte, die sich nebst dem Bedienten und der Wirthinn in dem Zimmer befand, hatte nicht so bald die bedenklichen Worte des nach ihrer Meinung verkappten Leiermanns vernommen, als sie sich schon von ihrem Entführer erlößt zu seyn glaubte. Sie fieng daher mit einem Male einen gräßlichen Lerm an, sprang wie wüthend vom Stuhl auf, nannte den Bedienten einen Schelm, einen Betrüger, und klagte gegen die Wirthinn, daß sie der Herr, draussen vor der Thüre, mit Gewalt und Unrecht entführt habe. Was, rief die Wirthinn, entführt, entführt? — Schweig sie still, Frau Wirthinn, fiel ihr der Bediente in die Rede, und grif zugleich nach Charlotten, sieht sie denn nicht, daß alles eintrift, was ich ihr vorhin von unsrer gnädigen Frau gesagt habe? Jezt wandelt sie auf einmal wieder ihr gewöhnlicher Raps an, und da redt sie dann heraus, wies ihr vors Maul kommt. Bald glaubt sie, sie sei entführt, und ist doch schon über drei Jahr

meines

meines gnädigen Herrn Gemahlinn, bald denkt sie wieder, man wolle sie erschiesen oder erstechen, bald lacht sie, bald weint sie, bald tanzt sie, bald singt sie, und so gehts denn in Einem fort das ganze Jahr durch. O, sie glaubt nicht, Frau Wirthinn, was man immer dabei ausstehen mus! Jezt will mein Herr mit ihr ins Bad reisen, und probieren, obs nicht besser darauf wird.

Charlotte tobte indessen unaufhörlich, und suchte wieder zum Worte zu kommen, um die Wirthinn von ihrer Unschuld sowol als von den Unwahrheiten des Bedienten zu überzeugen, aber die Wirthinn hatte einmal so viel Zutrauen in die Aussage des Bedienten gesezt, daß sie eine weitere Untersuchung der Sache platterdings für unnöthig hielt, und begab sich also zur Thüre hinaus, in der Absicht, frische Teller zu holen. — Der Herr von N. . hatte während diesem Vorgang dem Leiermann nachgesehen, und um eben dieser Ursache wegen sich auf einen hinter dem Hause befindlichen Gang begeben. Es waren ihm daher die Erzehlungen seines Bedienten sehr unerwartet, als er voll Erstaunen und Unwillen über den Leiermann in die Stube zurük kam. Er glaubte nichts gewisser, als daß dieser Kerl ein Wahrsager sei, hielt sich an diesem Orte für unsicher, und lies nun über Hals und Kopf anspannen, um aus dem verdammten Neste, wie ers nannte, wieder fort zu kommen. Sein Befehl wurde auch ohne fernern Anstand vollzogen, und in wenigen Stunden hatt' er schon die ganze selbige Gegend aus dem Gesichte verlohren. — Nun

war er mistrauisch, sogar gegen seine eignen Bedienten mistrauisch, und vermuthlich würde er nun nirgends mehr eingekehrt seyn, wenn er noch lange zu fahren gehabt hätte, so aber hatt' er den größten Theil seiner Reise bereits zurück gelegt, und hofte, binnen vier und zwanzig Stunden zu Hause zu seyn. Er befahl daher seinem Kutscher, aus Leibeskräften darauf los zu fahren, und in achtzehn Stunden war er auch schon wirklich zu Hause. Und nun glauben Sie wol, meine Schönen, hab' er die Charlotte, so wie sie war, genommen, und zum Fürsten geführt, und sei Premieur Minister geworden? — Nichts weniger als das! Der schändliche Fürst war seit sechs Tagen an der Auszehrung gestorben, und sein Vetter, der ihm auf dem Thron folgte, war gerade das Gegentheil. — Nun stellen Sie sich einmal das entsezliche Schreken des Junkers vor, als er beim Aussteigen die traurige Nachricht aus dem Munde seiner Schwester erfuhr! Auf einmal mit allen seinen Hofnungen, mit allen seinen Aussichten zu scheitern! — Aber er hatt' es verdienet, der schändliche Jüngling, und gewiß haben viele unsrer Leser schon lange gewünscht, was ihnen hier ein Zufall eben zu gelegener Zeit so mildthätig darbietet — eine Gelegenheit, des Junkers verfluchte Absichten mit einander vereitelt zu sehen. Doch war Charlotten nur wenig damit geholfen.

Viertes

Viertes Kapitel.

Charlotte bricht das Bein.

Wems nur ums Grübeln zu thun ist, der wird sich vermuthlich schon lange darüber verwundert haben, daß Charlotte von der Stunde ihrer Entführung an bis zu ihrer Ankunft in des Junkers Vaterstadt fast immer gelassen war, und nur selten einen Versuch zu ihrer Befreiung probirte. Und in der That, wir selbst würden uns wundern, wenn wir nicht die nähern Umstände zu erfahren das Glük gehabt hätten! Ein Mädchen, frisch, und munter, und jung, und zärtlich geliebt, und nun auf einmal entführt, von einem Barbaren entführt, gemißhandelt, und doch meistens ruhig zu sehen? — Aller Wahrscheinlichkeit nach muß doch die Reise wenigstens vierzehn Tage gedauert haben, (denn fünf Tage war sie unterwegens krank gelegen,) und in diesen vierzehn Tagen sich nur zweimal nach Freiheit zu sehnen, nur zweimal sichs merken zu lassen, daß man befreit zu seyn wünsche? — Paradox! Wir gestehen es! Denn wir wissen wirklich nur die zween Fälle, die wir bereits erzehlt haben — Den einen in dem Dorfe, wo sie des Abends sehr spät ankamen, und den andern bei Gelegenheit des Leiermanns.

„Hol' euch der Henker mit euerm verdammten „Windmachen, wird uns vielleicht mancher Lieute„nant aus seiner Wachstube zurufen! Das müßte „mit dem Teufel zugegangen seyn, wenn sich Char-

„lotte nicht öfter geregt hätte! Macht nur einem „gescheiden Kerl nicht so einfältiges Zeug weis! „das Mädchen wird sich gewiß nach aller Mög„lichkeit zu helfen gesucht haben. Sie wird ge„schrien haben, sie wird gegen alle Vorüberge„hende die Hände ausgestreckt haben, sie wird „geweint haben — kurz um es ist erlogen, „daß sie sich nur zweimal geregt haben soll! — Sehr wol, mein Herr! Ihre Reden lassen sich hören. Aber izt hören Sie auch einmal uns an! — Allerdings hatte Charlotte mehr, als einmal, Gelegenheit, sich durch Rufen und Schreien in Freiheit zu sezen, und sie wird gewiß diese Gelegenheit nicht unbenuzt haben vorbeigehen lassen. Aber, wie war es möglich, daß sie Schuz finden konnte, da für ihr Rufen und Schreien schon weislich gesorgt war? Gleich Anfangs verband ihr der Junker den Mund mit einem Schnupptuche. Auf freiem Feld konnte sie also nicht schreien; und wenn sie auch allenfalls dies noch gekonnt hätte, wer wollt' ihr beistehen, da die Kutsche in vollem Rennen vorüber fuhr, und ein Einzelner gegen Dreie nie etwas vermocht haben würde? — Wenn freilich Ihre Kompagnie, mein Herr, angerükt wäre, und hätte bereits von der Sache Erkundigung eingezogen gehabt, denn wär' es ganz was anders gewesen. Dann hätte Charlotte gerettet werden müssen, und wenn noch zehn Junker bei ihr gewesen wären! Aber dieser Fall war nun einmal nicht, und also konnt' ihr auch nicht geholfen werden. — „Beim Essen aber, beim Essen, meinen Sie? Da mußte sie ja den Mund frei

und

und offen haben, da konnte sie auch nach Hülfe rufen.“ — Sehr gut! Dies hat sie ia auch gethan. Aber waren denn nicht gleich alle Leute wider sie eingenommen, so bald sie nur in die Stube trat? Hatten nicht der Junker und seine Leute auch auf diesen Fall für sie gesorgt, indem sie sie für närrisch ausgaben? — Da sehen Sie nun, was bei ihrem unzeitigen Poltern heraus kommt! Es war plattterdings nicht wahrscheinlich, daß sie gerettet werden konnte, es müßte denn durch ein Wunder geschehen seyn; und von Wundern — das wissen Sie ia wol, daß die Feenwelt schon lange untergegangen ist? —

Doch auch alles dies bei Seite gesezt! Nehmen Sie einmal an, wie Sie es allerdings annehmen müssen, daß Charlotte ein schwaches, zärtliches Mädchen war, die in ihrem Leben noch keine Bitterkeit des Schiksals versucht hatte, die immer gesund, immer frölich war, — nehmen Sie an, daß sie nun auf einmal in einen so schreklichen Zustand gerieth, ungewiß, welchem Unmenschen sie in die Hände gefallen sei, von ihrem Pflegvater, von ihrem geliebten Karl getrennt, ohne Trost, ohne Menschenfreund — mußte dies nicht eine mächtige Zerrüttung in allen ihren Sinnen, eine beinahe halbe Zerstörung ihres Daseyns hervorbringen? — Und so war gewiß der Zustand der armen Charlotte beschaffen! Wer wird nun in einer solchen Lage, wenn man auch Mittel zur Rettung vor sich hat, immer aufgelegt, immer sich selbst bewußt genug seyn, um sie

mit

mit Weisheit zu ergreifen und anzuwenden? — Was man auch sagen mag, wir glauben fest überzeugt zu seyn, daß sie ihre ganze traurige Reise hindurch nur wenige Augenblike an ihre Befreiung gedacht habe, weil sie zu schwach, weil sie in ihrem Innersten krank war. Und nun weiter kein Wörtchen davon, denn des ewigen Schwazens dürfte sonst vor Morgen schwerlich ein Ende werden! —

Ehe wir weiter gehen, müssen wir hier nothwendig bemerken, daß die Eltern des Herrn von N.. die wegen ihrer schwelgerischen Lebensart fast niemals in guten Umständen gewesen, schon lange gestorben waren. Eben dies war die Ursache, warum der Junker auf Akademien sehr kärgliche Revenüen hatte, und mit allen denjenigen einen vertrauten Umgang unterhielt, von deren Ueberfluß er sich reichliche Renten versprechen durfte. — Eine einzige Schwester, die in ihren Grundsäzen eben so verdorben, als er selbst war, war ausser ihm der ganze Ueberrest seiner sonst angesehenen Familie. Diese war schon von Charlottens Ankunft, und dem ganzen weitläuftigen Dessein ihres Bruders durch einen Brief, den er noch aus * * * an sie geschrieben hatte, umständlich unterrichtet, und nun durch den unvermutheten Tod des Fürsten natürlich eben so stark betroffen, als es ihr Bruder immer nur seyn konnte. So bald also Charlotte in ein Kabinetchen gebracht, mit etwas Speise versorgt, und der Aufsicht des Bedienten übergeben war, sezten sich der

Jun-

Junker und seine Schwester aufs Kanapee hin, und machten Grillen. — Was wirst du nun mit dem Mädchen anfangen, lieber Bruder, sagte sie zu ihm, da iezt unser ganzes Projekt verrükt worden ist? — Er gieng über zwei Stunden tiefsinnig in der Stube herum, sprach bald vom Erschiesen, bald vom Erhenken, bald vom Erstechen, und antwortete auf alle Fragen seiner Schwester nur mit halb gebrochenen Worten. —

Er übersah zwar die ganze erschrekliche Grösse seines Verbrechens, und fürchtete sich, entdekt zu werden. Aber des edeln Gedankens war er doch nicht fähig, sie wieder auf freien Fuß zu stellen. Sein ganzer Entschluß, nachdem er wenigstens sechs Stunden darüber nachgedacht hatte, war endlich dieser, daß er Charlotten heurathen wolle, und an Brod dazu, dachte er wird mirs der Himmel schon nicht fehlen lassen. — Mit diesem Entschluß trat er in das Zimmer seiner Schwester, und diese gab ihm den vollkommensten Beifall. Das Mädchen sei schön, sagte sie, und wer weis, ob du in der ganzen hiesigen Gegend ein solches antreffen würdest! — In ihren Gedanken war also alles, sogar die Vermählung schon richtig. — Charlotte sas inzwischen traurig in ihrem Kabinetchen, und hatte nun das erste Mal Muse genug, an ihren geliebten Karl zu denken. Er war ihr, zumal den lezten Winter hindurch, so theuer geworden, daß ihr sein Andenken nothwendig den bittersten Schmerzen erregen mußte. — „Wo wird er iezt seyn, mein Theurer, und vergeblich nach seiner

Char-

Charlotten suchen? Wie wird er weinen, wie wird er klagen, wie wird er die Hände ringen, wie gros wird sein Schmerz seyn! Ach wenn er wüßte, daß ich ihm so grausam entrissen wäre, hier — hier in diesem einsamen Zimmerchen wäre — Welten nähm' er nicht, um mich in dieser Hölle schmachten zu lassen! Der gute Karl! Und ich kann ihm nicht Nachricht geben, daß er mich retten soll? Kann seine Hülfe nicht annehmen, die er mir anbietet? — O warum schlug' ichs ihm aber auch ab, mit nach H. . zu reisen? Aus Delikatesse? Wird er aus dieser Delikatesse nicht eine vorsezliche Untreue folgern? — Nun wär' ich nicht in dem schmäligen Zustande, so ganz in einen Winkel hingeschleudert, und müßt' von der elenden Gnade eines niederträchtigen Entführers mich nähren!" —

Muthen Sie uns nicht zu, geliebte Leser, daß wir hier alle die Gedanken, die Charlotte in diesem einsamen Augenblike entweder hatte, oder doch haben konnte, getreulich specificiren sollen! So wenig es demjenigen, der sich selbst fleisig studirt hat, Mühe kosten wird, aus der Situation des armen Mädchens sich ieden ihrer zufälligen und nicht zufälligen Gedanken heraus zu denken, eben so gewiß ist es, daß es in der Folge noch mehrere Gelegenheit geben wird, wo wir sogar des Rathens werden überhoben seyn können.

Es hatte eben neun Uhr geschlagen, und Charlotte, die der langen anhaltenden Strapaze

noch

noch nie gewohnt war, wollte sich zu Bette begeben, um der ihr so nöthigen Ruhe endlich einmal recht herzhaft zu geniesen, und einen Theil ihrer Leiden darüber wegzuschlummern. Sie befahl daher dem Bedienten, der ihr so wol Mittags, als Abends das Essen gebracht hatte, sich zu entfernen. Dieser thats; aber gleich nach seiner Entfernung trat der Herr von N. . zur Stube herein, und machte durch seinen Anblik, daß Charlotte schrekhaft zusammen fuhr. Sie glaubte nun nichts gewisser, als daß es um ihre Ehre gethan seyn würde. — „Zittern Sie nicht, fieng er an, und lernen Sie nun in meiner Person nicht einen Grausamen, sondern einen Liebhaber kennen! Sie urtheilen viel zu falsch, wenn Sie mich aus meinem bisherigen Betragen beurtheilen wollen. Diese Behandlungen waren mir unvermeidlich, wenn ich mich anders meines Glüks, das einzig und allein in ihrem Besiz besteht, hinlänglich versichern wollte. Vergeßen Sie das, vergessen Sie es auf ewig, und betrachten Sie mich nun von diesem Augenblik an, als ihren Verehrer, als ihren Liebhaber! Sie werden finden, daß ich dieses schmeichelhaften Namens ganz würdig bin.“ —

Charlotte war äuserst erschroken, und antwortete nichts. Er wandte hierauf alle nur ersinnliche Schmeicheleien an, um sie von seiner Zuneigung zu überzeugen, und seine Schwester, die so wenig, als er, seit seiner Ankunft Charlotten besucht hatte, aber nun, wie dazu gerufen, sich einfand, gab allen seinen Versicherungen den möglichsten Nachdruk.

Sie

Sie sprachen von redlichen Absichten, von reiner Liebe, von Hochachtung, vom Sterben zu ihren Füssen, und Charlotte — blieb wie ein Stok sizen Ihr bisheriges Schikſal hatte ſie mürriſch gemacht: ſie bat alſo, man möchte ſie wenigſtens nur heute zufrieden und allein laſſen, ein ander Mal wolle ſie ihre Erklärung ſchon von ſich geben. — Der Junker verſicherte, daß er die Erklärung längſtens bis Morgen haben müßte, weil er die fernern Maasregeln in Anſehung ſeiner künftigen Lebensart ſchleunig darnach einrichten wolle. — Sie ſchwieg ſtill — Er wiederholte es noch einmal, und endlich ſagte ſie ihm ganz trozig zu, daß er morgen die Erklärung erhalten ſolle.

Der Junker und ſeine Schweſter giengen hierauf ab, und Charlotte legte ſich zu Bette. Aber leider konnte das gute Kind nur ſehr wenige Ruhe genieſen. Alles empörte ſich in ihr, und ie mehr ſie ihr Schikſal überdachte, deſto ſchreklicher waren ihre Ausſichten. Matt und niedergeſchlagen gieng ſie alſo des folgenden Tages in dem engen Stübchen herum, indem des Junkers Schweſter ſich anmeldete.

Dieſe hatte gleich von Anfang Charlottens blendende Schönheit bewundert, und wünſchte nun, da es mit dem Projekt wegen des Fürſten zu Ende war, in der That nichts mehr und nichts heftiger, als die Verbindung mit ihrem Bruder. Sie glaubte, daß von allen dem Glanz, den alsdann der Junker erhalten würde, auch etwas auf ſie zu-

rük strahlen, und in seinem Ansehen das Ihrige wieder aufleben werde. Voll dieser Gedanken begab sie sich also in Charlottens Kabinetchen, fragte, wie sie geruht hätte, und hatte sich nicht so bald niedergesezt, als sie schon im Namen ihres Bruders die Erobrungen anfieng. „Können Sie wol, fuhr sie fort, an den rechtschaffenen Absichten des Herrn von N. . zweifeln, da er sich Ihret wegen einer so mächtigen Gefahr ausgesezt hat? Wie leicht konnt' er verrathen, ertappt, eingezogen und als ein Räuber verurtheilt werden! — Er hörte von Ihrer Schönheit, er sah Sie, er wurd' entzükt, er wollte so geschwind, als möglich, in Ihrem Besiz seyn, er sah aber kein besseres Mittel vor sich, als die Entführung — wundern Sie sich nun noch, daß er das gethan hat, was Sie ihm so mächtig zur Last legen? — Ich selbst, wenn ich eben so gut mein Bruder oder sonst ein andrer Chapeau wäre, als ich gegenwärtig ein Frauenzimmer bin, ich selbst würde mich nicht enthalten gekonnt haben, eine gleiche Handlung zu unternehmen, um Sie, zwar mit anscheinender, aber auch zärtlicher Gewalt, wie hier der Fall ist, in meine Arme zu ziehen. Sehen Sie einmal in den Spiegel! Wen mus eine so göttliche Schönheit, eine Vereinigung so mannigfaltiger Reize nicht mit einem Male zu Boden schlagen, ihm sein ganzes Herz entführen, und alle Begierden in ihm aufleben machen? — O, meine liebste Charlotte, Sie verdienten eine Krone zu besizen, und gewiß, wenn Sie mein Bruder hätte, er würde sie heute noch mit Ihnen theilen! — Hier küßte sie sie feurig

auf die Wangen — aber Charlotte weinte. — Finden Sie, fuhr Philippine weiter fort, an meinem Bruder grose Aussäze zu machen, was hindert Sie, daß Sie sie mir nicht entdeken sollten? — Hier, meine Liebe — mein ganzes Herz ist für Ihre Geheimnisse offen! Fürchten Sie nichts! Und wenn auch mein Bruder wirklich lasterhaft wäre, wenn er all' Ihre Verachtung verdiente, könnte er denn nicht eine bessere, eine tugendhaftere Schwester haben? Und könnte denn diese nicht so viel über ihn vermögen, daß er sich nothwendig bessern müßte? — O, Sie trauen unsrer eignen Geschiklichkeit, unsrer Gabe zu überreden viel zu wenig zu, wenn Sie noch daran zweifeln wollen! Verlaßen Sie sich, verlassen Sie sich auf meine Freundschaft! — Wie Sie so nachdenkend werden! — Aber die Fehler meines Bruders — warum mißfällt er Ihnen? Warum halten Sie so zurük?" —

Charlotte versezte mit stotternder Stimme, daß sie bei einem Menschen, der sie so gewaltsam entführt habe, allerdings ein ganzes Kloak von Lastern vermuthen müsse, und sich daher nicht überreden könne, ohne Verstellung von ihm geliebt zu werden. Warum, sagte sie, wenn ihm meine Person so sehr gefallen hat — warum schlug er nicht andere und edlere Wege zu meinem Besiz ein? — Hätt' er tugendhafte Absichten gehabt, wie leicht würd' es ihm gewesen seyn, sich nach meinem Stande, nach meinen Eltern, nach meinen Anverwandten zu erkundigen! Würde er von diesen eine abschlägliche

schlägliche Antwort erhalten haben, alsdann wär' es erst Zeit gewesen, auf andere Mittel zu denken, und dann würd' ich ihm auch meine Entführung weit weniger verdacht haben, ob sie gleich in allem Anbetrachte immer eine niederträchtige Unternehmung bleibt." — Philippine mochte noch so viele Vorstellungen machen, sie blieben alle ohne Wirkung. Charlotte bestand darauf, daß sie ihren Bruder in Ewigkeit nicht lieben könne, lies sich sogar bei Gelegenheit entwischen, daß sie schon an einen Andern, und an einen Bessern, wie sie sagte, verschenkt sei, und erklärte sich kurz und gut, daß sie Alles erdulden würde, ehe sie eine so schändliche Verbindung eingienge. —

Des Junkers Schwester war mit dieser Erklärung schlecht zufrieden. Inzwischen brachte sie ihr doch einige Kleidungsstüke, die sie gegen ihre eigenen durch die Reise verdorbenen umtauschen sollte, und diese nahm auch Charlotte, aus Noth gedrungen, an. — Es währte hierauf nicht lange, als der Herr von N. . selbst ins Zimmer kam. Er wiederholte alle seine gestrigen Versicherungen, und betheuerte sie mit schweren Eiden. Aber Charlotte blieb taub. —" Glauben Sie wol, daß ich mir umsonst so viele Mühe gegeben haben würde, ein Mädchen zu rauben? Ein Mädchen, die nun ganz unter meiner Disposition steht, und von meinem Willen ihre Geseze erhält?" — Und wenn Sie alle Ihre Fragen und alle Ihre Betheurungen noch hundertmal wiederholen, sagte endlich Charlotte, so werde ich Ihnen doch immer die nämlichen Antworten geben.

Junker. Sie sind also fest entschlossen, mich nicht zu lieben, oder vielmehr fest entschlossen, mich zu verrachten?

Charlotte. Zu dem Erstern braucht' es weiter keinen Entschluß zu fassen; dies bringt schon die Natur unsers bisherigen Verhältnisses mit, und zu dem Leztern zwingen Sie mich durch Ihre Behandlungen.

Junker. Sie sind also auch fest entschlossen, in Ihr Verderben zu eilen?

Charlotte. Wenn Sie mit der Gewalt, die Sie nun einmal über mich haben, nach Belieben schalten und walten wollen, so werde ichs freilich nicht umgehen können: ausserdem aber halte ich dafür, ich würde immer in ein noch gröseres Unglük mich stürzen, wenn ich meine Ehre Ihrem Muthwillen Preis gebe, als, wenn Sie mich sonst mishandeln wollen.

Junker. Gut! Sie haben sich Ihr Urtheil selbst gesprochen! Nun sehen Sie den Himmel noch einmal recht an, den Sie werden ihn in Ihrem Leben nun schwerlich wieder zu Gesichte bekommen! In fünf Minuten sind Sie im Gefängnisse. —

Der Junker gieng mit diesen Reden zur Thüre hinaus, und lies Charlotten in der bittersten Wehmuth. Eine ungewöhnliche Vorstellung um die andere durchkreuzte iezt ihre Gedanken, und sie war

wenig von einer Unmacht entfernt, als der Junker zum zweiten Male die Thüre eröfnete. — Wollen Sie, oder wollen Sie nicht, rief er hizig hinein? — Nein! war die Antwort, und ehe sie das noch ausgesagt hatte, nahmen sie schon der Kutscher und der Bediente unter die Arme, und schleppten sie mit unmenschlichen Drohungen in das unterste Gewölbe. Der Herr von N.. sah ihr mit Hohnlächeln nach, und sie fluchte dem Bösewicht. — So bald seine Bedienten mit der süssen Beute die zwanzig Kellerstufen zurük gelegt hatten, banden sie sie mit festen Seilen auf einem eichenen Stuhl an, sezten ein altes halb zerstümmeltes Tischchen vor sie hin, und entfernten sich.

Nun sas sie da, die bedauernswürdige Charlotte, wie ein Missethäter, der ieden Augenblik sein Urtheil erwartet. Schreken und Verzweiflung fielen mit aller ihrer Schwere auf sie los, und sie würde gewiß längst vom Stuhle gesunken seyn, wäre sie nicht angebunden gewesen. — Von der tiefen schrekklichen Nacht, die sie umgab, von dem dumpfen Getöse, das auf ieden oberirdischen Fußtritt entstand, von der Herzensbeklemmung, von der Sinnlosigkeit, von dem Zittern Charlottens laßt uns iezt nichts sagen! Das Herz blutet uns, wenn wir uns die schaudervolle Scene nur halb denken; und sie ganz vor euch zu enthüllen, ganz vor euch her zu mahlen — das können wir nicht, das wollen wir nicht! Ihr werdet ihr dem ungeachtet euer Mitleiden nicht versagen, das wissen wir! —

Es wurde Mittag, und des Junkers Schwester wollte dem armen Mädchen eine Schüssel mit Suppe schiken; aber der Junker verbots. Es wurde Abend: sie wollte das Nämliche thun, und er litts wieder nicht. So wirst du ihr doch eine Lampe hin sezen lassen, sagte sie zu ihm, damit sie nicht ganz in Verzweiflung dahin stirbt?“ — Nach vielem Zureden befahl er endlich seinem Bedienten, dieses zu thun; und als dieser mit der Lampe die Stufen hinunter trat, sah er sie, wie eine Leiche, am Tisch sizen. — Der Kerl sei noch so ungehobelt, so wird er doch manchen Augenblik haben, in dem sich das Mitleiden bei ihm einfindet. Es that dem Bedienten wehe, daß er ihr nicht nach Wunsch aufwarten konnte. Sie klagte Hunger, und er mußt' ihr sagen, daß sie keine Speise zuerwarten habe; es dürstete sie, und auch dies schlug er ihr ab. — So muß ich also vor Hunger und Durst sterben? sagte sie — Dem Bedienten gieng diese Rede zu Herzen. Er bracht' ihr also heimlich das Uebrige von seiner Mahlzeit, und einen Krug Bier dazu. — Sie nahm Beides mit Heftigkeit zu sich, und versprach ihm, wenn ihr der Himmel wieder zur Freiheit verhelfen sollte, eine ansehnliche Belohnung. Er konnt' ihr weiter nichts, als eine gute Nacht wünschen, und gieng ab. —

Wie sich doch die Leute so geschwind ändern können! Der Schurke von Bedienten, der in dem Wirthshause, wo der Leiermann war, das Meiste zu Charlottens Befreiung beitragen gekonnt hätte,

wenn

wenn er sie nicht für närrisch ausgegeben, und der Wirthinn einen Wink von der wahren Geschichte mitgetheilt hätte, würde damals allen Segen des Himmels verdient, und das gute Mädchen dem auf sie wartenden Elend mit einem Male entrissen haben. Aber das that er nicht. Und warum that ers nicht? — Wars Furcht vor seinem Herrn, oder Haß gegen Charlotten? — Und warum wünscht' er ihr denn iezt ein besseres Schikſal, iezt, da es nicht mehr so sehr in seiner Macht steht, ihr zu helfen? Sollt' er hier weniger Furcht vor seinem Herrn haben, als dort im Wirthshause? — Du gewöhnlicher Schlag von Menschen! So lange du allenfalls die Rettung des Unglüklichen noch für wahrseinlich hältst, so lange rührt dich der Leidende nicht, du trägst vielmehr noch dazu bei, ihm das Bischen Hofnung, das ihm etwa noch zubliken möchte, vollends zu entreissen, um dich an seiner Verzweiflung zu weiden. Wenn aber der Elende einmal so weit unter der Last seiner Schmerzen erliegt, daß alle mögliche Rettung beinahe für unmöglich gehalten wird, dann stehst du, gafst den Unglüklichen an, wünschtest ihm zu helfen, und kannst nicht, weinst wol gar eine halbe Stunde lang mit ihm, daß dir das Herz pocht — aber was ists nun mit allem deinem Geheul, mit deinem Trostsprechen, mit deinem Bedauern? — Schall ists! Leerer Schall! Und's würde dich vielleicht doch ärgern, wenn der Unglükliche wieder glüklich würde. —

Stille! Die arme Charlotte weint in ihrem Gefängnisse; sie schluchzt — die heisen Thränen laufen ihr die Wangen herab — Daß wir ihr nicht helfen können! Und wir sind, das weis Gott, so eine mitleidende Kreatur, daß uns schon der Wurm rührt, den wir zufälliger Weise ertreten haben. — Aber werden wir sie denn immer so fort weinen lassen? Wird denn in ganz Teutschland keine Hülfe mehr seyn? Sind aller Ohren dem Rufe des Leidenden verstopft? Ist keine Salbe, kein Mittel mein, wodurch wir sie retten können? — — — Da stehen wir nun eben so hülflos, als Charlotte in ihrem Kerker sizt, und bedauern sie! Und das ist Alles? —

Alles in der Welt, und wärs noch so erschreklich, wenn ihrs uns wolltet erleben lassen, ihr guten Götter — nur keine solche Nacht, als die erste war, die Charlotte in ihrem Gefängnisse zubrachte! Was ihr euch Grauendes denkt, das Alles hat sie in dieser Nacht, und zum ersten Male in ihrem Leben empfunden. Nicht Gespenster, nicht Kobolde, wie etwa manche hochweise Dame, und mancher noch hochweisere Herr Pastor vermuthen möchte — aber Angst, tiefe Angst, die dem Knoten, an den unser unbedeutendes Daseyn geknüpft ist, die Auflösung drohte, Kälte und doch Todesschweis, unbeschreibliche Mattigkeit in allen Gliedern, und doch konnte sie sich nicht hinlegen, Steife in ihrem ganzen Körper, und doch konnte sie sich nicht von der Stelle bewegen! — O wer, war der verfluchte Dämon,

der

der dir, dem Junker von N. . den vermaledeiten Gedanken einblies, Charlotten ins Gewölbe zu sperren? So ein zartes, liebenswürdiges Mädchen in so gräßliche Bande zu legen? —

Des andern Morgens trat der Herr von N. . selbst ins Gewölbe, und fragte spöttisch, wie sie geschlafen habe? — Besser vielleicht als in Ihren Armen, war die Antwort! — dies verdros den stolzen eigenliebischen Junker so sehr, daß er ihr auf der Stelle den Tod schwur, und voll Unwillen zu seiner Schwester eilte. — Alleine diese, ob sie gleich im Grunde kein Haar besser, als ihr Herr Bruder war, war doch, wie es alle weibliche Selen sind, weit empfindender und mitleidender, als er, und suchte ihm den Gedanken, sie verhungern zu lassen, wieder auszureden, (denn davon, daß ihr der Bediente am Abend vorher etwas zugesteckt hatte, durfte er nichts wissen, und selbst seine Schwester wußt' es nicht.) Sie drang daher so lange mit Bitten in ihn, bis er ihrs heilig zusagte, daß sie Mittags und Abends ihr gewöhnliches Essen erhalten sollte. — Da der Bediente des Mittags mit der Speise zu ihr kam, so fragte sie ihn mit einer ganz bewegenden Mine; bringt Er mirs wieder von dem Seinigen? — Nein, sagt' er, mein gnädiger Herr schikts Ihnen" — Sein Herr? Und noch vor wenigen Stunden hat er mir hier den Tod geschworen?" — „Davon ist mir nichts bekannt. Aber an den Nägeln kaut er heute fleisig." —

Charlotte wurde nun alle Tage mit Speiß und Trank hinlänglich versorgt, und sie würde sich vielleicht nach und nach darein ergeben haben, wenn sie nur bequemer schlafen gekonnt hätte. Immer und immer angebunden auf einem Stuhle zu sizen, sich kaum rühren zu können, und doch in dieser Stellung schlafen zu müssen, ohne das Haupt nur ein wenig seitwärts anlehnen zu können, das nennen wir — unausstehlich! Und in der That würde es auch Charlotte in die Länge nicht ausgestanden haben. Sie hatte es bereits über acht Tage erduldet, und war ungeachtet ihres Essens und Trikens so elend dabei geworden, daß sie mehr einem Schatten, als einem Menschen ähnlich sah. — Der Bediente, der nunmehr ihr Vertrauter zu werden anfieng, hatte dies nicht so bald bemerkt, als er schon Fräulen Philippinen davon Nachricht gab, und diese trieb so lange an ihrem Bruder, bis er ihr endlich auch eine Bettstätte verwilligte. — Diese erhielt sie denn noch an dem nämlichen Abend, und nun konnte sie sanft schlafen. — Aber das Gewölbe, die traurige Lampe um sich her, nur selten von einem menschenfreundlichen Gesichte besucht — kann das wol ein sanfter Schlaf heissen, den man in einem solchen Behältnisse, und bei solchen Umständen schläft? — Wir wollen uns iezt hierüber nicht weiter einlassen, und nur so viel sagen, daß Charlotte nunmehr ihr Schicksal geduldiger, als im Anfang, ertragen habe. Ganz ohne Seufzen, ganz ohne Weinen gieng es nun freilich nicht ab: aber wie war das auch möglich, wenn sie an ihren vorigen Zustand zurük dachte?

dachte? — Wenn wir drei Tage lang auf Brennesseln gelegen hätten, und nun schliefen wir die vierte Nacht auf Stroh — würde uns dieser Schlaf nicht eben so sanft dünken, und wirklich eben so sanft seyn, als derienige, den wir sonst auf Stahlfedern schliefen? — Genug hiervon!

Charlotte war nun in so weit, als man in ihrer Lage zufrieden seyn kann, vollkommen zufrieden, und wünschte nun nichts mehr, als daß endlich einmal unvermuthet ihr Karl kommen, und sie aus dem Kerker erlösen möchte. Mit diesem Gedanken legte sie sich nieder! mit ihm stand sie wieder auf, und ob ihr gleich noch nie von der Wirklichkeit geträumt hatte, so war ihr doch dies Phantom so herzlich willkommen, daß sie alles andere darüber vergas, und nur dann die Eitelkeit ihres Wunsches erwog, wenn ihr der Bediente das Essen brachte.

Auf solche Art waren ihr nun schon über acht Wochen verstrichen, und sie hatte diesen ganzen Zeitraum über keine einzige lebendige Sele, als den Bedienten, und ein einziges Mal, wovon wir bereits oben erwehnten, den Herrn von N. . bei sich gesehen. Seit ienem Male kam dieser nicht mehr zu ihr, ob er gleich öfters an der Thüre nach ihren Thränen gelauscht hatte, und wir müssen uns über das Erstere bei seiner heftigen Leidenschaft eben so sehr verwundern, als es uns unbegreiflich fällt, daß er seinem Bedienten in Ansehung Charlottens so sehr getraut hat. Freilich war er nur ein Bedienter,

dienter, und von ieher dem Junker in allen mög-lichen Fällen getreu gewesen! Aber auch Bediente sind Menschen, und wie leicht konnte er aus Mit-leiden Charlotten auf flüchtigen Fus sezen? — Phi-lippinen war der Zutritt aufs schärfste verboten, und vielleicht würde diese der lieben Unglüklichen noch am verträglichsten gewesen seyn? Aber so fügt sichs immer, daß sogar dasjenige, was wir nur einiger Massen lieben, im Leiden von uns entfernt wird! Damits uns ia recht kränken soll, wie ienen Ge-fangenen, dem der Stokmeister sogar die Spinne nahm, mit der er sich aus Langweile sehr vertrau-lich bekannt gemacht hatte.

Acht Wochen lang also war weder der Herr von N. . noch seine Schwester zu Charlotten gekommen. Aber nun kam er auf einmal. Er war inzwischen durch verschiedene Kabalen Hofiunker geworden, und glaub-te nun nichts gewisser, als das Charlotte mit Freu-den seine Hand annehmen würde. So bald er also das Dekret in der Tasche hatte, stieg er die finstern Treppen hinab, erzehlte dem armen Mädchen seine dumme Neuigkeit, und drang nun mit Heftigkeit in sie, daß sie sich endlich einmal erklären sollte.— Sie bat sich noch vierzehn Tage Bedenkzeit aus, und er war damit zufrieden, aber aus dem Kerker, um das sie ihn auch gebeten hatte, entlies er sie nicht. — Und kaum waren diese vierzehn Tage verstrichen, als er sich schon wieder einfand, und mit äuserster Hartnäkigkeit auf der Erklärung bestande. Er hab' es nun genug, sagt' er, sich von einem

albernen

albernen Mädchen so lange herum foppen zu lassen sie sollte nun einmal heraus mit der Farbe — entweder Ja oder Nein! Wenn es aber das Lezte wäre, so würde sie seine ganze Strenge erfahren. — Ein gezwungener Wille, mein Herr, gab sie ihm zur Antwort, taugt in Ewigkeit nichts. Dies werden Sie vielleicht besser, als ich, wissen. Was hälf's also, wenn ich Ihnen iezt ein gezwungenes Ja sagte, und bei der ersten Gelegenheit auf und davon laufen würde? — Zeit müssen Sie mir lassen! Vielleicht entschliese ich mich doch noch dazu."—

Man kann sich leicht vorstellen, daß sie dieses nur aus Verstellung gesagt habe, um desto mehr Zeit zu gewinnen, sich noch irgend ein Hülfsmittel auszuspähen. Denn daß sie wirklich mit dem Gedanken umgegangen sei, ihrem Karl untreu zu werden, dies wird sich der scharfsichtige Leser, auch ohne unser Erinnern nicht einmal beifallen lassen. — Niemand hoft mehr, als der Unglükliche. Wie leicht, dachte sie, kann einmal Karl Wind von der Sache bekommen, und er sucht mich auf, und findet mich, und nimmt mich mit fort! Ist es denn nicht besser, ich suche meinen Entschluß, wenn er auch gleich nothwendig nicht anders als auf Nein hinaus laufen kann, so lange, als möglich zu verschieben? — Sagte ich dies Nein gleich iezo, so bin ich vielleicht den grausamsten Marten ausgesezt und wer wird diese so ganz gleichgültig ertragen können?"—

Seit dem sie gegen den Bedienten einiges Zutrauen gefaßt hatte, gieng sie schon oft mit dem Gedanken um, ihm ihr ganzes Verständnis mit Karl zu eröfnen, ihn um Dinte, Pappier und Federn zu bitten, einen Brief an Karln zu schreiben, und dem Bedienten die Bestellung desselben zu übergeben. Aber so ganz war sie doch noch nicht von allem Mistrauen leer, daß sie dies so gerade zu gewagt hätte. Und auch das bei Seite gesezt! Der Bediente konnte immer ein ehrlicher Kerl seyn! Wer stand aber Charlotten dafür, daß der Brief nicht verlohren oder aufgefangen würde? daß sie der Herr von N. . über dem Schreiben nicht antreffen würde? Und den Bedienten wollte sie doch auf alle Fälle nicht mit sich unglüklich machen. — Sie gieng also zur Zeit mit dem Gedanken lediglich schwanger, und verschob die Geburt desselben noch etwas weiter hinaus. Genug, daß sie iezt besser, als am ersten Tage, bewirthet, nicht mehr an den Stuhl gebunden, und zur Sicherheit weiter nichts, als ein fürchterliches Schloß an die Gewölbthüre gelegt wurde!

Aber wenn nun der Bediente Charlotten bedauert, wenn er Mitleiden mit ihrem Schikſal gehabt hat, konnte er denn nicht einen Weg zu Charlottens Befreiung ausfindig machen? War ihm nicht die ganze Stadt, die ganze Gegend bekannt? Konnt' er sie nicht des Nachts heimlich aus dem Gefängnis entlassen, und zugleich mit entlaufen? — Ja! muthe man nur das einem Bedienten zu, der sich

öfters

öfters auf seine Stelle eben so viel zu Gute thut, als mancher Kanzler in Frankreich! — Speise, Trank, sogar Geld würd' er mit ihr getheilt haben — aber seine Stelle darüber zu riskiren, das wollt' ihm nicht einleuchten, und die Wahrheit zu sagen, so war er auch noch niemals von Charlotten darum gebeten worden. Doch — Wohin? Wohin? — Eingelänkt, Räppchen, wir möchten sonst endlich gar unsern Weg verlieren! —

Charlotte war, wie wir gehört haben; aufs neue von dem Junker beunruhigt worden, und hatte eben mit den Worten geschlossen: „er müsse ihr Zeit lassen, vielleicht würde sie sich doch noch dazu entschliessen.“ — Was Zeit, und immer Zeit, prellte der Junker heraus! Sie haben schon lange Zeit genug zur Ueberlegung gehabt. Alles, was ich Ihnen nun noch einräumen kann, sind drei Stunden. Um Eins also — machen Sie sich gefaßt! Entweder meine Frau und glüklich, oder ein Bettelmönsch in tiefstem Elende! Haben Sie mich verstanden? — Punkt Eins! Nicht früher und nicht später! —

Nur noch drei Stunden, dachte Charlotte, indem er die Treppen hinan stieg? — Nur drei Stunden noch, und dann soll ich mich auf immer erklären? — Niederträchtiger Böswicht! daß dir nicht der Donner der Allmacht die frevlerischen Arme zerschmettert, die du vielleicht zu meiner Schande — Himmel! Und du wirst es so gleichgültig geschehen

geschehen lassen, daß er die Unschuld entehre, die Gesetze verlacht, der Gerechtigkeit spottet? — Das arme Mädchen befand sich wieder in einer schrecklichen Zerrüttung, als ihr der Bediente das Essen brachte. Da sie ihn sonst mit einer lächelnden Mine anzureden pflegte, so sas sie iezt, den finstern Blik auf die Erde geheftet, und schien ihn nicht einmal zu bemerken. Der Hunger bewog sie endlich, auf ihr Tischchen zu bliken, und siehe — was war das? — Alles im Ueberfluß! Speisen und Getränke, wie sie nur wählen mochte! — Warum thut er das? Um mich etwa desto gefälliger zur Erklärung zu machen? — Der Thor! Der mich durch Hunger nicht zwingen konnte, will mich durch Ueberfluß zwingen? — Sie belachte heimlich den thörichten Aufwand, und war nun um so fester entschlossen, ihn mit seiner zudringlichen Anforderung zurük zu weisen. Doch lies sie sich die aufgetragenen Gerüchte ganz wol schmeken. —

Es schlug Eins, und der Junker hielt sein Wort richtig. Mit dem Schlage kam er die Treppe herab, indem sie eben mit der Abfertigung einer Gansskeule beschäftiget war. „Nun fieng er an, wie siehts aus? Schon entschlossen?“ — „Sie werden mich doch erst essen lassen, ehe Sie meinen Entschluß verlangen?“ — „Das können Sie! Auch das Trinken soll Ihnen erlaubt seyn!“ —

Charlotte gieng nun mit ihrer Beschäftigung so langsam zu Werke, daß es dem Junker ganz sauer

ward

ward. Noch immer nicht fertig, rief er aus?“ — „Nur einen Augenblik noch! — So! Jezt bin ich fertig!“ — Mit diesen Worten legte sie noch ein sauber abgestreiftes Gänsebein auf den Teller, und stand auf. „Nun, was wollen Sie denn, war ihre Rede? — Der Herr von N. . der aus dem etwas muntern und leichtsinnigen Betragen, das aber lediglich die Folge ihrer Entschloßenheit war, den falschen Schluß zog, daß er nun mit einem Male triumphiren werde, stellte sich ganz beherzt vor ihr Tischchen hin, that, als ob er ihre Hand küssen wollte, die sie aber hastig zurük zog, und wiederholte dann seine uns schon bekannten Versicherungen. Werde ich wol, fuhr er fort, die gewünschte Erklärung erhalten? — „Welche Erklärung?“ — „Daß Sie mich lieben! — „Gehn Sie doch mit Ihrer seltsa„men Foderung!“ — Wie? Sie fangen schon wieder an, stolz zu werden?“ — „Auf Ehre und gutes Gewissen kann man mit Recht stolz thun, und ich würde untröstlich seyn, wenn man mir ie diesen Stolz entreissen könnte!“ — „Wie sie nicht so vornehm spricht! Ob Sie Ja sagen wollen, frag' ich Sie?“ — Nein, sag' ich Ihnen!“ — „Wollen Sie das Aeuserste wagen?“ — „Ja! Das will ich!“ — „Du dummes Nikelchen! So will ich dich nur auch von Stund' an zu den Schweinen in Stall sperren lassen.“ —

Kaum, daß Charlotte das Wort Nikelchen gehört hatte, so grif sie schon auf den Teller hin, brach das darauf befindliche Bein entzwei, und warf die Trümmer zornig dem Junker ins Gesichte. —

Dieser, der von der seltsamen Begegnung ganz ausser sich war, wollte Charlotten mit Schlägen überfallen, glitt' aber bei der schnellen Wendung, die er sich nahm, mit dem linken Fus aus, und fiel rüklings auf das Tischgestelle dergestalt hin, daß man schon alle Zeichen des Todes an ihm wahrzunehmen glaubte, indem eben der Bediente, wie geruffen, zur Thüre herein trat, und von dem unerwarteten Anblik wieder zurük bebte. Charlotte rief ihm mit hastiger Stimme, daß er seinem Herrn beistehen solle. Er trat hinzu, hob ihn auf — aber es war kein Leben in ihm. Er schüttelte ihn wol zwanzigmal in seinen Armen herum — da fieng er wieder an zu athmen. Er schüttelte ihn wieder — da giengen ihm die Augen auf, und nach unzähligen solchen Behandlungen kam es endlich so weit, daß er wie ein Taumelnder, an der Hand seines Bedienten geleitet, den Rükweg ergrif, ohne an Charlotten zu denken.— Diese sah zwar die Begegnis nicht für eine unmittelbare Strafe des Himmels an, doch glaubte sie, daß er diesen Zufall verdient habe, und schäzte sich glüklich, nur diesmal noch von seiner Hand errettet zu seyn.

Fünftes Kapitel.

Charlottens Krankheit.

Es giengen acht volle Tage dahin, ehe sich der Herr von N. . von seinem Schreken vollkommen wieder erholen konnte. Diese Zeit über wur-

de

de wenig an Charlotten gedacht, und sie genos der erträglichsten Ruhe. Sobald aber der Junker wieder auftreten konnte, fielen ihm alle die Beleidigungen, die er von Charlotten erduldet hatte, mit einem Male und in einer noch weit häßlichern Gestalt wieder bei, als sie wirklich gewesen waren. Er beschlos daher, sie nun alle Bitterkeit ihres Zustandes aufs Neue fühlen zu lassen. Sie wurde, wie im Anfange ihrer Gefangenschaft mit Seilen wieder auf den Stuhl gefesselt, mußte in dieser Stellung Tag und Nacht bleiben, und erhielt zu ihrer Nahrung auser Brod und Wasser nur selten eine bessere Speise, wenn es nicht der Bediente oder Philippine war, die ihr bisweilen ohne Vorwissen des Junkers etwas mittheilten.

In dieser Lage befand sie sich nun schon wieder acht Wochen, als sie nicht allein an ihrem ganzen Körper eine heftige Geschwulst, sondern auch überdies Symptomen eines hizigen Fiebers endekte. Sie klagte dies gegen den Bedienten, der nun von Tage zu Tage grösern Antheil an ihrem Schikfale nahm, und dieser wagte endlich die Ungnade seines Herrn so weit, daß er sie des Nachts von den Fesseln befreite, und ihr erlaubte, im Bette zu liegen. Sie glaubte Anfangs, daß dies ihre Geschwulst wieder heben würde. Aber, was konnt' es nüzen, da sie doch ieden Morgen wieder an ihren gewöhnlichen Siz geschmiedet, und vielleicht eben dadurch die Stärke der Krankheit um ein Groses vermehrt wurde? — Und wenn es auch allenfalls der Bediente

gewagt haben würde, sie den ganzen Tag im Bette liegen zu lassen — konnte sie wol mit kaltem Blute zugeben, daß er sich der Gefahr aussezen sollte, unversehens einmal von dem Junker überrumpelt zu werden? — Da die feuchte Kellerluft, die sie nun schon über vier Monate in sich geschluft hatte, bei der gegenwärtigen Herbstwitterung immer diker ward, und sich, wie ein Nebel, um sie herum zog, so mußt' es ganz natürlich mit Charlotten täglich schlimmer werden. Es waren also kaum wieder acht Tage verflossen, als sich schon eine ganze Auflösung ihrer Natur ankündigte; und der Bediente, dem dies alles so warm zum Herzen gieng, als ob ers selbst wär', trug Bedenken, diese Gewissens-Sache länger auf sich zu nehmen, und sagte es seinem Herrn über dem Essen gerade heraus, daß Charlotte unfehlbar sterben würde, wenn man sie nicht den Augenblik in ein besseres Zimmer verschafte.

Der Junker, dem es zwar die neun Wochen hindurch bisweilen eingefallen war, sich nach Charlotten umzusehen, uud sie weniger leiden zu lassen, schien von der Rede des Bedienten gar nicht gerührt zu werden, und stotterte ein ganz kaltes: so laßt sie eben hin fahren! heraus. Aber Philippine war mit dieser Aeuserung weniger zufrieden, als es der Bediente seyn mußte, und beschwor ihren Bruder bei allen Heiligen, daß er sie loslassen solle. Er wollte nicht. — Nach vielen fruchtlosen Versuchen erklärte sie endlich ohne Zurükhaltung, daß sie sein ganzes Verfahren anzeigen werde. Nun fieng er

doch

doch an, der Sache tiefer nachzudenken, und befahl endlich, daß man sie herauf bringen sollte. —

Stellt euch nun einmal alle die Bewegungen, alle die Blike eines todkranken Mädchens vor, die in dem Augenblik, da sie den Tod erwartet, aus ihrem Gefängnis befreit wird! Denkt euch die Wärme, die durch all' ihre Glieder sich ausbreitete, als der Bediente mit dem Kutscher herein trat, und ihr den Befehl sagte, sie wieder ans Sonnenlicht tragen zu dürfen! — Bei all' den Schmerzen, die sie empfand, bei all' ihrem Leiden, bei all' ihrer Schwäche richtete sie sich doch mit einer ungewöhnlichen Munterkeit in die Höhe, verbat sich das Tragen, und folgte ihren Leitern mit nachlässigen Schritten die finstern Treppen hinauf. —

Es war ein heller freundlicher Tag, als sich die Thür' öfnete. Der erste Lichtstrahl schien sie betäubend zurük zu prellen; aber Philippine, die ihr entgegen gekommen war, faßte sie mit Heftigkeit in die Arme, und begleitete sie in ein erwärmtes freundliches Zimmer, das zwar ganz oben am Dache, aber von einer solchen Beschaffenheit war, daß man nicht anders, als mit Zufriedenheit darinnen verweilen konnte. Charlotten war es nun freilich nicht um die Aussicht auf die Strasse zu thun; sie war schon getröstet, daß sie nur wieder Licht und Philippinen um sich sah, und legte sich sogleich abgemattet zu Bette. — Philippine schien nun ganz ihre Freundinn zu werden, und lies es an nichts fehlen, das

zu ihrer Besserung nur das Mindeste beitragen konnte. Sie sas fast den ganzen Tag bei ihr am Bette, entfernte ihren Bruder so viel, als möglich, von ihr, und lies sichs angelegen seyn, sie nur von solchen Sachen zu unterhalten, die ihr nothwendig willkommen seyn mußten. Aber aller dieser Fürsorge ungeachtet gieng ihr doch immer noch dasjenige ab, was Charlotte am meisten zu wünschen pflegte — ein Arzt, dem sie sich mit Zutrauen überlassen könnte.

Der Junker und seine Schwester hatten dies freilich schon längst in Ueberlegung gezogen. Aber wie wollte mans anstellen, ohne vor der ganzen Welt entdekt zu werden? Man hätte doch dem Arzte die Umstände des Mädchens erzehlen müssen, und sie selbst würde vielleicht nur mehr, als zu viel, davon erzehlt haben — Also — Mit dem Arzte wars nichts! Dem Junker dacht' es genug zu seyn, wenn er nur fleisig Konsilia einholte, und nach diesen oft übereilten Konsilien pflegte er nun Charlotten selbst zu kuriren. Aber seine Kur war von weniger Wirkung. Die Geschwulst hatte sich zwar wieder verloren, doch empfand sie die fieberhafte Mattigkeit noch immer. Sie brachte daher die meisten Nächte ohne Schlaf zu, und was war da natürlicher, als daß sie sich an ihren guten Karl erinnerte? — „Wird er mich wol noch lieben, fuhr sie einmal, wie vom Traum erwachend in ihrem Bett' auf, und sagte dies so laut, daß es Philippine in ihrem Schlafzimmer hörte? Wird er mich lieben, wird er noch leben, wird Ko-

lomann noch seyn? — O, wenn er seine Charlotte geliebt hätte, er würde sie in allen Welttheilen aufgesucht, er würde sie nicht so im Elende gelassen haben!“ —

Wenn sie vielleicht ihren Karl weniger gekannt hätte, so möchte sie ihn leicht aus der Ursache des Kaltsinns angeklagt haben, weil es nach ihrer Meinung beinahe unmöglich war, daß er nicht in den verschiedenen Schenken, wo sie sich theils bei Tage, theils bei der Nacht aufhielten, etwas von ihrer Marschrute sollte ausfindig gemacht haben. Aber dies hatte der gute Karl nicht zu befürchten. Sein Bild war mit unauslöschlichen Zügen in ihre Sele gemahlt; sie kannte nichts Bessers, nichts Vortreflichers ausser ihm; er war ihr Alles, so wie sies ihm war. Jeden Augenblik sas sein Andenken bei ihren Schläfen, und so viel einsame Stunden, so viel kummervolle und thränenreiche Erinnerungen an ihren unvergeßlichen Geliebten! — Bei solchen Umständen waren aufs Neue sechs Wochen verstrichen, als es dem Herrn von N. . schon wieder einfiel, Charlotten in Unruhe zu sezen. Ob sie gleich noch immer nicht ganz gesund war, so dünkte sie ihm doch zu seinen Absichten es genug zu seyn. Er erneuerte daher seinen Antrag mit der verbindlichsten Zusicherung, daß er sie heurathen würde, und schlos endlich, nachdem sie ihm wieder tausend vergebliche Vostellungen gemacht hatte, mit dem entsezlichen Ausspruch: daß, wenn sie sich ihm innerhalb acht Tagen nicht auf Discretion überlassen würde, so

wollt er alsdann dasjenige mit Gewalt zu erlangen suchen, um das er sie nun schon so unzähliche Male fast fußfällig gebeten habe.“ — Alles, was Charlotte darauf antworten konnte, bestand in einer stummen Thräne, die sie nachlässig auf das Schnupftuch herab tröpfeln lies, und in einem tief geholten Seufzer, der dem armen gepreßten Herzen Luft machte. Noch nie hatte sie eine so grose Neigung zu entfliehen in sich gefühlt, als eben iezo. Aber, wie sollte sies anfangen? — Ohne Beistand, ohne Rathgeber! Der Bediente war nach ihrer Meinung ein unvermögender Mensch, und doch war er der einzige noch, zu dem sie einiges Zutrauen hegte. — Mehr als zehnmal wünschte sie sich nun den Tod, dem sie erst kürzlich so nahe war: aber noch nie ist dieser den Sterblichen zur gelegenen Zeit gekommen und ihn so, wie der arme Werther, mit Gewalt zu sich zu ziehen — das ist nie der Vorsaz eines vernünftigen, sondern immer die That eines schwärmerischen Kopfes gewesen.

Der sechste Tag gieng eben vorüber, und Charlotte zitterte schon vor dem Anbruche des achten. Die Vorstellung der schreklichen Zukunft zwang sie zu einem Strome von Thränen, und indem sie eben, wie darinnen gebadet, auf dem Stuhl sas, kam der Bediente zu ihr, bot ihr einen guten Abend, hies ihr frölich zu seyn und sich auf ihn zu verlassen, und gieng wieder fort. — Sein unvermutheter Eintritt — seine Worte — die Mine, mit der er sie sagte — seine geschwinde Entfernung — alles sezte sie in

Erstau-

Erstaunen. „Sollt' er wirklich einen Vorschlag zu meiner Befreiung im Sinne haben? Sollt' er etwa schon damit beschäftiget seyn? Sollte das sein Ernst gewesen seyn, was er gesagt hat? — Wie wird — wie kann er mich erretten?“ — Der Bediente kam wieder. „Legen Sie sich heute die ganze Nacht nicht zu Bette, und bleiben Sie angezogen, sagt' er ganz leise zu ihr! Ich stehe Ihnen für den guten Ausgang. — Und fort war er wieder. — Zweifel und Hofnung marterten nun die arme Charlotte noch ärger, als iemals. Sie beschlos endlich alles zu erwarten, was es auch seyn möge. Und hierüber wurd' es Nacht. —

Philippine war seit drei Tagen nicht zu ihr gekommen. Das machte ihr Kummer. „Vielleicht wird sie heute mit mir essen? — Aber es wurde nichts draus. Charlotte mußte allein essen. Sie wurde schläfrig. Aber sie dacht' an die Rede des Bedienten, gos frisches Oel nach, und blieb munter.

Sechstes Kapitel.

Freude für alle, die Charlotten lieben!

Ganz und gar unbemerkt dürfen wirs doch nicht lassen, daß der Junker schon vor einigen Monaten einen Brief vom Herrn Martin erhalten, worinnen ihm dieser nicht allein mächtige Vorwürfe wegen seiner Unredlichkeit machte, und die Ursache seines heim-

lichen Abschieds zu wissen verlangte, sondern auch hartnäkig darauf bestand, daß er ihm entdeken sollte, ob Charlotte bei ihm, oder irgendwo anders sei, weil er im ersten Falle zu ihm zu reisen und die Beute gemeinschaftlich mit ihm zu theilen fest entschlossen sei. — Der Junker hielt es für unnöthig, ihm zu antworten, und lies ihm durch seinen Bedienten unter dem verstellten Namen des Postmeisters die Nachricht schreiben, daß sich noch nie ein Herr von N. . in der hiesigen Gegend aufgehalten habe, wol aber kenne er einen Herrn dieses Namens, der gegenwärtig in Siebenbürgen lebe, und an diesen habe er auf gerathe wol den Brief abgehen lassen. Der Junker glaubte die Sache recht fein gemacht zu haben, und hatte nicht in Ueberlegung gezogen, daß es einem Postmeister nicht gezieme, die Briefe so gerade zu aufzubrechen, welches doch aus der Nachricht, die er an Herrn Martin schreiben lassen, nothwendig folgen müßte. Er wollte daher mit dem Kopf wider die Wand rennen, als ihm wenige Tage nachher diese unverzeihliche Dummheit in die Augen fiel, und der Fehler nicht mehr zu bessern war. — Ob nun Martin auf diese Nachricht wieder geantwortet, oder ob er sich sonst auf Kundschaft nach des Herrn von N. . und Charlottens Aufenthalt gelegt habe, das getrauen wir uns so genau nicht zu bestimmen. — Schande genug für ihn, daß er bei all' der Wissenschaft, die er von Charlottens Entführung hatte, bei all' dem Jammer, der darüber in seiner Familie entstand, das tiefste Stillschweigen hielt, und seinem Vater, der doch so sehnlich nach

Charlotten seufzte, nicht die mindeste Spur von der wahren Geschichte endekte! Aber freilich muthen wir ihm da zu viel zu. Mußte denn nicht, wenn der ganze Handel ans Licht kam, immer die meiste Schuld auf ihn zurük fallen? War er nicht der Anstifter, der Urheber alles Bösen, das durch Charlottens Entführung kam? Hätte ers nach dieser Entdekung wol iemals wieder wagen dürfen, seine Augen gegen Karln oder Charlotten, oder sonst eine ehrliche Sele aufzuheben? — Der Elende! Und vielleicht hätt' ers doch gestanden, wenn er nur nicht so ausserordentlich darinnen verwikelt gewesen wäre? Vielleicht? — Freilich mögen wir uns übers Vielleicht nicht hinaus wagen, denn der böse Martin hat uns schon zu viel schlimme Händel gemacht, als daß wir noch eine Apologie für ihn schreiben könnten. Und, wo sind wir denn nun stehen geblieben? — Bei Charlotten? — Sie gos frisches Oel nach und blieb munter. Richtig! —

Gleichwie diejenigen, welche (wie bereits im ersten Theil dieser Geschichte angemerkt worden,) das Vertrauen auf den Himmel gar zu pünktlich und buchstäblich nehmen, und in der angenehmen Hofnung, daß ihnen Gott das liebe Brod im Schlaf zusteken werde, sich in der unverzeihlichsten Unthätigkeit verlieren, den gröbsten Fehler sowol gegen sich, als gegen den Begrif von der Gottheit begehen: eben so fehlerhaft handelt auch derjenige, der daraus, daß einigen schwachen Köpfen nicht zur Stunde, da 's ihre Leidenschaft verlangte, durch

ein

ein Wunder vom Himmel geholfen würde, den irrigen Schluß zieht, als obs Vertrauen auf die Vorsehung eine blose Chimäre sei, und eben daher schon bei der geringsten Noth, die ihn anwandelt, traurig die Flügel sinken läßt, ieden Trost verlacht, und der Verzweiflung tollkühn entgegen wandelt. — Wir würden Charlotten zu nahe treten, wenn wir sie unter die leztere Gattung zehlen wollten; denn wirklich hatte sie immmer ihr stärkstes Vertrauen auf den Himmel, und nach diesem auf ihren geliebten Karl gesezt, und eben daraus läßt sich die Standhaftigkeit erklären, die sie so lang und unter so vielen Trübseligkeiten muthig gezeigt hat. Und doch fieng sie beinahe an kleinmüthig zu werden, da es schon Mitternacht war, und sie immer noch keine Anstalten zu ihrer Befreiung sah, womit ihr der Bediente den Kopf erwärmt hatte. Der sechste Tag vorbei — der siebente im Anzug, und am achten — Ach — am achten sollte die That geschehen! Aber der gütige Himmel hatte schon längst für sie gewacht, und erhielt sie. —

Des Junkers Hause gegen über wohnte der Regierungs-Präsident, der ein wakrer, rechtschaffener Mann war, und auch nicht einmal den Schein des geringsten Unrechts erdulden konnte. Sein Haus war ein Sammelplaz schöner, ungekünstelter Freuden, geschmakvoller Unterhaltungen, und wer von ihm gieng, ohne was Gutes empfangen zu haben, der mußt' entweder ein schlechter niederträchtiger Mensch, oder ein Jude seyn. Die leztern konnt'

er

er nie leiden — Dieser rechtschafne Mann hatte schon Charlotten gesehen, als sie vor sechs Monaten mit dem Herrn von N. . angekommen, und in seinem Angesicht aus der Chaise gestiegen war. Er hielt sie damals für eine Anverwandte des Junkers, und bekümmerte sich in der Folge eben so wenig darum, ob sie noch da, oder wieder fort sei, als sich der Kaiser von China um die Wunderkuren des Herrn Gaßners bekümmert. Inzwischen mußte sichs zufälliger Weise fügen, daß ihn eben die Person, die ihm damals so gleichgültig war, nun am meisten, wiewol unbekannt, zu interessiren anfieng.

Seitdem Charlotte aus dem Gewölbe genommen, und, wie wir wissen, in ein Dachstübchen gebracht war, begann der gute Regierungs-Präsident, der, wie uns zuverlässig bekannt ist, Herr von Fletsen hies, wichtige Entdekungen. Er war gewohnt, bis tief in die Nacht zu arbeiten, und da er noch nie, so lang er auch schon in des Junkers Nachbarschaft war, in dem besagten Dachtstübchen Licht gesehen hatte, überdies auch genau wußte, daß sich die sämtlichen Domestiken des Herrn von N. . in der untern Etage befanden, so erregte dies seine Aufmerksamkeit ganz ungewöhnlich, als er mehr denn acht Tage hinter einander iede Nacht Licht sah. Er versucht' es einige Male, bis gegen vier Uhr munter zu bleiben, und das Licht brannte eben immer fort. — Vielleicht, daß es Ahndung war, vielleicht, daß er überhaupt dem Junker nicht viel Gutes zutraute, — genug, er wurde neugierig, und dies in einem

so

so vorzüglichen Grade, daß er Alles anzuwenden beschlos, um hinter die Wahrheit zu kommen. Er erzehlte seiner Gemahlinn von dieser Erscheinung, und diese versicherte ihn gleichfalls, daß sie neugierig sei, weil sie die Entdekung eben so gut, als er, schon vor einigen Tagen gemacht habe. Das einzige war nur noch — wie wollte man schiklich dahinter kommen, da man mit dem Herrn von N. . keine Bekanntschaft hatte? —

Wunderbar trug sichs zu, daß eben der Bediente, der Charlotten fesseln und wieder los binden mußte, auch in dem Hause des Herrn von Fletsen, und zwar ziemlich bekannt wurde. Er hatte sich in das Fletsische Kammermädchen verliebt, und immer iede Gelegenheit abgepaßt, wo er sie von seiner zärtlichen Neigung recht ungestört unterhalten konnte. Das Mädchen liebte ihn gleichsfalls, aber lange nicht so vorsichtig, daß es nicht die Frau von Fletsen entdekt haben sollte. Sobald also der Präsident seiner Gemahlinn die ausserordentliche Neugierde verrieth, und mit ihr zu berathschlagen anfieng, wie man wol am ersten und leichtsten hinter die Wahrheit kommen könne, so fiel ihr gleich des Junkers Bedienter und sein Umgang mit ihrem Kammermädchen ein, und sie versicherte ihren Gemahl, daß sie das anscheinende Geheimnis schleunig enthüllen werde. — Es soll mir lieb seyn, gab er zur Antwort, und sie sann' nun auf nähere Mittel, die ganze Sache ans Licht zu bringen. —

Sie rief dem Kammermädchen. Die erschien. — „Kennt sie nicht den Bedienten des Herrn von N. . ?“ — Das arme Mädchen wurde roth bis an die Ohren. — „Nun? Ob sie ihn nicht kennt?“ — Sie wurde noch röther. — Nach vielem Hin- und Wieder Reden, und nachdem sie die Frau von Fletsen treuherzig gemacht, ihr auch die Versicherung gegeben hatte, daß das Geständnis von keinem Nachtheile für sie seyn sollte, gestand sie ihr denn endlich, daß sie ihn kenne, und zwar sehr genau kenne. Frau von Fletsen sagt' ihr, daß sie das schon längst gewußt habe, und bereitete sie nun zu ihrem Vorhaben. — Das Mädchen horchte. Sie erwartete was Seltsames, was Ausserordentliches. Und was war's denn am Ende? — „Daß sie bei einer gelegenen Stunde, oder vielmehr bei einem gelegenen Augenblik des Junkers Bedienten ausforschen sollte, wer denn wol in dem Dachstübchen logire.“ — Das ist es alles, Madame? O, damit will ich bald fertig werden! — Wer war begieriger, als Frau von Fletsen? Und wer higiger, als Mademoisell Klarisse, sich durch diese Entdekung einiges Verdienst zu erwerben?

Der arme Johann wurde gleich am darauf folgenden Abend in eine schrekliche Inquisition genommen; Daumenstöke und Alles lag bereit; er sollte gestehen, und Johann gestand nichts. Es giengen mehr, als drei Wochen vorüber, und es wurde ihm endlich sogar der Kuß versagt; aber er gestand nichts. „Es müsse nicht recht richtig in dem Dachstübchen

stübchen seyn, sagt' er, und das war Alles. — Inzwischen begann die Frau von Fletsen ungeduldig zu werden, und das um so mehr, da sie noch jede Nacht das Licht brennen sah, und ihr Gemahl ein Gleiches bemerkt hatte. Man überlies es aber doch der weitern List des Kammermädchens, die Sache auszuspähen, und spizte nun die Ohren voll groser Erwartungen. —

Es giengen wieder acht Tage vorüber, und Johann gestand nichts. „Das hat doch der Henker gemacht mit dem Kerl, dachte das Mädchen! Es muß noch heraus, es mag kosten, was es auch wolle! — „Weiß er was, Johann? Wenn er mir nicht sagt, wer in dem Dachstübchen logirt, so kann er wieder hingehen, wo er her gekommen ist. In meinem Leben soll er mir nicht mehr unter die Augen treten, wenn er mir das Ding nicht sagt! Ja! Gewiß und wahrhaftig! Ausspeien will ich vor ihm!" —

Der Bediente glaubte, daß es nur Scherz sei, und fand sich den nächsten Abend zur gewöhnlichen Stunde wieder ein: aber Klarisse blieb aussen. Den andern Tag wieder so, und den dritten auch wieder! — Das that dem Kerl schreklich weh, denn er hatte das Mädchen bis zum Tollwerden lieb, und konnte kaum eine Stunde ohne sie leben. Sollt' er ausbleiben? Sollt' er sich selbst verläugnen? — Mit nichten, würde bei dieser Gelegenheit ein Notarius sagen, und Johann, der doch wirklich kein Notarius war, sagte, auch

auch mit nichten! — Er gieng den vierten Tag eben so gut, wie die vorhergehenden, an den abgeredeten Ort hin, und sieh — das war ein Wunder, daß Klarisse doch endlich einmal da war! — Die Wahrheit zu sagen, so war ihr der Kerl eben so sehr ans Herz gewachsen, als sies ihm war, und was wär' denn wol auch am Ende bei solchen Nekereien heraus gekommen? — Inzwischen hatte sich Johann die bisherige Begegnung dem ungeachtet zu Gemüthe gezogen, und war fest entschlossen, künftighin galanter zu seyn. Das Mädchen hatte daher ihre alte Inquisition nicht so bald wieder mit ihm vorgenommen, als er schon an zu beichten fieng, aber sich nicht weiter heraus lies, als daß es ein Gehemnis sei, das er sorgfältig verschweigen müsse. — „Was ists denn nun aber, wenn er mirs sagt? Glaubt er nicht, daß ich auch verschwiegen bin?" — Mit nichten! — Aber, was schadts ihm denn, wenn er mirs sagt?" — Das, daß mich mein Herr darüber zum Teufel iagt! — „Das alles? — Zwar es ist doch viel! — Aber hör' er, will er nicht nur eine Viertelstunde noch warten, bis ich wieder komme? Ich muß den Augenblik zu meiner Herrschaft." —

Der Bediente versprachs. — Indessen lief Klarisse mit brennendem Kopf zur Frau von Fletsen, und berichtete ihr, daß sie endlich ihren Galan so weit zur Entdekung des Geheimnisses disponirt habe, daß er's den Augenblik heraus sagen würde, wenn er nur nicht fürchten müßte, seinen Dienst darüber einzubüssen. „Weiter steht ihm gar nichts im Wege,

sprach Frau von Fletsen? — Gut! Ich will mit meinem Herrn reden!“ — Sie gieng hin, und dieser gab das feierliche Versprechen von sich, daß, wenn ihm die Entdekung des Geheimnisses wider Vermuthen den Verlust seines Dienstes nach sich ziehen sollte, so wollt' er ihn selbst in seine Dienste nehmen. — Das war genug gesagt! — Die Frau von Fletsen sagt' es Klarissen, und diese lief nun, wie vom Winde beflügelt, wieder zu ihrem Johann zurük, der halb erfroren hinter der Hofthüre lehnte. Sie überhäufete ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen, nannt' ihn einen guten Johann um den andern, und kam endlich wieder auf den vorigen Discours zurük. — „Also, er fürchtet sich blos, fortgejagt zu werden, sonst würd er mirs doch sagen?“ — Ja, wenn das nicht wäre, so würd' ich Alles auf der Stelle entdeken. — „Wenn sich nun aber ein vornehmer Kavallier fände, der ihn alsdann wieder in Dienste nähme — wie meint er?“ — Wer steht mir aber dafür? — „Ich!“ — Ach, mit den Einfällen! — „Aber in allem Ernste! Der Herr von Fletsen hat sich erst diesen Augenblik erklärt, daß er ihn auf den Fall, daß er davon gejagt werden würde, in seinen Dienst nehmen wolle. Will er mir nun das Geheimnis nicht entdeken?“ — Wenn mirs der Herr von Fletsen selber sagt, dann will ichs glauben, und hernach will ich auch alles heraus beichten. — Genug! Das Mädchen rapportirte davon, und der Herr von Fletsen befahl, man sollte den Johann vor ihm kommen lassen. Als sich aber Klarisse nach ihm umsah, war er verschwunden. —

Sein Verschwinden, das aus verschiedenen Ursachen sehr nothwendig war, hatte weiter nichts, als einen Tag Aufschub verursachet, denn am folgenden Abend fand er sich richtig wieder ein, um nun mit Klarissen wegen des gestrigen Gesprächs ausführlicher zu reden.

So bald er ankam, sagte ihm schon das Kammermädchen, daß er Befehl habe, zu dem Herrn von Fletsen zu kommen. Er bedachte sich Anfangs — doch wars ihm lieb, und er gieng hinauf. — Der Herr von Fletsen war nicht gewohnt, viele Umstände zu machen. Er erklärte also dem Johann gerade heraus, daß er schon über sechs Wochen in dem Dachstübchen seines Herrn ein sonst nie gewöhnliches Licht bemerkt, daß ihn dies aufmerksam gemacht habe, daß er die Bedeutung desselben zu wissen verlange, daß er sie von ihm erwarte, und daß, wenn ihm allenfalls seine Treuherzigkeit Schaden zufügen sollte, er auf ieden Fall bereit sei, ihn in seine Dienste zu nehmen. — Mehr brauchte es nicht, um die Verschwiegenheit des Bedienten mit einem Male über den Haufen zu werfen, und in der That war es auch nichts Geringes, von seinem unbeträchtlichen Herrn zu dem Herrn von Fletsen zu kommen. Johann war also, wie der Bliz, mit seinem Geheimnis heraus. Er erzehlte die ganze Entführungs-Geschichte mit allen Umständen, die grausamen Behandlungen, die Charlotte bisher erdulden müssen, ihre Gelassenheit dabei, ihre Schönheit, ihre Tugend, seinen Antheil an ihrem Schiksal — kurz, es

war auch nicht ein Bubstabe aus dem ganzen Alphabete vergessen worden, das er dem Herrn von Fletsen hersagen sollte, und dieser war mit seiner Offenherzigkeit vollkommen zufrieden. Er versicherte ihn nochmals seiner Protektion, und fragt' ihn nun, ob er nicht zur Befreiung des armen Mädchens mit Hand anlegen wolle. — Johann stuzte — es war ihm warlich eine bedenkliche Frage — doch versprach er, bis kommenden Morgen seinen Entschluß zu fassen, und die Art und Weise, womit man die Befreiung vornehmen könne, in Vorschlag zu bringen. So bald sich der Bediente wegbegeben hatte, fiel der Herr von Fletsen in ein anhaltendes Nachdenken. „Wenn es wahr ist, dacht' er, was mir nur erst der Bediente gesagt hat — wenn das Mädchen brav, schön und tugendhaft ist, wenn er sie mit Gewalt entführt hat, und nun in dem erbärmlichsten Zustande gefangen hält — sollte da nicht der Arm der Gerechtigkeit drein schlagen dürfen? Sollt' ich nicht einen Befehl auswürken können, der den Lasterhaften sogleich in Verhaft, und Charlotten in Freiheit brächte?" — Frau von Fletsen war um einen ziemlichen Theil neugieriger noch, als ihr Gemahl, und kam also bald nach des Bedienten Abtritt gleichfalls in die Stube getreten. Sie fand ihn in tiefes Grübeln verwikelt, und wollt' eben nach der Ursache fragen, als er ihr schon zuvor kam, und den ganzen schändlichen Handel erzehlte.

Sie erstaunte, weinte, strampfte mit den Füssen über die Ungerechtigkeit des barbarischen Herrn von N. ., drohte, sich im Namen ihres ganzen Geschlechts an ihm rächen zu wollen, und äuserte endlich den Wunsch, das arme Mädchen bei sich zu haben. — Ihr Gemahl sagt' ihr von seinem Vorsaze, daß er sie mit Gewalt von ihm abholen, und ihn der Gerechtigkeit überliefern wolle; aber sie misbilligte das. „Könnt' er, sprach sie, bei solchen Umständen nicht das Aeuserste wagen? Zuerst Charlotten und hernach sich ermorden? — Was thut man nicht, wenn man sich einmal so weit gebracht sieht, daß man sein gröstes Guth verlieren, und zugleich ins Gefängnis wandern soll? Denken Sie selbst! Wir sezen das gute Mädchen in Lebens Gefahr, und den tollen Kopf des Junkers kennen Sie ia ohnehin schon. — Heimlich, ganz stille, muß man sie ihm wieder zu entführen suchen, und wenn das glüklich vorbei ist, hernach läßt sich noch immer an seine Bestrafung denken." —

Die Vorstellung der Frau von Fletsen fand bei ihrem Gemahl Eingang. Er wollte nur noch den Vorschlag und den Entschluß des Bedienten erwarten, und dieser erschien am folgenden Morgen richtig. — Johann war fest entschlossen, für den Herrn von Fletsen und Charlotten Alles zu wagen. Sein Vorschlag war daher dieser: man müsse nach Mitternacht eine grose Leiter an das Dachstübchen legen und auf dieser das Mädchen herab steigen lassen; er selbst wolle so wol für die Leiter sorgen, als auch

Charlotten von der Sache die erfoderliche Nachricht geben. Es brauchte keine halbe Stunde, so war schon das ganze Werk umständlich verabredet, und nun sorgte der Herr von Fletsen für die weitern Maasregeln, die er zur Erreichung seines Vorhabens nothwendig glaubte. Dem Johann wurde für seinen raschen Entschluß auf der Stelle eine Belohnung, und zugleich der Befehl gegeben, daß er sich mit dem Schlag Eins bei dem Herrn von Fletsen einfinden sollte. Der Herr von Fletsen selbst aber gieng gleich darauf zum Premieur Minister, und von diesem zum Fürsten. — Er gab ihm Nachricht von dem Schritt, den er vorhatte, sagt' ihm die Gründe, warum er ihn eben so und nicht anders thun wolle, und bat endlich, daß man mit Anbruch des folgenden Tages den Junker in Arrest nehmen, und sodann die Sache gerichtlich untersuchen möge. — Sein Vorsaz wurde gebilligt, und der nöthige Befehl zur Verhaftnehmung des Herrn von N. . welcher sich ohnehin seit Kurzem verschiedener öffentlicher Verbrechen schuldig gemacht hatte, auf der Stelle ausgefertiget. Man überlies dessen Vollziehung den Einsichten des Herrn von Fletsen, und dieser suchte sich noch selbigen Abend einen würdigen Officier aus, dem er dies Geschäft mit Sicherheit übertragen konnte.

Der Tag war bei verschiedenen dergleichen Anordnungen unvermerkt vorüber gestrichen, und Herr von Fletsen paßte nun voll Ungeduld auf die Mitternachtsstunde. — Es schlug zwölfe. Alle Lichter

im Hause des Junkers waren verschwunden, bis auf dasjenige im Dachstübchen. Desto besser, dachte Herr von Fletsen! — Es schlug Eins, und siehe! — Johann hielt Wort. Er pochte ganz leise an der Thüre des Herrn von Fletsen, schlich sich hinauf, sagte, daß er eben die Leiter anlegen werde, und gieng gleich wieder mit der Bitte fort, daß man ihm erforderlichen Falls hülfliche Hand leisten möge. — Man versprachs ihm; aber er versprach dagegen, Charlotten sogleich ins Fletsische Haus zu bringen, und nun giengs los. Der Präsident und seine Frau sahen ihm vom Fenster aus zu, wie er die schrekliche Leiter mühsam hinan legte. — Sie stand fest — er stieg hinauf — sahe durchs Fenster Charlotten weinend am Tisch sizen — dankte Gott, daß er sie nun bald aus ihrer Sklaverei erlößt haben werde, und klopfte nun ganz bedächtlich einige Male ans Fenster. — Himmel! fuhr das gute Mädchen mit Zittern zusammen, und wollte zu Boden sinken. Aber da Johann öfters klopfte, und sie sich inzwischen an seine Rede erinnert hatte, faßte sie endlich all' ihren Muth zusammen, öfnete das Fenster, und sahe — den Johann auf der Leiter. Freude und Angst stürmten auf einmal durch alle ihre Glieder. Die eine — daß ihre Befreiung so nahe war; die andere — daß sie nicht wußte, ob sie glüklich hinab kommen werde. Aber eben die Angst pflegt uns Stärke und Flügel zu leihen, und wenn daher auch gleich Johann mit seinen Trostsprüchen zu Hause geblieben wäre, sie würde demungeachtet die kühne That glüklich vollzogen haben. Ohne sich also noch

weitläufig zu besinnen, pakte sie in der Geschwindigkeit ihre kleine Equipage zusammen, langte sie dem Bedienten zu, und kroch nun rüklings durch das Fenster immer hinter ihm her die Leiter hinab, und eh' noch der Nachtwächter sein herrliches hat Eins geschlagen zu Ende gekräht hatte, stand schon Charlotte auf freier Erde, dankte dem Himmel mit warmen Thränen für ihre Errettung, und folgte nun dem Bedienten, der ihr gleich Anfangs ihren künftigen Aufenthalt freudig voraus gesagt hatte.

Fletsen und seine Frau, denen, so lange Charlotte noch auf der Leiter stand, ungewöhnlich das Herz pochte, hatten das gute Mädchen nicht so bald auf der Erde bemerkt, als sie schon wie beflügelt die Fenster verliesen, und Charlotten entgegen eilten. — Sie kam an — schüchtern, und von Unschuld begleitet, in ungekünstelter, prachtloser Schönheit, Tugend und Seelengröse in Jedem ihrer naßen Blike — o, wer müßte der Mensch seyn, der sie nicht geliebt haben sollte? — Es ist unbeschreiblich, mit welcher Heftigkeit Frau von Fletsen das gute Mädchen umarmte, wie sie sie küßte, wie sie sie ihre Tochter nannte, wie ihr das Herz schlug, wie sie weinte! — Tausend und aber tausend Minuten würden ihnen in diesem stillen Entzüken unvermerkt vorüber gegangen seyn, wenn sie nicht die Kälte an einen wärmern Aufenthalt nachdrüklich erinnert hätte. — Der Herr von Fletsen stand, wie bezaubert, da, konnts kaum glauben, daß sie eben die sei, die schon so manches Bittre des

Schiksals

Schikſals empfunden habe, und ſezte ſich endlich aufs Kanapee zu ihr hin, das ſie ſchon längſt neben ſeiner Gemahlinn mit Freudenthränen benezt hatte. Sie wollt' ihre Geſchicht' erzehlen. Aber es ſchlug dreie. „Legt euch iezt ins Bett, Kinder, ſagte der Herr von Fletſen; morgen wollen wir uns genug ſchwazen.“ — Und dabei bliebs auch. Der Bediente hatte unterdeſſen ſeine Leiter wieder an Ort und Stelle gebracht, und Fletſen behielt ihn von Stund an in ſeinen Dienſten.

Charlotte legte ſich mit den angenehmſten Vorſtellungen nieder, und tadelte ſich nun ſelbſt, daß ſie bisweilen gegen den Johann mistrauiſch geweſen. Inzwiſchen war ihr doch eine ſo ſchnelle Veränderung etwas Unerwartetes. — „Was geht mein Schikſal den Herrn von Fletſen an? Warum nimmt er mich auf? Warum auch den Johann dazu? Warum alles das?“ — Wenn ſie nicht gleich aus dem Anſehen des Herrn von Fletſen auch ſein vortrefliches Herz kennen gelernt hätte, ſo würde ſie gewiß den nagenden Gedanken in ſich genährt haben, daß er ſie nur deswegen befreit habe, um ſie wieder in eine deſto gröſere Sklaverei zu bringen, oder auf teutſch: aus einer vermeintlichen Maitreſſe des Herrn von N. . eine Maitreſſe für ſich zu machen. Aber dieſer entehrende Gedanke war ſo weit von ihr entfernt, als es der Mond von der Erde iſt, und in der That würde ſie ſich alles Schuzes unwerth gemacht haben, wenn ſie weniger, als ihr Glük von ihm gehoft hätte. —

Des andern Morgens hatte Frau von Fletsen nicht so bald ausgeschlafen, als sie sich schon nach ihrem lieben Gast umsah, und ihn in süsser Ruhe noch auf dem Lager fand. Sie schlos stillschweigend die Thüre hinter sich zu, und machte alles zu ihrem Empfang fertig. Und Charlotte erschien. — Es giebt Schönheiten, die sich gleich bei dem ersten Anblike so nachdrüklich empfehlen, daß man glauben sollte, ihr Eindruk sei unauslöschlich, und des Vergötterns und Anbetens werde gar kein Ende werden. Aber wir werden ihrer gemeiniglich eben so bald wieder überdrüssig, als wir im Anfange hizig nach ihrem Anschaun waren, und nach und nach verlischt das sanfte Feuer, und die beneidete Schönheit rührt uns nicht mehr. — Von einer weit vorzüglichern Art sind diejenigen Schönheiten, die uns nur nach und nach fesseln. Wir sehen sie, und bewundern sie. Wir sehen sie wieder, und staunen sie an. Wir sehen sie wieder — und wieder — und wieder — und je öfter wir sie sehen; desto mehr Eindruk machen sie auf uns, und desto dauerhafter ist auch hernach das Band der Liebe.

Unter diese lezere Art müssen wir unstreittig auch die gute Charlotte zehlen. So sehr Herr von Fletsen und seine Gemahlinn bei dem ersten Anblik Charlottens gerührt worden, so wurden sie es doch noch mehr, als sie am folgenden Morgen nachlässig gekleidet im Theezimmer erschien, und ihrem Beschüzer den innigsten Dank sagte. Alles im Hause gafte sie an, und das Kammermädchen hat sich selbigen

Morgen mehr, als zehnmal, geärgert, daß aus ihrem Spiegel kein so fein und niedlich Gesichtchen, als Charlottens, heraus guken wollte. — Indessen war man mit dem Theetrinken beschäftiget, und auf einmal entstand Geräusch in der Strasse. Der Junker hatte Charlotten und den Bedienten irre gegangen, und schrie von Spizbübereien und dergleichen zum Fenster hinaus. Aber es währte nicht lange, so entstand ein noch weit gröseres Geräusch, indem ein Grenadier kommando den saubern Herrn von N. . nach der Citadelle abführte. — „Warum das, fragte Charlotte? Meinetwegen doch nicht?“ — „Ihrer wegen nicht, sagte Herr von Fletsen, aber seiner Laster wegen! und darunter gehört doch das, daß er Sie gewaltsam entführt hat, allerdings auch mit? — Charlotte schien nicht damit zufrieden zu seyn, weil sie fürchtete, daß die Ernsthaftigkeit dieser Sache auf ihre ganze künftige Sicherheit einen grosen Einfluß haben dürfte. Aber Herr von Fletsen widerlegte ihre Furcht so gründlich, und versicherte sie zugleich seines Schuzes so nachdrüklich, daß sie alle die darüber angestellten Grübeleien mit einem Male wieder vergas, und vergnügt wurde. — Fletsen erzehlte ihr eine Menge niederträchtiger Streiche, die der Junker seit seiner Zurükkunft von Akademien begangen hatte, und sezte hinzu, daß schon diese eine Untersuchung verdienten, wenn man auch gleich ihre Entführung nicht mit in Betracht ziehen wollte.

Bei dieser Gelegenheit war nichts natürlicher, als daß Charlotte nach den Ursachen fragte, die ihn zu ihrer Befreiung angereizt hätten. Man hatte die vorige Nacht aus allzu heftiger Bewegung, die auf beiden Seiten allgemein war, an nichts, als ans Anschauen, ans Bewundern gedacht. Diese war nun vorbei, und man hatte iezt Muse genug, zu reden, und wieder zu reden, zu fragen, und zu antworten. Herr von Fletsen erzehlt' ihr also alles wie wirs schon wissen — daß ihn das ungewöhnliche Licht im Dachstübchen aufmerksam gemacht, daß er den Bedienten ausgeforscht, ihm für die Entdekung eine Belohnung gegeben habe, daß es seine Art, und besser, seine Leidenschaft sei, Nothleidenden beizustehen, u. s. w. Charlotte bewunderte die Fügung des Himmels, und sah ihren Erretter mit einem so vollen Aug' an, daß dieser sich wegdrehte. „O, wenn Sie wüßten, fuhr sie fort, wie sehr ich diese Rettung verdient habe — wenn Sie wüßten, was ich gelitten, was ich über vier Monate in dem elendesten Aufenthalt, in dem tiefsten Gewölb, das nichts, als Seuchen und Krankheiten dampft, ausgestanden habe! — meine Noth, die schwarze Angst im Innersten meines Herzens, das Kochen durch alle meine Glieder, den Gram, den fressenden Gram um meine Geliebten, von denen ich grausam getrennt wurde — alles dies, und die wahre Unschuld eines Mädchens dazu — warlich, wenn Ihnen diese Handlung zu keinem Verdienst angerechnet wird, so haben Sie in ihrem Leben auf kein Verdienst mehr Anspruch zu machen!" —

Sie

Sie erzehlte ihnen nun die ganze traurige Geschichte von dem ersten Augenblik an, da sie entführt ward, bis zu dem Augenblik, da sie wieder befreit wurde. — O meine Liebe, fiel ihr einmal die Frau von Fletsen ins Wort! hatten Sie denn niemals auch nur die geringste Gelegenheit, andere Menschen um Hülfe zu flehen? Oder war keiner da, der sich Ihrer erbarmt hätte? —

Charlotte. Niemals! von meiner Vaterstadt an bis hieher nahm ich iede Gelegenheit sorgfältig in Acht, mich in Freiheit zu sezen. Aber so bald wir irgendwo ankamen, nahm der Junker gleich Jedermann wider mich ein, sagte, daß ich närrisch sei, und dergleichen; und lies ich mir den Wunsch nach meiner Freiheit entweder durch Worte oder Geberden merken, so hatte ich dadurch weiter nichts, als Oel ins Feuer gegossen, und er behandelte mich darauf gemeiniglich noch weit unbarmherziger, als zuvor. Da ich hier ankam, wies man mir am ersten Tage ein Kabinetchen an, und in diesem wurd' ich bewacht. Tags darauf lies er mich schon ins Gewölbe schleppen, und hier mußt' ich mich über vier Monate aufhalten. Wie konnte ich hier nach Hülfe rufen, da ich kaum eine lebendige Sele vor mir sah, und sogar die Schwester des Junkers sorgfältig von mir entfernt wurde? — O, wenn ich mir all' das Leiden wieder zurük rufe — es war gros, und bald hätt' es meine Kräfte überstiegen!

Frau von Fletsen. Aber konnt' Ihnen denn nicht der Bediente zur Freiheit verhelfen?

Char-

Charlotte. Ich mochts ihm nicht zumuthen, und die Wahrheit zu sagen, so war ich immer etwas mißtrauisch gegen ihn, ob er mir gleich schon manchen menschenfreundlichen Dienst zuvor erwiesen, und nicht undeutlich sein Mitleiden mit meinem Zustande zu erkennen gegeben hatte.

Frau von Fletsen. Da Sie aber von dem Keller zurük in das Dachstübchen gebracht wurden, hatten Sie da nicht die freie Aussicht auf die Strasse herab? Konnten Sie da nicht die Vorübergehenden um Hülfe anrufen? —

Charlotte. Ich wurde todkrank in das Dachstübchen gebracht, und konnte über vier Wochen nicht einmal das Bette verlassen. Als ich wieder etwas besser ward, hatt' ich entweder unaufhörlich einen Wächter um mich herum, oder ich mußte die Drohungen des Junkers befürchten, der mir bei Gott geschworen hatte, daß er mich auf den ersten Laut, den ich nach Hülfe von mir geben würde, erschiesen wollte. Er hatte zu dem Ende beständig eine geladene Pistole in der Nähe, und sie mir schon mehr als einmal vor die Nase gehalten. Was sollt' ich nun machen, da noch dazu sein Zimmer gerade unter dem Meinigen war? — O, meine Beste, es war mir beinahe unmöglich, nach Hülfe zu rufen!" —

Der Herr von Fletsen und seine Gemahlinn nahmen so vielen Antheil an ihrer Geschichte, daß sie bei ieder Stelle, wo Charlotte weinte, mit weinten, und sie unzählige Mahle ihres kräftigsten Beistandes

standes versicherten. Man hielt es für unbegreiflich, wie das gute Mädchen so viele Leiden aushalten gekonnt habe, ohne dabei ihre Unschuld zu verlieren. Ringsum bewacht, und länger als vier Monate in dem traurigsten Gefängnis — die Frau von Fletsen fand dieses Verfahren so barbarisch, daß sie ihren Gemahl auffoderte, alles sein Ansehen anzuwenden, damit der Herr von N. . nachdrüklich bestraft, und Charlotte hinlänglich gerächt werden möchte. Er versprachs, und würd' es auch ohne diese Aufforderung nicht verabsäumt haben. — Inzwischen war Charlotte von der Geschwulst und dem hizigen Fieber, das eine fast nothwendige Folge ihrer Gefangenschaft war, noch immer nicht ganz befreit, und der Herr von Fletsen übergab sie daher einigen Aerzten, die sie auch in wenigen Wochen vollkommen wieder herstellten.

Diese Zeit hindurch genos man auf allen Seiten des unschuldigsten Vergnügens. Die Frau von Fletsen hatte alles das, was Reiz für Charlotten hatte. Sie war gefällig in ihren Unterredungen, herablassend in Allem, was sie unternahm, besas eine niedliche Bibliothek, und einen noch niedlichern Flügel, und nun urtheile man selbst, ob ein solcher Aufenthalt für Charlotten ennüyant seyn konnte! — Charlotte und Frau von Fletsen liebten sich unter einander, wie zwo Schwestern. Wenn die Eine auf dem Flügel spielte, so sang die Andre dazu! und wenn die Eine des Vorlesens müde war, so nahm die Andere das Buch, und so verstrichen ihnen

die

die traurigen Wintertage in so schuldlosen Freuden, daß sich Charlotte schon völlig wieder in ihr voriges Daseyn eingesezt glaubte, ehe sie noch bei ihrem geliebten Karl war, ehe sie noch wissen konnte, ob er noch lebe, ob er sie noch liebe. —

Auf diese Art waren seit ihrer Befreiung ungefehr drei Wochen vorüber gegangen, als einmal der Herr von Fletsen mit der Botschaft nach Hause kam, daß man eben den Junker von N. . nach der Vestung gebracht, und zu einer dreijährigen Gefangenschaft verurtheilt habe. — Sehr wol, rief Frau von Fletsen! Das hat der Bube an Charlotten verdient. Ha, wie freut mich diese Genugthuung!“ — Fletsen fragte Charlotten, ob sie auch damit zufrieden sei; und sie beiahte es schüchtern. — „Haben Sie denn, fieng er hierauf an, einen jungen Menschen in Ihrer Verwandschaft, der sich Martin Flachs schreibt?“ — Charlotten kam diese Frage sehr gleichgültig vor; sie beiahte es also gleichfalls, und sezte hinzu, daß er gegenwärtig in * * * studiere. —

Fletsen. Nun recht, das ist er! Aber er macht Ihnen warlich sehr wenig Ehre, und Sie hätten besonders Ursache, ihn aus vollem Herzen zu verabscheuen.

Charlotte. Warum das? — Er ist der einzige Sohn meines Pflegvaters.

Fletsen. Desto schlimmer! Denn eben dem saubern Herrn Martin Flachs haben Sie Ihr ganzes

bis-

bisheriges Schikſal zu danken. Der Junker hat es in der Inquiſition geſtanden, daß ihm dieſer Flachs zuerſt von Ihrer Perſon Nachricht gegeben habe.

Charlotte. Mein Vetter? — Was half ihm nun aber dieſe unzeitige Schwazhaftigkeit?

Fletſen. Es war nicht blos Schwazhaftigkeit. Ihres Vettern Deſſein war, Sie nach * * * zu entführen, und daſelbſt wollten ſich Martin und der Junker gemeinſchaftlich über Ihre Ehre luſtig machen.

Charlotte. Das hätte der Junker ausgeſagt?

Fletſen. Nicht anders! Ich komme eben vom Kommiſſarius, der mirs vertraut hat.

Charlotte. Ihr guten Götter! Sollte Martin ſo gar niederträchtige Abſichten wider mich im Sinne gehabt haben? — Aber es fängt mir in der That ſchon an wahrſcheinlich zu werden. Wenn ich ſeinen vorigen Lebenswandel erwäge, ſeine Aufführung, ehe er das Leztemal nach * * * gieng, wie er mich mit ſeinen Liebkoſungen verfolgte, — ich zweifle nicht mehr. — Aber er war doch nicht zugegen, als mich der Junker entführte? —

Fletſen. Das iſt eben wieder ein ganz anderer Umſtand. Der Junker ſchien mit dem Projekte Ihres Vettern zufrieden zu ſeyn, und hintergieng ihn in eben dem Augenblike, da er Sie zu hintergehen gedachte. Der Herr von N. . war durch die Beſchreibung, die ihm Martin von Ihrer Schön-

heit gemacht hatte, so sehr gereizt und so lüstern geworden, daß er den Entschluß faßte, Sie ohne Vorwissen Ihres Vettern für sich zu entführen. Nun können Sie sich also einstweilen zu der Art vorbereiten, mit welcher Sie künftig Ihren Herrn Vetter Flachs aufnehmen wollen. Er muß ein häßlicher Mensch seyn.

Charlotte. Das ist er auch — und nun erzählte sie ihnen eine ganze Reihe seiner niederträchtigen Handlungen, deren sich der Leser noch aus dem ersten Theil dieser Geschichte vermuthlich wird erinnern können. — Man sprach nun die Länge und die Breite von diesem Vorfalle, und Charlotten ward wirklich bange, wenn sie daran dachte, daß sie künftighin des Martins Gesellschaft nur selten werde vermeiden können; aber sie stellte sich gleich wieder in ihrem Karl einen mächtigen Beschüzer vor, und dies beruhigte sie. —

Bei so manchen Gesprächen, die bisher zwischen Charlotten und der Frau von Fletsen vorfielen, konnt' es gar nicht fehlen, daß nicht auch bisweilen ihrer Familien Umstände gedacht wurde. Frau von Fletsen erfuhr also, daß der geheime Kommerzienrath Kolomann ihr Pflegvater sei, daß der Assessor Karl ihr Geliebter sei, daß keiner von diesen ihren gegenwärtigen Aufenthalt wisse, u. s. w. Sie rieth ihr, dem guten Karl von ihrer Befreiung Nachricht zu geben. Aber sie thats nicht. Sie wollt' ihn unvermuthet überraschen, und dies, hofte sie, würd' ihm die angenehmste Nachricht seyn. Dabei bliebs auch. —

Indes-

Indessen war Weihnachten herbei gekommen, und Charlottens Gesundheit vollkommen wieder hergestellt. Sie dachte also nun an nichts mehr, als an ihre Abreise, und erklärte sich deswegen gegen ihren Wohlthäter sehr freimüthig. Aber so gerne man sie auch wieder in die Hände ihrer Familie zurük wünschte, so angenehm war ihnen dagegen ihre Gesellschaft. Sie suchten sie also zu überreden, daß sie noch bis zum Neueniahre bei ihnen aushalten möchte, und Charlotte lies diese Ueberredung Statt finden. — Man beeiferte sich iezt, ihr die noch wenigen Tage ihres Aufenthalts zu einem Paradise zu machen; und in der That hatte sie nicht einen Augenblik über Langweile zu klagen. Koncerte, Bälle, Assembleen, alles empfing sie mit lauter Lobpreisung, und die zärtlichen Herren liesen schon hinter iedem ihrer Tritte eine Blume hervor wachsen. Aber wie nun alles auf der Welt sein bestimmtes Ende hat, so gieng es auch hier, und die Erscheinung des Neuenjahrs hies Charlotten an den Abschied gedenken.

Der Herr von Fletsen und seine Gemahlinn erboten sich, sie nach Haus zu begleiten; und warum sollte sie dieses Anerbieten nicht mit Vergnügen angenommen haben? — Ehe sie aber noch abreißten, gab ihr die Frau von Fletsen eine ganz neue prächtige Equipage mit, schenkt' ihr eine goldene Uhr, und zween dergleichen Ringe zum ewigen Andenken, und so fuhren sie denn am 2ten Januar, 1729. froh und vergnügt zum Thore hinaus auf F. . zu.

Wie dankte da Charlotte dem guten Himmel, daß er sie aus den Klauen des Junkers erlößt hatte! Wie innbrünstig betete sie da um Glük und langes Leben für ihren grosmüthigen Erretter Fletsen! Wie froh war sie, da sie die Gegend nicht mehr sah, in der so mancher von ihren ausgepreßten Seufzern ohne Erhörung in der Luft zerstob! So scharf die Nordwinde bliesen, so tief der Schnee, und so gros die Kälte war, so waren doch die drei Reisegesellschafter so zufrieden in ihrer Kutsche, daß ihnen nichts, als noch Karl, zu fehlen schien, um die Freude recht anziehend zu machen.

Siebentes Kapitel.

Enthält unerwartete Begebenheiten.

Sie waren nun schon drei Tage gefahren, und eben in dem Nachtquartier angekommen, als sich auf einmal ein Kourier melden lies, der dem Präsidenten die Nachricht brachte, daß seine Mutter urplözlich krank geworden, und dem Tode sehr nahe sei. „Mitten unter den Schmerzen, sagte er, habe sie ein sehr heftiges Verlangen nach ihm und nach seiner Gemahlinn bezeigt, und eben dies sei der Grund seiner unvermutheten Erscheinung.“ — Der Herr von Fletsen bedachte sich nach dieser Botschaft gar nicht lange. Er liebte seine Mutter eben so zärtlich, als seine Gattinn, und befahl daher dem Kourier, daß er nur voraus reiten solle;„ er selbst werde gleich nachkommen.“ — Ganz natürlich

mußte dies unter der Gesellschaft eine mächtige Unordnung hervor bringen; aber sie war auch bald wieder auf die Seite geschaft, indem sich der Herr von Fletsen Extrapost kommen lies, und auf dieser mit seiner Frau in finsterer Nacht durch die Schneeberge fortsegelte, sein eignes Fuhrwerk hingegen für Charlotten zurük lies, damit sie desto sicherer in ihrer Vaterstadt ankommen möchte. — Charlotten kam dieses Anerbieten gar zu vornehm und übertrieben vor, als daß sie auf der Stelle darein gewilliget hätte; aber alles ihr Bitten, und alle ihre Vorstellungen waren demungeachtet vergebens. Sie mußt' es annehmen; und was konnte sie wol anders thun, da sie sogar darum gebeten wurde? — Die schleunige Trennung war ihnen allen unerwartet. Man empfands, und lies sichs merken. Den zärtlichen Abschied, den sie von einander genommen, wollen wir nicht beschreiben. Wir wissen, daß es ein rührender Auftritt war, ein Auftritt, der durch so vermischte Gefühle, als iezt in dem Herrn von Fletsen und seiner Gemahlinn stritten, nur desto mehr verherrlichet wurde. — Charlotte weinte nicht anders, als ob sie in ihnen ihre Eltern verlöre. Sie begleitete sie traurig an die Chaise, und wünschte ihnen allen Segen des Himmels. —

Es war eben Nacht geworden, als Charlotte die theuern Reisegefehrten verlohr. Dieser Verlust kränkte sie so sehr, und machte sie zugleich so kleinmüthig, daß sie sich nun schon wieder so gut, als entführt, glaubte, ob sie sich gleich auf die Ehrlichkeit

des Fletfischen Kutschers hinlänglich verlaßen durfte. Vielleicht, daß es Ahndung, vielleicht, daß es überhaupt nur die gewöhnliche Furcht war, die bei dem zärtern Geschlecht so leicht erregt werden kann — was es aber auch sei, Charlotte fieng an, für die Zukunft zittern. Sie wünschte nichts mehr, als daß diese Nacht recht bald vorüber seyn möchte, und sezte sich inzwischen in einen abgelegenen Winkel, um ihrer Grille recht nachsinnen zu können.

Der Kutscher fragte, wenn er morgen anspannen sollte. — Mit Anbruch des Tages, gab sie ihm zur Antwort; und wirklich erfüllte er ihren Befehl so genau, daß eben der erste Sonnenstral von dem Gebirg herschimmerte, da er mit seinen Rossen vor die Thüre fuhr, und Charlotten aufnahm. — Sie fuhren selbigen ganzen Tag ungehindert ihren Weg fort, und vielleicht würde ihnen in Ewigkeit kein Abentheuer, oder vielmehr kein Unglük zugestosen seyn, wenn sie weniger erpicht auf ihre Reise gewesen wären. Aber sie wollten die Sache gar zu gut haben, und glaubten, noch vor Sonnen Untergang eine gewisse Stadt zu erreichen, die doch noch Meilen weit von ihnen entfernt lag. Aus dieser Absicht mußte der Kutscher durch einen langen Wald fahren, und weil der Wind die gewöhnliche Strasse mit Schnee verweht hatte, so geschah es unvermerkt, daß er auf einen falschen Weg lenkte, und dadurch in die unabschlichste Wildnis gerieth. Er suchte sich zwar hier und da wieder heraus zu finden; aber es wurde darüber finster; und nun war er wol gezwungen,

auf

auf gut Glük fortzufahren, ungewiß, ob er noch heute, oder erst in acht Tagen aus dieser schrekenvollen Gegend sich wieder heraus wikeln werde. Charlotte betete indessen wehmüthig zum Himmel, und machte sich selbst über ihr unbesonnenes Eilen die grausamsten Vorwürfe. Aber was halfs? — Der Schade war nun einmal unheilbar geworden, und ie länger man fuhr, desto mehr wuchs auch das Schreken um sie herum, weil sie bisweilen auf Stellen geriethen, die mehr ungeheuern Abgründen, als unebnen Waldungen, glichen. — Endlich fand der Kutscher doch noch ein Loch, — aber ein unglükliches Loch, weil es mit einer Räuberbande besezt war.

Die finstre Nacht lies ihn zwar so viel unterscheiden, daß er sich nicht mehr im Walde, sondern auf freiem Felde befand; aber die Räuber zu sehen, sie von ferne zu sehen — das war ihm unmöglich. Er ward daher von dem heftigsten Schreken betroffen, als sich auf einmal ein mehr als zwanzigfaches Halt um ihn herum drängte, und das Rasseln der räuberischen Instrumente von allen Seiten herzu nahte. — „Was wollt ihr, Spizbuben, rief er in einem gutgemeinten Eifer von seinem Rappen herunter? Aber kaum hatt' er das Maul zugethan, so traf ihn eine Pistolenkugel, und der arme David stürzte mit einem Male vom Pferde.

Tausendfache Angst stürmte iezt die noch ärmere Charlotte zu Boden. Sie hatte den Schuß gehört; sie hörte den Kutscher fallen; sie sah ein Gewühle

von Leuten um die Chaise herum; alles war beschäftigt; alles im Aufruhr; nichts, als Stimmen durch einander — „Gott! Was werden sie mit mir anfangen? Wie könnt' ich mich gegen so viele vertheidigen?“ — Aber sie hatte kaum so viel gedacht, als wir izt geschrieben haben, so traten schon einige bewafnete Männer vor sie hin, nöthigten sie zum Aussteigen, und foderten ihr alle ihre Habseligkeiten mit gebieterischem Ton ab. Charlotte zitterte vor ihren Befehlen. Sie gab Alles her, was sie hatte; die Uhr, das Geld — alles — nur die Ringe vergas sie. Sie wollt' aber eben auch diese von den Fingern ziehen, als sich auf einmal ein noch weit gröserer Aufruhr entspann, und die ganze Räuberbande, wie vom Winde zerspreiselt, vor ihren Augen verschwand.

Es war ihr bei all' dem Schreken, den sie empfunden hatte, doch noch so viel Muth übrig geblieben, daß sie ihnen nachsah: aber kaum hatte sie sie aus ihren Augen verlohren, so fühlte sie schon ihren ganzen trostlosen Zustand mit einem Male so heftig, daß sie entkräftet zu Boden sank, und ieden Augenblik ihren Tod erwartete. — In dieser Lage befand sie sich wenige Minuten, als sie schon wieder ein Getös von Pferden vernahm. Sie richtete sich auf. Es kam näher — immer näher — vielleicht sinds Freunde, dachte sie — gute wohlthätige Leute — sie schrie — Hülfe, Hülfe, um Gottes willen, Hülfe! — und wirklich warens Leute, die ihr unbekannt zur Hülfe geeilt hatten, und sie nun auf einmal wieder ins Leben zurük brachten. —

Es waren einige Kompagnien Husaren, die nach dem nichtswürdigen Gesindel herum streiften, und die schon lange in dieser Gegend Unrath bemerkt, auch den Schuß, der nach dem Kutscher geschah, deutlich gehört hatten. Auf Charlottens Ruf ritten sie also in vollem Gallop nach der Chaise zu, schlugen Feuer, und sahen nun das gute Kind, wie es beraubt vor ihnen stand, und den armen Kutscher, wie er getödtet zur Erde lag. Sie fragten gleich, welchen Weg die Räuber genommen hätten, und als sie ihnen den zeigte, so machten sich die meisten wieder davon, und einige blieben bei der Kutsche, um Charlotten Beistand zu leisten. — Wunderbar wars, daß die Pferde auf einem und dem nämlichen Fleke stehen geblieben. Der eine Husar band sein Pferd hinter der Chaise an, legte den todten Kutscher über den Bok hin, und machte nun Anstalten, in eigner Person Charlotten nach der Stadt zu fahren. Ehe dies aber noch von der Stelle gieng, war inzwischen ein anderer von der Gesellschaft zurük gekommen, und brachte nicht allein die Uhr, sondern auch das Geld, und alles das wieder mit, was man Charlotten abgenommen hatte. Er hatt, es gleich beim Eingang des Waldes gefunden, und gabs ihr um so mehr mit Vergnügen zurük, weil sie, noch eh es gefunden war, ihren ganzen Schaden umständlich specificirt hatte. Der Finder erhielt ein raisonables Trankgeld, und nun wurde sie von ihren Errettern begleitet allgemach nach der Stadt gefahren.

Die Pferde vermißten ihren Kutscher, und wollten lange nicht den rechten Gang einschlagen. Es gieng daher schon stark auf den Morgen zu, als man in der Stadt anlangte. Sobald man angekommen war, geschahe bei dem Stadtrichter die Anzeige. Er lies Charlotten vor sich kommen, und diese erzählte ihm dem ganzen Vorgang mit den haarkleinsten Umständen. Er besahe den getödteten Kutscher, und kannt' ihn gleich, weil er ihn bei seinem Freunde, dem Herrn von Fletsen, öfters gesehen hatte. Auch die Kutsche und die Pferde kannt' er. Er versprach daher Charlotten, daß er die Leztern dem Eigenthümer wieder zusenden, auch dem Herrn von Fletsen von allem Nachricht ertheilen wolle; und nun gieng Charlotte, vom Schreken entkräftet, auf den ersten besten Gasthof zu, und genos daselbst den ganzen Tag über einer erquikenden Ruhe. — Es war schon spät, da sie aufwachte. Hunger und Kälte hatten sie die vorige Nacht dergestallt mürbe gemacht, daß sie nun all' ihres Leidens vergas, und mit brennendem Kopfe in die Gaststube lief, um sich speisen zu lassen. Der Wirth war ein rechtschafener Mann, und wußte schon, daß sie eben die Person sei, die von den Räubern angefallen worden war; er bezeigte ihr daher sein aufrichtiges Mitleiden, bot ihr sein eignes Fuhrwerk auf zween Tage zur fernern Begleitung an, und genos nun des süssen Vergnügens, daß ihm Charlotte den verbindlichsten Dank sagte.

So gros auch die Angst gewesen war, von der sie sich eben kaum erholt hatte, so wenig trug sie

doch

doch wieder Bedenken, gleich mit anbrechendem Tage ihren Marsch weiter fortzusezen, und die Reise von zween Tagen gieng auch glüklich von Statten. — Sie war eben in dem Nachtquartier angekommen, und weil sie die ganze Stube von Gästen leer fand, so begab sie sich einstweilen, bis ihr ein eignes Zimmer erwärmt wurde, in das daran stosende Kabinettchen, und las zum Zeitvertreibe die herum liegenden Zeitungen. — Drei hatte sie schon gelesen; und kam nun an die vierte. — Himmel! — ein Apertissement — Charlotte — Kolomann — Stadtgericht — ihre Vaterstadt. — Wie erschrak sie da, als sie sich in öffentlichen Blättern citirt las! — Die tausendfältigen Bewegungen, die in diesem Augenblike in ihr entstanden, brachten beinahe die beobachtende Wirthinn auf böse Gedanken, und sie würde auch diesem Verdacht schwerlich entgangen seyn, wenn sie nicht alles, was sie begehrte, mit baarer Münze bezahlt hätte.

Sie aß inzwischen mit der größten Unruhe und Ungeduld. Kolomanns Tod gieng ihr ausserordentlich zu Herzen. Sie konnte die Thränen nicht verbergen, die ihr bei seinem Andenken häufig aus den Augen tröpfelten; und was mußte erst das für Eindruk auf sie machen, da sie sich zur Besizerinn seines halben Vermögens erklärt sah? — Es ist bekannt, daß uns eine unvermuthete Freude, so wie ein unvermutheter Schmerz, im Anfange zu sehr betäubt, als daß wir geruhig darüber nachdenken könnten. Um so weniger war also iezt von Charlotten eine ge-

lassne

laßne Ueberlegung zu erwarten, da sie zugleich Freude und Schmerz in eben demselben hohen Grade empfand, und durch Kolomanns Tod eben so sehr gerührt war, als ihr sein Testament der Zukunft wegen freudige Aussichten verlieh. Ohne sich also dem Ausbruch ihrer Leidenschaften ganz zu überlassen, bemühte sie sich gleich wieder um ein anderes Fuhrwerk — aber ihre Bemühungen waren umsonst. Im ganzen Marktfleken war weder Pferd noch Kutsche zu finden, und sie sah sich also gezwungen, entweder zu warten, oder zu Fuse zu gehen. — Zu dem Leztern entschlos sie sich um so lieber, weil es gelinder Wetter war; aber wie weit sies, die doch nie an dergleichen Reisen gewöhnt war, damit bringen würde, das hatte sie nicht überlegt, sondern in diesem Stüke lediglich ihrer Neigung gefolget, die sie mit magnetischer Kraft nach ihrem Karl zog. —

Mit frühem Morgen trat sie den Marsch an, und wider ihr eignes Erwarten legte sie schon bis Mittag zwoo volle Meilen zurük. Aber nach Tische gieng es desto schlechter, und die Kälte stellte sich auch wieder ein. Sie war daher gegen Abend äusserst entkräftet, und suchte sich einen Ruheplaz aus, um alsdann desto frischer das Ende ihrer heutigen Laufbahn erreichen zu kennen. In dieser Absicht begab sie sich einige Schritte von der Heerstrasse weg, und sezte sich an einem Zaun hin, und — Ha, ha! Da ist also die Jungfrau Charlotte vom Schlag getroffen, und sofort von Ihro Wohlerwürden, dem Herrn Pastore Siegmund

mund beerdiget worden? — Mit nichten, Herr Notarius! Sie ruhte sich nur aus, und verfolgte hernach ihren Weg so hizig, daß sie noch vorm Thorschluß das bestimmte Städtchen erreichte. Hier traf sie wieder ein Fuhrwerk an, und mit diesem reißte sie den folgenden Tag, bis es Nacht wurde.

Nun hatte sie bis nach ihrer Vaterstadt noch vier Tagreisen zu thun, und diese beschlos sie bei abermaliger Ermanglung der Pferde vollends zu Fuse zu machen. Sie begann daher muthig ihren Lauf, und war um Mittag schon in D.. angekommen. Als sie aber von da wieder fort gieng, so mußte sie sich bei dem hoch angeschwollenen Fluß in eine Fähre begeben. — Sie war noch niemals in ihrem Leben aufm Wasser gefahren, und zitterte daher um so herzhafter, da sich unversehens ein Sturm erhob, und die Fähre nachläßig herum schleuderte. Ha, ha! Da ist sie also ins Wasser gefallen, und elendiglich ums Leben gekommen? — Abermals mit nichten, Herr Notarius! Der Sturm legte sich wieder, und Charlotte stieg gesund und wohlbehalten ans Land! Auch die Herberge erreichte sie glüklich, und sezte am nächsten Morgen beim Aufgang der Sonne ihre Reise getrost weiter fort. Aber dies — dies, mein Hochedelgestrenger Herr Notarius, war ein unglüklicher Tag für Charlotten! — Hören Sie uns nur einmal zu, und sagen Sie hernach, ob wir nicht Recht haben!

Das arme Mädchen hatte sich schon den ganzen Tag müde gelaufen, und konnte noch immer keine

Her-

Herberge finden. Sie war gegen vier Uhr des Abends in ein kleines Dörfchen gekommen, und wollte daselbst über Nacht bleiben. Aber die Wirthinn gab ihr zur Antwort, daß sie von ihrem hochedeln Herrn Amtsvogt den strengen Befehl hätten, kein lediges Frauenzimmer mehr zu beherbergen, weil sich gar oft (Gott verzeih mir die Sünde, sezte sie hinzu,) so garstige Huren darunter befänden, und also möchte sie sich nach einem andern Quartier umsehen; ihr thät, es recht herzlich leid, daß sie ein so liebes schwarzaugichtes Kind nicht bei sich behalten dürfte." — Charlotte berief sich herzhaft auf ihre Ehrlichkeit; aber umsonst! Die Wirthinn fürchtete ihren Amtsvogt so gut, als den Teufel, und Charlotte war also genöthigt, ihren Stab weiter zu sezen. — Man sagte ihr, daß eine Stunde weiter hinauf eine sehr artige Stadt läge. Auf diese eilte sie nun mit starken Schritten zu, und stellte dabei über die gewissenhafte Wirthinn mancherlei Betrachtungen an. — Es fieng schon an, dunkel zu werden, als sie das Dörfchen verlies. Sie verdoppelte daher ie länger, ie mehr ihre Schritte, und begann zulezt, wie ein Flüchtling zu laufen — zu ihrem Unglük.

„Hat sie etwa das Bein gebrochen? — Stille doch, Herr Notarius! Bekümmern Sie sich um Ihre Indiktiones, und lassen Sie andere ehrliche Leute ungehudelt! —

Zu ihrem Unglük, sagten wir. Denn gleich hinter ihr her kamen zween Reuter gesprengt, geboten

Boten ihr, stille zu stehen, schleppten sie, so wie sie war, mit sich in die Stadt fort, und brachten sie endlich ins Gefängnis. Und warum denn das? — Man hatte zwischen dem Dörfchen und der Stadt ein frisch ermordetes Kind gefunden; man glaubte, die Thäterinn müsse sich noch in der Nähe befinden; man spürte also nach; sahe Charlotten in der Dämmerung, wie geflügelt, davon eilen, hielt sie deswegen für die Kindsmörderinn, und dies um so mehr, weil man ihr Gewand und ihr Schnupftuch mit frischem Blute besprizt fand — wollen Sie noch mehr wissen? — Trauriges Ungefehr, das du schon so Manchem den unschuldigen Tod brachtest! — Hier hat ein Betrunkner ihm unwissend eine Kaze mit seinem Degen durchstochen; er trägt ihn gaukelnd in der Hand, und das Blut tropft von allen Seiten herab — Hundert Schritte davon hat ein Bösewicht einen Menschen ermordet; aber der Bösewicht entwischt, und man trift den Betrunknen mit dem blutigen Degen an — was ist gewisser, spricht die nur gar zu stark präsumirende Gerechtigkeit, als daß dieser der Mörder ist? Und doch ist ers nicht. Er leugnets, weil er nichts davon weiß, er schwört, er betheuert; es ist ihm nicht einmal bekannt, daß er die Kaze getödtet hat, weil er trunken war — und doch — der blutige Degen — dies kann er selbst nicht leugnen — alle Anzeigen sind wider ihn — er wird auf die Folter gebracht, und wie viele Unwahrheiten hat man nicht schon durch die Folter erpreßt? — er gesteht, daß er der Mörder sei — und nun — wird der Unschuldige

aufs

aufs Rad geflochten. — Trauriges Ungefehr! Und du würdest vielleicht auch Charlotten gedödtet haben, wenn nicht der Himmel für sie gewacht hätte! —

Man hatte sie eben, halbtodt vor Schreken, ins Gefängnis gebracht, als man ihr anmeldete, sie seie wegen eines Kindermords im Verdacht, und werde deswegen zur Verantwortung gezogen werden. — „Eines Kindermords, rief Charlotte mit gebrochener Stimme? O ihr Götter, wie kann man von der Unschuld eine so abscheuliche Handlung vermuthen? — Sie berief sich tausendmal auf ihre Ehrlichkeit, tausendmal auf ihr gutes Gewissen. Aber die zween Reuter, welche der Amtknecht und sein Sohn waren, hatten, wie gewöhnlich, stählerne Herzen. — Warum ist denn ihr Gewand und ihr Schnupptuch so blutig? fieng der Eine ganz spöttisch an.“ — „Weil mir unterm Laufen die Nase geblutet hat, versezte sie.“ — „Um Gottes willen, schrie auf einmal eine alte heisere Stimme aus einem Winkel des Gefängnißes hervor — um Gottes willen, thut der Unschuld kein Leid an! Ich kenne das erbare Frauenzimmer; sie ist gewiß unschuldig: ich kenne sie.“ —

Charlotte stuzte bei diesen Reden. Sie sahe den Mann an, aber sie kannt' ihn nicht. Desto besser hingegen kannte sie dieser; denn es war der Leiermann, der einmal in der Schenke mit dem Junker von N. . beinahe Händel bekam, und erst vor wenigen Tagen wegen eines Saks voll Erdäpfel, den er zu seinem nothdürftigsten Unterhalt / einem reichen Pachter gestohlen hatte, ins Gefängnis gesezt

fezt wurde. — Kennt er mich denn, rief Charlotte? — O ja, ich kenne sie recht gut, gab er zur Antwort, und nun fieng sie aufs Neue an, ihre Unschuld zu betheuern, und drang darauf, daß man sie sogleich vor den Stadtvogt führen solle, weil sie ihn kenne, und von seiner Gerechtigkeitsliebe hinlänglich überzeugt sei. — Der Knecht schlug ihrs ab; aber doch gieng er zum Stadtvogt, und bat sich dieser Sache wegen Verhaltungsbefehl aus. — Ich will selbst hingehen, gab ihm dieser zur Antwort, und wirklich kam er auch gleich eine halbe Stunde darauf in seinem nächtlichen Anzuge. —

Die Thüre gieng auf — er sah Charlotten sizen. „Um Alles in der Welt, rief er erstaunt aus — wie kommen Sie hieher? — Ihr müßt euch geirrt haben, ihr Schlingel! Es ist ein redliches tugendhaftes Frauenzimmer, das ich zu kennen die Ehre habe. — Fort! den Augenblik macht sie los!“ — Charlotte hatte diesen Auftritt sehr wahrscheinlich voraus gesehen, und erzehlte daher dem Stadtvogt, der ein sehr guter Freund des Kolomanns gewesen war, die Beschaffenheit der Sache mit der größten Gelassenheit. Alle Umstände sprachen für ihre Unschuld; sie berief sich aufs Zeugnis der gewissenhaften Wirthinn; sie sagte die Ursachen, warum sie so gelaufen sei, und diese mußten dem Stadtvogte nothwendig sehr einleuchten; selbst der Leiermann war eine Art von Zeugnis für sie — und, damit wirs nur kurz geben, der Stadtvogt nahm sie mit sich nach Hause, bat sie im Namen

seiner tölpischen Untergebenen tausendmal um Vergebung, und erkundigte sich nun nach den Ursachen ihrer so langen Abwesenheit.

Sie erzehlt' ihm ihre Geschichte so umständlich, als ers verlangen konnte; er fand sie rührend, bedauerte sie, versprach, sie nach Hause fahren zu lassen, und so brachten sie denn diesen Abend mit voller Zufriedenheit zu. Die Hofnung, daß sie nun in wenig Tagen ihren geliebten Karl wieder umarmen werde, machten sie das erlittene Unrecht in der Geschwindigkeit wieder vergessen, und sie schlief darauf einen recht sanften und köstlichen Schlaf, der nur denjenigen zu Theil wird, die ein gutes und ungekränktes Gewissen besitzen. — Die Frau des Stadtvogts hatte schon ehemals Charlotten sehr lieb gewonnen, und liebte sie nun desto mehr, da sie sie nach so vielen Monaten endlich einmal wieder sah — sie, die man längstens todt, oder wenigstens verlohren geglaubt hatte. Eben dies war die Ursache, warum sie der Stadtvogt am folgenden Morgen nicht abreisen lies; und es war doppelt gut, daß ers nicht zugab, weil an eben dem Morgen die eigentliche Kindsmörderinn ertappt, eingezogen, und schon beim Eintritt in das Gefängnis die ganze schändliche That freiwillig von ihr bekannt wurde. Dies war für Charlotten die erwünschteste Genugthuung. Aber der Stadtvogt war noch nicht damit zufrieden; er lies seine Klauditchen kommen, und diese mußten ihr bei offnen Thüren die feierlichste Abbitte thun, die sie auch mit gezwungener Freundlichkeit von ihnen annahm.

Der ganze Tag ward hierauf mit allen Freuden gefeiert. Der Stadtvogt wollt' ihr die Neuigkeit sagen, daß Kolomann tod sei, und gratulirte ihr zu ihrem Erbtheile. Aber dieß wußte sie schon aus dem Avertissement, und gab eben dieses zur Ursache an, warum sie so hastig zu ihrem Karl eile. Er versicherte sie hierauf, daß auch dieser inzwischen um eine Stufe höher gestiegen sei, und nun eine fehnliche Besoldung genieße. Dies gos Vergnügen über ihr ganzes Gesicht aus; ihr Verlangen wurd' immer heftiger. — Weil mans für grausam hielt, sie noch länger von ihm zurük zu halten, so lies der Stadtvogt ihr wiederholtes Bitten Statt finden, und sie den nächsten Morgen darauf durch sein eignes Fuhrwerk nach F. . abfahren.

Und nun, meine Freunde, wo werden wir denn Charlottens Grab finden? — In Sigmunds Kirchsprengel vielleicht? Oder im Wasser? Oder — oder — Was meinen Sie, Herr Notarius? — — — Da haben wir vorhin den lieben Mann böse gemacht; iezt thut er, als ob er uns gar nicht gehört hätte. — „Nun? — Weg mit der Peruke! Wo wir Charlottens Grab finden werden, fragen wir Sie? — — „Ja, ja! das hat seine Richtigkeit. Die *clausula codicillaris salvirt* alles!" — So bleiben Sie denn bei ihrer verwünschten Kodicillarklausel, und sagen Sie in Ewigkeit nicht mehr, daß wir uns mit Ihnen abgeben sollen! — — Aber das Grab — das Grab! — Aufgeschaut, Herr Vetter! Die Wendung ist fein, vortreflich, naiv.

— Konnte sie wol ein anständigers Grab finden, als in den Armen ihres geliebten Karls? des guten, redlichen, gefühlvollen Karls? — O, laßt sie sterben — den süssen, ruhigen Tod sterben, den die Morgenröthe wieder verscheucht! Wie viele wünschen sich diesen herrlichen Tod zu sterben, und sterben ihn nie — und werden alt, und grau, und mürrisch, und beneiden uns verträgliche junge Leute, und sprechen ein Anathema über uns aus, und ärgern sich, und — der Himmel weiß, was solche Matronen noch im Schilde führen! — Wie viele wünschen sich diesen Tod! Ach, wie gar viele! — Und diesen starb sie, die gute, die beste Charlotte! — Laßt uns iezt weiter kein Wörtchen mehr sagen, als daß sie innerhalb zween Tagen glüklich in ihrer Vaterstadt ankam, auf der Stelle zu ihrem Karl lief, ihn umarmte, an seinem Hals weinte, ihn küßte, und — dem Stadtvogt sein Fuhrwerk mit einem stattlichen Komplimente wieder zurük sandte! Um der Geschichte ihr Recht angedeihen zu lassen, durften wir dies nicht mit Stillschweigen übergehen, und nun — den Vorhang herunter!

Achtes Kapitel.

Wieder einmal Briefe!

Karl an Sigmunden.

O mein liebster Sigmund, wie geschwind sich was ändern kann! Denken Sie nur! Charlotte — mein Herz hüpft mir bei diesem Namen —

Char-

Charlotte lebt noch; sie ist wieder gekommen, und erst vorgestern ist sie wieder gekommen. Wenn Sie doch nur geschwind da bei mir wären, und das Vergnügen mit ansähen, wie wir uns herzen, wie wir uns um den Hals fallen, wie wir einander unsre Geschichten erzehlen! — Noch tauml' ich von Freude über ihre unerwartete Erscheinung. —

Sie wissen, von welcher Art meine bisherige Verfassung war! Wie ich mich seit Charlottens Entfernung der ganzen Welt entzogen, meiner Grille nachgehangen, und nichts — nichts, als ihr trauriges Andenken zu meinem Umgang gemacht habe. Dies wissen Sie, und recht genau müssen Sies wissen, wenn Sie anders meine Briefe aufgehoben haben, die ich gemeiniglich in einem Anstos von übler Laune geschrieben. — Nun denken Sie sich dies! denken Sie sich, daß ich vorgestern Nachmittag als der elendeste Misantrop auf meinem Stuhle sas, den Rüken gegen das Fenster, und das Gesicht gegen den Ofen gekehrt — denken Sie sich, wie ich da voll Unmuth dem Fleiß einer geschäftigen Spinne zusah, wie ich mich dabei mit der Anmerkung ängstigte, daß all' unser Thun, all' unsre Wirksamkeit ein so leeres, fades Zeuch ist, das mit einem Mal, wie das Gewebe der Spinne, zertrümmert und zerstört werden kann — denken Sie sich, wie ich mich endlich in diesen Gedanken verliebt nachlässig auf den Tisch lehnte, über ein Paar hervor schleichende Thränen unwillig wurde, das Buch zumachte, und auf einmal — riz, raz, gehts zu meinem Hause

herein, und riz, raz, die Treppen hinauf, und klopft, und klopft wieder, und ich schreie, und die Thüre geht auf, und Charlotte steht da, läuft auf mich zu, fällt mir in die Arme — O mein Bester, dergleichen Scenen würd' ich wenige aushalten können! — Ich kann Ihnen selbst nicht mehr sagen, wie mir im Anfange eigentlich zu Muthe war. Ob ichs für Traum oder für Geistererscheinung hielt, oder ob ich mir selbst nicht traute. — Genug — verlangen Sie weiter nichts zu wissen! — ich hielt sie länger als fünf Minuten in meinem Arme, ehe ich zu mir selbst kam.

Mein erster Gedanke, mein erstes Wort, da ich mich wieder stark genug fühlte, war: „Charlotte, sie leben?" — und indem ich dies sagte, glaubte ich demungeachtet noch immer, daß ich einen Geist in meinen Armen hielte, denn ich wußts ja nicht anders, als daß sie tod sei. — Stellen Sie sich nun allen den Streit, alle die Bewegungen vor, die in einem und dem nämlichen Augenblike mein armes Herz folterten! Stellen Sie sich meine Verlegenheit vor, da ich ihr zehnmal ins Gesicht sah, und zehnmal die ganze Charlotte erkannte, und doch zehnmal wieder zweifelte, ob sies auch sei, obs nicht Täuschung, Beraubung meiner Vernunft wäre. —

Charlotte konnte aus meinem Betragen lange nicht klug werden. Ich wollt' immer reden, und wenn mir das Wort schon auf der Zunge lag, so bliebs wieder steken, und ich ärgerte mich selbst, daß ich nicht reden konnte. — Endlich, nachdem dieser

stumme

stumme Auftritt wenigstens eine halbe Viertelstunde gedauert hatte, stellten sich alle meine Sinnen wieder ein. Ich sah sie, ich fühlte sie, ich hörte ihre zärtliche Stimme, es fiel mir zugleich ein, Sie könnten sich in Ansehung Ihrer vermeintlich todten Charlotte geirrt haben — was konnt' nun anders erfolgen, als daß ich mit voller Ergiesung meines Herzens auf sie zu eilte, sie von Neuem wieder in meine Arme schlos, und ihren Mund mit unzähligen Küssen bedekte? — Fragen Sie ia nicht, was wir nun Alles einander gefragt, was wir geredt, was wir gethan haben! Ein Unglük ists, daß bei dieser Gelegenheit kein Mahler zugegen war. Auf solche Art gehen der Welt die prächtigsten Scenen verlohren, und diejenigen, die sie gespielt haben, wissen gerade das Wenigste davon.

Und also, mein bester Freund, haben Sie sich eben doch betrogen, und Charlotte ist nicht tod! — Wenn Sie wüßten, wie sehr ich mich über diesen Betrug freue, wie wohl ich mir selbst gefalle, daß ich ihn geglaubt habe, wie sich Charlotte wundert, daß man gar nichts von ihrem Aufenthalte erfahren hat! — Es ist schreklich, was das gute Mädchen von einem nichtswürdigen Edelmann leiden müßen! Ach, wenns nur angienge, ich schriebs Ihnen Alles hin — wie sie entführt worden ist, wer sie entführt hat, die Verwiklung, die Auflösung des Knoten — und glauben Sie wol, daß an allem dem Unfuge keine andere Sele, als der saubere Herr Martin, Schuld hat? — Der Elende! Ich zitterte, da ichs erfuhr.

Aber sehen Sie nun, warum er vom Fleisch gefallen ist, warum er den Appetit verlohren hat! — Zwar dies können Sie ohne dem ganzen Aufschluß des Geheimnisses doch nicht einsehen. Ich sage Ihnen iezt weiter nichts, als daß ich Sie mit meiner Charlotte nächstens besuchen werde. Die Osterferien, versteht sich. Hernach sollen Sie Alles, Alles erfahren, und Sie werden sich wundern! Schreken und Entsezen wird Sie anwandeln, und es wird Ihnen eben so gut, als mir, unbegreiflich bleiben, wie es möglich war, daß das gute Mädchen so Vieles erdulten konnte. Nun hat sie mir schon vorgestern und gestern den ganzen Tag erzehlt, und doch ist sie mit ihrer Erzehlung noch nicht ganz fertig. So gar viele Begebenheiten hat sie unterdeßen erlebt! —

Ich habe ihr in der Geschwindigkeit ein Quartier nicht weit von meinem Hause gemiethet. Das hat sie selbigen Abend noch bezogen, und ich half ihr ihre Equipage in Ordnung bringen. Eine gewisse Frau von Fletsen hat sie mit grosen Geschenken versehen, und diese wären ihr unterwegs beinahe wieder geraubt worden. — Schlafen Sie wol, mein Bester! Ich werde ein gleiches thun. Am 17ten Januar, 1729.

Sigmund an Karln.

Was Sie mir schreiben! Ich sollte mich geirrt haben, und Charlotte lebte noch? — So hätt' es also zwoo Charlotten gegeben, und ich wäre getäuscht worden? — und hätte sie auch mit getäuscht? Alles in der Welt, nur das würd' ich nicht geglaubt haben, wenn Sie mirs nicht selbst schrieben!

schrieben! Aber wie? wenn Sies in einem Anfall von Schwärmerei geschrieben hätten — wenns Ihnen wirklich geträumt hätte? — So dacht' ich mehr, als einmal, da ich Ihren Brief las, und in der That, noch iezt, da ich Ihnen antworte, denke ich so. Ich werde mich über diesen Umstand nicht eher zufrieden geben, bis ich Charlotten selbst sehe. Ich kann mir in meinem Leben keine grösere Aehnlichkeit denken, als diejenige zwischen Charlotten, und dem tod gefundenen Frauenzimmer, das ich begraben lies. — Seis, daß ich mich geirrt habe! Desto besser für Sie, und auch — für mich! Denn so habe ich nun wieder einen aufgeheiterten Freund an Ihnen, einen Freund, der allen Menschen wohl will, der mich liebt, der mich besuchen will — Hören Sie! Ich halte Sie beim Wort. Ich werde alle Anstalten zu Ihrem Empfang machen, aber lassen Sie mich sie ja nicht umsonst gemacht haben! —

Ich wurde vorhin über meinem Schreiben zu einem Kranken gerufen, und komme nun eben wieder zurük. Ich lese Ihren Brief wieder, und er sezt mich aufs Neue in Erstaunen. — Sagen Sie mir aufrichtig, ob Sie vielleicht Ihren Spas mit mir treiben wollen? Ob die Geschichte wahr ist? Ob ich sie weiter erzehlen darf? — Mehr verlange ich zur Zeit nicht. Denn Ihr Besuch wird mir Alles ersezen. — Da lese ich eben in einem Philosophen: daß so ähnlich sich auch die Blätter eines und desselbigen Baums sind, so ist doch iedes derselben von dem andern unterschieden. Der Mann hat Recht. Ich

mache die Anwendung auf Ihren Brief, oder vielmehr auf Charlottens Geschichte, und scheine mir nun schon überzeugter zu seyn, daß ich mich geirrt habe. Das tode Mädchen kann die möglichste Aehnlichkeit mit Charlotten gehabt haben, und sie doch nicht gewesen seyn. Was mich das Ding frappirt! — Heil Ihnen, mein Bester, wenn Sie Recht haben! Aber antworten Sie mir ia bald wieder, denn meine Begierde ist gros! Leben Sie wol! Am 28ten Januar, 1729.

Karl an Siegmunden.

Ungläubiger Thomas! Wollen Sie das Faktum nur darum für unwahrscheinlich halten, weil Sie sich schämen, geirrt zu haben? — Wenn ich Ihnen nun bei Gott betheure, daß Charlotte in eben dem Augenblike, da ich dieses schreibe, an meiner Seite sizt, daß sie mir eben die Hand gedrükt hat, daß sie sich iezt ankleiden wird, um zu einer Freundinn zu gehen — glauben Sie mir nun auch nicht? — Freilich, mein Bester, Sie hatten Ursache, meine Erzehlung für unglaublich zu halten, und ich verdenk' es Ihnen nicht. Alle Umstände waren für die Gewisheit ihres Todes, bis auf die Ringe, und auch diese hätten die Richtigkeit des Faktums nicht destruiren gekonnt, weil sie wirklich zween Ringe von der Frau von Fletsen zum Geschenk erhalten, die sie mir eben wieder gezeigt hat. Und konnte sie solche denn nicht von ihrem Entführer bekommen haben? — Genug, die Sache ist richtig!

O mein Sigmund, ich lebe nun in einem Himmel voll Seligkeit. Jeder beneidet mich, und ich beneide mich selber. Da sizen wir nun ganze Tage beisammen, und theilen uns unser Entzüken mit, und leben eins in dem andern, und vergessen alles, was geschehen ist, und geniesen das Gegenwärtige, und freuen uns auf die Zukunft. — Wie mir doch iemals der verfluchte Gedanke einfallen konnte, sie für untreu zu halten! Wie manche Nacht hat er mir meine Ruhe, wie manche Woche meine Zufriedenheit geraubt! — Ich sagt' ihrs neulich, und wollte mich über diesen Gedanken bei ihr entschuldigen: Aber sie nahm die Entschuldigung nicht an. „Sie würde, sagte sie, bei ähnlichen Umständen auf den nämlichen Gedanken gerathen seyn; und ich glaub' es nun schier selber. Hat man denn nicht Beispiele genug, daß schon die tugendhaftesten Mädchen umgeschlagen sind, und sogar Beaten den Officieren zur Schlacht folgen? —

Sie hat sich nun in ihrem Quartiere recht artig eingerichtet, und wird immer von ihren Freundinnen besucht. Diesen erzehlt sie ihre Geschichte, und die horchen ihr denn mit der wärmsten Theilnehmung zu. — Nichts hat mich mehr gerührt, als ihre Gefangenschaft. Denken Sie nur! Ueber vier Monate in einem dumpfichten Gewölbe zu sizen! Verlassen, gequält, krank, dem Tode nah — und doch war sie so glüklich, ohne Verlust ihrer Ehre davon zu kommen. — Ich erhielt neulich einen Brief von dem Regierungs-Präsidenten, Herr von Fletsen,

der,

der, wie mir Charlotte sagt, ein vortreflicher Mann ist. Er rühmte mir die Standhaftigkeit, die sie in ihrem Leiden bewiesen habe, erzehlt mir die Art ihrer Befreiung, die sie ihm vorzüglich zu danken hat, und bittet mich endlich, daß ich ihn diesen Sommer über einmal besuchen möchte. Meine Antwort war in dem verbindlichsten Tone; und was könnt' ich wol haben, das ich nicht dem Erretter meines zukünftigen Weibchens freudig aufopfern sollte? — Doch — ich schwaze Ihnen immer bald dies, bald ienes vor, und Sie wissen doch die eigentliche Geschichte noch nicht. Werden Sie mich nicht für toll halten? — Aber auf Ostern — ganz gewiß! —

Gestern hat Charlotte ihren Erbtheil erhalten; das kleine Landguth, und dreisig tausend Thaler an Gelde. — Nun kann man doch wol Hochzeit machen, werden Sie sagen? — Allerdings, mein Bester, und zwar mit Nächsten! Können Sie sich von Ihren Geschäften beurlauben, so schlagen Sie mir meine Bitte ia nicht ab, und kommen Sie! Heute über vierzehn Tage werden wir uns trauen lassen. — Du selige Stunde! Wie brennt dir mein Herz entgegen! Wie zufrieden erwart' ich Dich! — Meine drei Schwestern werden auch kommen, und da, hoff' ich, soll unsre Freude ein Gewicht haben. Kommen Sie ia, wenns möglich ist. Charlotte erwartet Sie eben so sehnlich, als Ihr Karl. Am 11ten Februar, 1729.

Sig-

Sigmund an Karln.

Ich glaube Ihnen nun Alles. Daß Charlotte noch lebt, daß sie bei Ihnen ist, daß Sie übermorgen ihr Hochzeitfest haben werden, daß Ihre Schwestern dabei seyn werden — das alles glaube ich Ihnen. Ich glaube auch, daß es an Vergnügen nicht fehlen wird, und daß Sie diesen Tag vor allen andern mit einem weissen Steinchen bezeichnen werden. Aber Ihr Sigmund — kann nicht kommen — muß der herzerquikenden Freude für diesmal beraubt seyn. — Unser Superintendent hat auf den ersten Merz einen Synod ausgeschrieben, und da wissen Sie nun selbst, daß man nicht schwänzen darf; der Mann möchte mich sonst gewaltiglich übers Knie legen. Geniesen Sie also Ihres Glüks auch ohne mich, und seyn Sie versichert, daß mirs weh thut, nicht dabei seyn zu können! Desto reichlicher will ich mirs schmeken lassen, wenn Sie auf Ostern zu mir kommen. Vierzehn Tage — das ist das wenigste, daß Sie bei mir aushalten müssen; und wohlverstanden — nicht Charlotten allein — auch Ihre Schwestern müssen Sie mitbringen! Wer weiß, wie geschwind ich dann auch ein Bräutigam werde? Denn im Vertrauen — ich habe gehört, Ihre Schwestern sollen schön seyn; recht schön; und eben so, wie sie der genäschige Pastor Sigmund verlangt, sollen sie seyn! — Achten Sie sich also darnach, und erfüllen Sie meinen Willen auf das pünktlichste!

Wie munter wollen mir hernach den jungen Frühling begrüssen! Ihn auf Feldern, in Gärten

auf

auf Gebirgen, am Wasserfall — überall aufsuchen! — Auch Charlottens Leichenstein sollen Sie sehen, und wir wollen uns insgesamt darüber freuen, daß Charlotte noch im Stand ist, ihre eigne Grabschrift zu lesen. — Zweifeln Sie wol, daß wir unsre Tage vergnügt zubringen werden? — Bestellen Sie immer die Post! Ich erwarte Sie mit Sehnsucht — Sie, die in dem Augenblike, da Sie diesen Brief erhalten, schon in Charlottens Armen seyn werden. — O, wie empört sich mein Herz, daß ich nicht bei Ihnen bin! Recht Schade ists! Aber so gehts mit uns geistlichen Herren! Ein einziger Synodus kann uns all' unsre Freuden verhunzen. Leben Sie wol! Am 23ten Februar, 1729.

Karl an Sigmunden.

Er ist vorbei, der festliche Tag, und ich habe Sie nicht gesehen. Ihren Brief habe ich wol gelesen; aber was half er mir? — Sie alleine fehlten noch, unser Vergnügen vollständig zu machen, und eben Sie mußten ausbleiben. O, wenn ich nicht wüßte, daß es der verwünschte Synodus gethan hätte, Sie sollten mich bei meiner Treue zu Ostern nicht zu sehen bekommen. Aber freilich — wer kann für Unglük? —

Sie mit einer umständlichen Beschreibung meiner Hochzeit zu ennüyiren, das verlangen Sie nicht einmal; und ich würd' es auch nicht thun, wenn Sies gleich hundertmal verlangten, denn Sie wissen, welch' ein abgesagter Feind ich von solchen Erzehlungen

lungen bin. Ich kenne Leute, die zu ganzen Stunden ausforschen, wer oder welche auf dieses oder jenes Hochzeit gewesen sind, was man gegessen, was man getrunken, was man für Kleider angehabt hat — aber so gut ich sie kenne, so sehr verabscheue ich sie auch wegen ihrer unverzeihlichen Albernheiten. Ein wahrer Beweis, daß die Leute, nichts zu thun haben, und nichts für sich denken, wenn sie so stark nach Dingen fragen, die ausser ihnen sind, die sie im Grunde nichts intressiren, und die überhaupt von einer so transitorischen Art sind, daß man sie mit anbrechendem Morgen schon längst wieder vergessen hat! Solcher Leute kenne ich viele — aber was wollt' ich Ihnen denn eigentlich sagen? — Das, daß wir vergnügt waren. — Es war Niemand, als meine drei Schwestern, und eine alte Tante dabei. Wir waren so munter, und so aufgeräumt, daß wir beinahe nach Musikanten geschikt hätten. Charlotte unterhielt uns mit dem reizendsten Koncert auf meinem Flügel, und meine Schwestern sangen dazu.

Das einzige, was mich beinahe in den Harnisch geiagt hätte, war ein unnöthiger Diskours mit meiner Tante. Die gute Frau nahm mirs übel, daß ich mir zur Hochzeit kein neues Kleid hatte machen lassen. Ich lachte sie aus, und bat sie um die Gründe, warum man sich eben zur Hochzeit in einem neuem Kleide produziren müsse. Aber, wie Sie leicht erachten können, so war ihr ganzer vermeintlicher Grund dieser, daß ein Bräutigam auch ein Brautkleid haben müsse. Geht zum Henker,

dacht'

dacht' ich, mit euern Possen! Wenn man überall ruhig ist, so hezt der Dämon ein altes Weib auf, um uns Unruhe zu machen. Ich widersprach ihr auf das heftigste, und sagte, daß es eine Narrheit sei, eben am Hochzeittage in einem neuen Kleide zu erscheinen. Es reute mich schon, daß ich mich nicht im Schlafroke trauen lies. — Sie schwieg stille, und ich hörte auf, mich zu ärgern. „Nicht wahr, Charlotte, Sie lieben mich auch im Schlafroke?“— Es verdros die Tante, daß sie Ja dazu sagte. — Kurz und gut von der Sache zu reden, wir kümmerten uns nach diesem Gespräch so wenig um die Frau Tante, daß diese sogleich sachte nach Hause schlich, und uns Freudenkinder alleine lies. — Rathen Sie nun weiter, wie wir uns divertirt haben! Aber so gehts! Wären Sie hübsch da gewesen, so brauchten Sie iezt nicht zu rathen!

Ich bin nun unstreitig der glüklichste Mann auf dem ganzen Erdboden. Ich, und meine Charlotte, leben so fromm, wie die Kinder, beisammen. Des Morgens gehe ich an meine Arbeit, und rede, und schreibe, und schwize mich bras müde; hernach schmekts mir zu Mittage so gut, wenn ich neben ihr in die Schüssel lange, aus einem Becher mit ihr trinke, und sie mich immer fragt, ob ich nichts mehr essen will, ob mirs nicht geschmekt hat, ob sie mir nichts mehr vorlegen, ob sie mir nicht mehr einschenken soll! Es ist eine wahre Lust um ein schönes, gutes und tugendhaftes Weibchen. Wie sie mich so liebreich, so zärtlich empfängt, wenn ich vom Rathhause

hause nach Haus komme! Wie sie mir nachsieht, bis ich ums Ek hinum bin! Wie sie sich so fest an mich hängt, wenn ich mit ihr spazieren gehe! — Aber, hören Sie! Das that mir ausserordentlich ungewohnt, wie ich die ersten Tage Du zu ihr sagte! Es ist so ein vertrauliches Wörtchen, so ein einschmeichelndes Wörtchen, und doch hab' ich mich immer erst ein Bischen geschämt, eh' ichs heraus bringen konnte. Nun ists schon anders — das macht die Gewohnheit.

Des Abends sperr' ich den Bartolus und Baldus mit einander in den Behälter, und bin ganz für mein Weibchen. Da lesen wir uns denn entweder ein schönes geistiges Buch vor, oder raspeln Eins auf dem Klaviere herum, oder sie erzehlt mir was, oder ich erzehl' ihr was — Ach, liebster Sigmund, Sie sollten nur einmal zusehen, wie allerliebst mir meine Charlotte begegnet! — Gestern erzehlte sie mir wieder ein Fragment von ihrer Entführungsgeschichte; da fragte ich sie, was denn ihr Entführer, der Herr N. . für ein Mann gewesen sei? — Sie wies an den eisernen Ofen hin, wo der Knabe Absalon an dem Eichenzweig hängt, und ich mußte von Herzen darüber lachen, denn der arme Absalon war von dem Töpfer erst seit wenig Tagen schreklich verunstaltet worden — „So hat er wol wenig Eindruk auf dich gemacht, sagt' ich zu ihr, wenn er so ein Kerl, wie da unser Absalon war?“ — „Eindruk gemacht, fragte sie lächelnd? Auf ein Herz, das keines Eindruks mehr fähig war — das Karl schon längst in seiner Gewalt hatte?“ —

Du gute Charlotte! Wenn du doch nie entführt worden wäreſt! — Aber, welch ein Triumph für mich, da ich ihr in dem bitterſten Leiden zu ihrem Troſt diente, überall ihr unſichtbarer Begleiter war, und ſie nirgends alleine lies! Dank dir, du himmliſche Sele, und Dank dem ehrlichen Feltſen, der ſie in ſeinen Schuz nahm! Wenn wir uns in irgeud einer Sache ausgeplaudert haben, ſo fangen wir immer wieder bei ihrer Geſchichte an. Da finden wir ſo viel zu bemerken, ſo viel zu bewundern, und ſo viel Freude für uns, daß wir nie ganz damit fertig werden. Doch die Leiden ſind nun alle vergeſſen, und ich preiſe den Himmel, daß nur ihre Geſundheit nichts dabei gelitten hat. Sie iſt noch eben ſo friſch und munter, als ſie ſonſt war, und es müßte wunderlich hergehen, wenn ſies zu ſeyn aufhören ſollte. Alles iſt Leben, alles Freude an ihr.

Ein armer Gymnaſiaſt, den ich wöchentlich zweimal zu eſſen gebe, hat mich mit einem Hochzeitgedicht ſtrapaziert, das ich Ihnen hier zum Durchleſen ſchike. Wenn der Menſch den Frühling und den Hymen nicht gehabt hätte, ſo möcht' ich wiſſen, wie er ſich würde heraus geholfen haben. — Jezt laſſe ich in Charlottens Landguth ein neues Haus bauen; das ſoll uns im Sommer manche ſüſſe Stunde gewähren! — Meine Schweſtern ſind alle noch bei mir. Ich werde die Aelteſte mitbringen, und damit Sie ſich deſto beſſer darnach einrichten können, ſo ſei Ihnen hiermit kund und zu wiſſen gethan, daß wir am 8ten April von hier aufbrechen werden!

Nun

Nun mögen Sies selbst ausrechnen, um welche Zeit wir bei Ihnen eintreffen können. Charlotte ist recht begierig, Sie einmal wieder zu sehen, denn sie hat den Winter noch nicht vergessen, den Sie vorm Jahre bei uns zubrachten. — Wie gut stands damal um uns? — Doch — izt stehts noch besser; nur mit dem Unterschied, daß Kolomann nicht mehr lebt. Den alten, ehrlichen Kauz möcht' ich bisweilen um mich haben! Es war eben doch lustig, wenn er mit seinen Reimen angezogen kam. Wissen Sie noch? Beim Pfänderspiel? — Vom Martin ist alles stille. Kein Mensch will wissen, wo er hingekommen ist, und die Köchinn des Accisverwalters will beinahe zum Narren werden, daß er sie so gar schändlich sizen gelassen. Denken Sie nur einmal! Er hat ihr auch die Ehe versprochen. — Das Kind ist zwar wieder gestorben, aber wer zahlt die Strafe für sie? — So viel ich Ihnen auch heute vorgeschwazt habe, so würd' es mir dem ungeachtet nicht an Materie fehlen, noch einige Blätter voll zu schreiben. Aber ich verspare das Uebrige zu unsrer Zusammenkunft, und bis dahin — leben Sie wol! Am 14ten Merz, 1729.

Sigmund an Karln.

Was ich Ihnen zuvor gesagt habe! Sehen Sie nun, daß wir armen Landpriester noch eine Dosis prophetischer Kräfte besizen? — Ihre Schwester ist mein, und Sie mögen sagen, was Sie wollen, ich glaube mit ihr eben so glüklich zu leben wie Sie

mit Ihrer Charlotte. — O was waren das für selige Tage, die wir neulich beisammen zubrachten! Ist wol ein Himmel, der grösere Seligkeit gewähren könnte, als mein artiges Pfarrhäuschen? Mußten Sie mir dies nicht selbst gestehen, da ich Sie einmal um Ihren Humor fragte? —

Bester Freund! Sie müssen mich von nun an iedes Jahr wenigstens einmal besuchen; und dies werden Sie auch, sobald Ihre Schwester meine Frau ist. — Wie mich doch die liebe Lisette so mit einem Male zu sich gezogen hat! Fragen Sie sie einmal, wie weits noch auf den August ist? — Ich hab' erst heute wieder in meinen Kalender gesehen. — Aber, glauben Sie wol, daß mir etwas nicht an ihr gefallen hat? — Ich fand sie einige Male des Morgens in dem Benjamin Schmolk lesen — das gefiel mir nicht. Sollte so ein herrliches Mädchen, die die reinsten und unverworrensten Begriffe von Gott und ihrer Religion hat, die so theilnehmend iede gute und tugendhafte Handlung erzehlt, die voll Einsicht, voll Empfindungen ist — sollte so ein Mädchen nicht Kräfte genug in sich fühlen, aus ihrem eignen Herzen, aus ihrer eignen Eingebung zu Gott zu beten? Sollte sie nicht fähig genug seyn, sich auf eine, ihren iedesmaligen Umständen angemessene, Art mit Gott zu unterreden? — So mache ichs wenigstens, und dies ist nach meiner Meinung das vornehmste, das beste Gebet, das auch am ersten die gnädige Erhörung erlangt. Ich ärgere mich immer, wenn ich so gemeine Gebethbücher sehe.

Da

Da wimmelts von lauter Gemeinstellen, von Worten, die gemeiniglich, wenigstens für die meisten Leser, keinen Sinn haben, da ists gewöhnlich ein Individualgebet, das der fromme Verfasser auf seine eignen Umstände niedergeschrieben hat, das oft gerade das Gegentheil unsrer gegenwärtigen Verfassung enthält, das ohne Empfindung bei uns vorüber rauscht — kurz, man muß für sich beten, und nur alsdann zu den Gebetbüchern greifen, wenn man sich zur eignen Fassung zu schwach fühlt. Und was ists, wenn wir so ein Morgen oder Abendgebet herlesen, das mit unsern Umständen, mit unserm Anliegen in gar keiner Verbindung steht? Ists nicht leeres Wortgepränge, todter Schall, der nicht einmal den Dachgiebel, geschweige den Himmel erreicht? — Unter uns also! Lisette darf den Benjamin Schmolk nicht mehr lesen, und das befehle ich ihr hiermit Kraft tragenden Amts, und Kraft der männlichen Rechte, die mir nun bald die Hierologie über sie einhändigen wird. — Lachen Sie ja nicht, daß ich mich über diesen Punkt so umständlich geäusert habe! Es ist mein ungeheuchelter Ernst, und Sie wissen, daß ich mit solchen Gegenständen nie zu scherzen pflege. Aber aufhören wollen wir iezt davon, und wieder auf unsre Gesellschaft kommen! —

Ich wunderte mich in der That über das muntre und gefällige Wesen Ihrer Charlotte, die ein andres Mädchen bei so vielen Fatalitäten, als Charlotte ausgestanden hat, gewiß schon längst würde

verlohren haben. War sie nicht so gesund, so heiter, wie ein aufblühendes Röschen? Wars nicht hinreissend, zum Thränen hinreissend, da sie mir ihre traurige Geschichte erzehlte? — Gewiß, mein Freund! Alles ist wunderbar! Die Art, wie sie entführt worden, die Art, wie sie befreit worden, und wenns gedrukt wäre, so würde ichs mehr für einen Roman halten, als ichs iezt für Wahrheit halte, da es nicht gedrukt ist. Und hören Sie, wenn nun Sigmund hergienge, und schriebe so ein Traktätchen davon, und erzehlte die wahre Geschichte mit falschen Namen — würden Sie was darwieder haben? — Es paßt sich Alles so hübsch in ein Buch zusammen, daß es Schade ist, wenn mans nicht druken läßt. Aber freilich — ein Pastor und ein Roman — Wer weiß, ob nicht nach dreisig oder vierzig Jahren ein blinder Eiferer aufstehen, und einen gröslichen Fluch über mich ausprechen könnte? — *) Nichts, mein Freund! Ich schreibe keinen Roman, und das Alles der leidigen Orthodoxie wegen. — Sie werden mir antworten, daß ich doch sonst der blinden Orthodoxie so gerade entgegen arbeite, warum nicht auch hierinnen? — Die Ursachen werde ich Ihnen ein andermal sagen. So viel gesteh' ich Ihnen offenherzig, daß es mir gar nicht unanständig und widersprechend scheint, wenn ein Pastor einen Roman, oder eine Komödie,

*) Glüklich errathen, Herr Sigmund! Man erinnere sich an den Melchior Gözischen Theaterstreit, worüber sogar drei theologische Responsa eingeholt wurden.

Komödie, oder sonst was von solchem Schlage schreiben sollte; ich würd' es vielmehr billigen, wenn Einer den Muth faßte, sich über dergleichen Vorurtheile hinaus zu wagen — aber ich selbst schreibe keinen Roman, und auch kein Lustspiel.

Grüssen Sie Charlotten und Lisetten tausendmal, und sagen Sie ihnen, daß ich noch immer voll von ihren Gesprächen sei. Vor einigen Tagen habe ich den Grabstein der vermeintlichen Charlotte unsrer Abrede gemäs wieder wegschaffen lassen. Ich würd' es eher gethan haben; aber Sie wissen ia selbst, wie ungläubig ich war, und daß ich beschlossen hatte, Ihnen nicht eher ganz zu glauben, bis ich Charlotten selbst würde gesehen haben? — Nun sind alle meine Zweifel gehoben, und ich freue mich selbst über meinen damaligen Irrthum. — Die Laube, wo wir neulich so vertraulich beisammen sassen, trägt nun Blüten, und schaft mir manche fröliche Stunde. Aber meine Kirschbäume sind mir alle erfroren. Leben Sie wol! Am 24ten Mai, 1729.

Karl an Sigmunden.

Zum Beweis, wie begierig meine Schwester auf den August ist, werden wir Sie die nächste Woche wieder besuchen, und dann — bleibt sie gleich bei Ihnen. Sind Sies so zufrieden? — Ich bringe dasmal meine zwoo andern Schwestern auch mit; da wollen wir Ihnen warm genug machen. Aber ein Bräutigam verdients nicht besser. Für seine Lust muß er auch büssen. — Ich scherze fast täglich

mit Lisetten, weil sie mir den lezten Brief, den Sie an sie geschrieben haben, so ausserordentlich geheim hält. Charlotten hat sie ihn lesen lassen; aber mir nicht. Was doch das Weibsvolk seine besondern Grillen hat! Aber Charlotte macht eine Ausnahme. — Wir haben uns bisher mit Vergnügen an Ihr liebes Pfarrhäuschen erinnert, und eben dies ist die Ursache, warum Sie uns schon so bald wieder zu sehen bekommen. Meinem Weibchen hat es gar zu wohl gefallen. Sie sagte mir, wie vielen Antheil Sie an ihrer Geschichte genommen hätten. Das war auch billig — denn sie hat Sie ia schon längst unter ihre Freunde gezehlt.

Wir überlegtens neulich eben so gut, wie Sie, daß sich gar wol ein Roman daraus machen liese, und wer weiß, wo einmal Einer die Feder spizt, wenn wir ihm im Vertrauen etwas davon ins Ohr sagen? — Lisette hat mir heilig versprochen, nie wieder in dem Beniamin Schmolk zu lesen. Sie will für sich beten lernen, und dazu erwartet sie Ihre Anweisung. Wenn sie nun Ihre Frau ist, so wird dies ohnehin keinen Anstand finden. —

Vor einigen Wochen hatten wir einen sehr angenehmen Besuch von dem Herrn von Fletsen und seiner Gemahlinn, die bei ihrer Reise ins Karlsbad auf etliche Tage bei uns abstiegen. So ein Paar vortreflicher Leute habe ich fast noch nie gesehen. Er ist so gütig, und so herablassend, als mans an Edelleuten gar nicht gewohnt ist, und sie die artigste Dame und die vernünftigste Gesellschafterinn. Sie

freuten

freuten sich, daß Charlotte so gesund und zufrieden war, und sagten uns daß sich der Herr von R. . noch immer auf der Vestung befinde. — Das hat er auch verdient, fieng ich an, und nun wurde die ganze Geschichte wieder aufgewärmt, und herum getragen. Ich suchte ihnen den Aufenthalt so vergnügt, als möglich, zu machen, und da sie in ihrem Umgange sehr ungenirt sind, auch meine ungenirte Art zu konversiren sich wol gefallen liesen, so hoff' ich, sie werden mit meinen Anstalten so ziemlich zufrieden gewesen seyn. Wenigstens bezeigten sie dieses. Unser kleines Landguth machte den Hauptheil unsrer Ergözungen aus, und ich weihte bei dieser Gelegenheit das neue Haus ein. — Da sie fortfuhren, so bat ich mir wieder einen Besuch auf dem Rükwege aus; aber sie schlugens ab, und hatten wichtige Gründe dazu. So reisen sie im Namen des Herrn, sagt' ich zu ihnen, und rechnen sie auf meine innigste Dankbarkeit, so lange ich lebe! Und hiermit Gott befohlen!

Kürzlich waren wir auch einmal beim Stadtvogt, der meine Charlotte nach Haus fahren lies. Er ist ein braver, stattlicher Mann, und that ganz fremde, als wir uns fürs Fuhrwerk bedankten. „Sie haben mir einen grosen Schaz in ihrer Chaise geschikt, sagt' ich: es wäre schon der Mühe werth, daß ich ihnen das Fuhrlohn bezahlte.“ — Das bezahlen sie mir durch ihren Besuch, gab er zur Antwort, und sagen Sie mir, ob das nicht eine herrliche Antwort von einem Stadtvogte war? — Die

Kindermörderinn, für die man im Anfange unschuldiger Weise Charlotten gehalten hatte, ist in unsrer Gegenwart dekollirt worden. — A propos! Was sagen Sie zu dem Avertissement, das in unsrer gestrigen Zeitung steht? — Unfehlbar werden Sie es schon gelesen haben, ehe Sie diesen Brief erhalten? Sollte man nicht glauben, das es den Martin betreffe? — Er ist so genau geschildert, und so umständlich beschrieben, daß ich beinahe darauf schwören wollte, der Mörder könne kein anderer Mensch als Herr Martin seyn. Lieber Himmel! Wenn meine Vermuthung war wäre, und er hätte einen Mord begangen, und würde erwischt, und an den Galgen gehenkt — welch ein Spektakel für seine Freundschaft, und welch ein Schauder für alle die, die ihn gekannt haben! — Wünschen Sie mit mir, daß meine Vermuthung nicht eintreffen möge! Er hat mir warlich viel Leids gethan; aber ein so schändliches Ende wünscht' ich ihm doch nicht. —

In acht Tagen werden wir also bei Ihnen seyn, mein lieber Herr Bräutigam, und da lassen Sie sich fein nach der Vorschrift meiner indessen selig verstorbenen Tante ein neues Kleid, ein neu Paar Schuhe, eine neue Perüke, — kurz, Alles neu machen; sonst werden Sie wenig Glük und Segen in Ihrem Ehestand haben. Die Tante hat mirs wenigstens so geprophezeit; aber gegenwärtig hab' ich noch nichts von der Erfüllung gesehen. — Wer wird Sie denn trauen? Ihr Herr Nachbar, Gott sei bei uns? — Das ist mir ein unerträglicher Amtsbruder

bruder! Ich dächte, Sie sezten ihm Selzerwasser und Buttermich vor, damit wir ihn bald vom Halse kriegen! — Leben Sie wol! — Am 27ten Julius, 1729.

Sigmund an Karln.

Ich lebe mit meinem Weibchen recht vergnügt. Sie macht mir mein Stübchen zu einem Paradiese. Da Sie neulich abreißten, so war sie wegen des schlimmen Regenwetters ausserordentlich um Sie besorgt, und in der That hat sie mir ausdrüklich aufgetragen, daß ich Sie fragen sollte, ob Ihnen nichts Unangenehmes passirt sei. — Charlotte wird doch ihren Zahnweh verlohren haben? — Das gute Kind hat mich die lezten Tage recht sehr gedauert.

Abgeredtermassen schrieb ich leztens an meinen Bekannten zu M. . und bat mir Nachricht aus, ob er in selbiger Gegend nichts vom Herrn Martin gehört habe. Gestern erhielt ich seine Antwort, und dieser weiß nichts davon. — So möcht' ich doch vor aller Welt wissen, wo er herum zöge! Es wird mit dem Bürschchen nicht eher Friede werden, bis er sein Geldchen hinaus geiagt hat. Hernach werden wir ihn wieder sehen, und vielleicht in den elendesten Umständen wieder sehen. — Ich fürchte noch immer, Ihre Vermuthung möchte wahr seyn, nnd das Avertissement dem Herrn Martin gegolten haben. Peitscht ihn das Schikfal, so hat ers lediglich an Charlotten verdient. Kann man sich wol einen verfluchtern Vorsaz gedenken, als denienigen, daß er

sie

sie nach * * * entführen, und zu seinem Gebrauch haben wollte? — Schändlicher Mensch! Sonst seufzte ich, von ihm los zu seyn, und freute mich auch, da ich los wurde; iezt schäme ich mich, sein Hofmeister gewesen zu seyn, und wünschte, daß er auch Kolomanns Sohn nicht wäre. Der gute Alte! Hat ihn der Himmel etwa darum schon zu sich genommen, damit er nicht ferner durch die Lasterthaten seines unwürdigen Sohns gekränkt werden sollte? — Ich weiß nicht — wenn ich mich in meine alte Situation zurük denke, so schauderts mich im Ernste. —

Vorgestern hab' ich einen vornehmen Spas mit unserm Amtmann erlebt. Der liebe Mann hat, wie ich Ihnen schon erzehlt habe, die Dummheit, oder Albernheit, oder, wie ichs sonst nennen soll, an sich, ieden Vorübergehenden anzurufen, und sich in allerlei unbedeutende Gespräche mit ihnen einzulassen. Von diesen Anfällen sind nicht einmal die schlechtesten Küchenmenscher frei, und der Bettelvogt wird eben so oft von ihm angerufen, als er seine Eke passiert. — Nun traf sichs vorgestern, daß ein Unterofficier von unserm Hofe bei ihm vorüber gieng. Diesen rief er denn nach seiner Gewohnheit an, und fragt' ihn: wer er wäre? — Der Unterofficier stuzte Anfangs, und sah ihm steif ins Gesicht; als er aber zum zweiten Male von ihm gefragt wurde, so fragte er ihn gleichfalls ganz troken: wer er wäre? und schob sich davon. Der Amtmann schlug sein Fenster zu, und kam über eine Viertelstunde lang nicht

wieder

wieder zum Vorschein. — Nachmittags geht der nämliche Unterofficier wieder bei ihm vorbei, und er fragte ihn abermals: wo er her wäre? „Wer hat sie denn zum Dorfexaminator gemacht, fieng dieser ganz hizig an, und der Amtmann fand für dientlich, seine ehrsame Scheitel wieder zurük zu ziehen. Bei allem dem ist er doch nicht gescheid worden. Ich hab' erst diesen Morgen wieder mit angesehen, wie er einen zehnjährigen Knaben vor sein Fenster rief, ihn umständlich fragte: wer ihm seine ledernen Hosen wasche? und ihm hierauf die treffliche Lehre gab, daß er sie künftighin weniger gelb färben solle. — Unter welche Klasse rechnen Sie wol diese Art von menschlichen Schwachheiten? — Ich meines Erachtens halte dafür, der Mann reift fürs Tollhaus; denn er hat einen rasenden Stolz, eine rasende Einbildung dabei, und ist doch wieder auf der andern Seite der niederträchtigste Bursche, den ich mir denken kann. — Lassen Sie mich davon abbrechen! Ich will Ihnen nun ein wichtigers Ding — einen Streit erzehlen, den ich auch noch nicht lange mit einem meiner Herren Amtsbrüder gehabt habe.

Er betraf die Hierologie — die so hoch gepriesene, und so schlecht gegründete Hierologie. Der Mann behauptete gerade zu, daß ohne Hierologie in Ewigkeit keine Ehe gültig seyn könne. Ich gabs ihm bedingt zu, weil wir nämlich einmal die Einrichtung darnach haben, und es den Herrn Gesezgebern gefallen hat, einer Ehe ohne vorher gegangene Hierologie alle Gültigkeit abzusprechen. Wenn

wir

wir nun aber annehmen, sagt' ich ihm, daß die Hierologie nicht wäre, würden darum Unordnungen im gemeinen Wesen entstehen? — Die Hierologie ist eine blose Erfindung geldgieriger Priester, und so sehr sie auch meinem Beutel schmeichelt, so sehr wünscht' ich sie doch abgeschaft, weil mir die Ungereimtheit davon gar zu stark in die Augen leuchtet. Ich finde kein göttliches Gesez, das diese Einrichtung gemacht oder geboten habe. Zu was Ende halteu wir also so unverrükt über einen menschlichen Tand, der so manche Beschwerlichkeit, so manche schlimme Konsequenz nach sich ziehet? — Es muß Ordnung in der menschlichen Gesellschaft seyn, gab er mir zur Antwort, und wenn die heilsame Hierologie nicht wäre, so würden die Menschen, wie Hunde und Kazen zusammen laufen und das Unterste zu oberst. " — Das kann Alles auch ohne die Hierologie vermieden werden, versezte ich. Man behandle die Ehen, wie andere bürgerliche Kontrakte, wie sie denn wirklich nichts anders ist; man lasse beide Theile unterschreiben, allenfalls auch Zeugen dabei seyn, und die Obrigkeit konfirmire hernach diesen Kontrakt, und verspreche iedem Theile, der über die Unbilligkeit des andern Theils in Erfüllung des Kontrakts Klage führen sollte, hinlänglichen Schuz und Hülfe, so ist der Schade auf einmal gehoben. Die Ehe wird alsdenn eben so gut bestehen, als ob die Hierologie dabei gewesen wäre, und die armen Leute haben dagegen die iura stolae erspart. Und kann denn die Hierologie verhindern, daß ein gesezwidriger Beischlaf erfolge? Kann sie ver-

verhindern, daß die Menschen, wie Hunde und Kazen zusammen laufen? — Wems das wäre, dann wärs freilich ein heisames Werk! Aber dies kann sie in Ewigkeit nicht; und wozu also mit all' dem Plerr-auf? — Da hat sich mancher schon auf die Hochzeit gefreut, und bis er zwei, dreimal proklamirt und ausgerufen wird, stirbt ihm die Braut, und er hat — Nichts. — Eben so sonderbar ists, wenn es heißt: iezt ist Fasten, iezt ist Advent, iezt darfst du nicht Hochzeit machen. Hat denn der himmlische Gesezgeber die Ehe, und die Einweihung derselben für ein so gar unerlaubtes Werk gehalten, daß mans in solchen festlichen Zeiten nicht entriren darf? — Sie, mein liebster Karl, hatten heuer meinen ganzen Beifall, da Sie sich eben in der so genannten Fastenzeit trauen liesen. Durch solche Unternehmungen wird dem Vorurtheil auf den Hals getreten, und nach und nach kann sichs nicht wieder aufrichten. — Ich hab' Ihnen heute sehr viel Unnöthiges vorgeschwazt. Legen Sies in ein abgesondertes Repertorium, und wünschen Sie mir Glük, daß ich zum Schreiben noch so viele Gedult habe! — Lisette empfiehlt sich. Am 19ten September, 1729.

Karl an Sigmunden.

Da haben Sie auch ein Schächtelchen von unsern Trauben! Charlotte hat sie Ihnen eingepakt, und da werden sie Ihnen doch hoffentlich gut schmeken? Sie sind alle auf unserm Landgute gewachsen, — auch diejenigen, die uns gestohlen worden sind. —

Ihren

Ihren Brief hat mir ein armer Kandidat gebracht, den ich als einen redlichen Mann kennen lernte. Ich fragt' ihn: ob er in hiesiger Gegend keine Kondition verlange? Er schüttelte aber den Kopf. — Schiken Sie mir mehr solche Briefträger! Aber, hören Sie! Wenn nun der Kandidat ein Schurke gewesen wäre, und den Brief erbrochen hätte, und einigen Konsistorialräthe von Ihren schönen Plaudereien gesagt hätte, die Sie über die Hierologie angestellt haben? — Meinen Sie nicht, es könnte Ihnen Verdruß machen? — Sie haben Recht. Es ist ein entbehrliches Zeug um die Hierologie. Ich dachts schon, da ich das fremde Wort zuerst in meinen Institutionen erblikte. Da strapaziert man die Leute, und der schwarze Herr stekt einige Thälerchen in Beutel, und iezt, was das nicht für Wunder sind? — iezt ists Band fertig — vorher hätts nicht gehalten. — Laßt dem Bauern seine Kirchmeß! Das ist doch wol das Einzige, wie man sich bei solchen Fällen heraus wikeln und zufrieden stellen kann. Denn einen so verjährten, hartnäkigen Kirchengebrauch abzuschaffen, das werden nicht wir und auch nicht andre vermögen. Wüßten Sie nur, wie sich mein lieber Beichtvater gespreizt hat, da ich ihm sagte, daß ich mich in der Fastenzeit wollte trauen lassen?. — Er thats bei meiner Treue nicht ehender, bis ich ein Dispensations Dekret dazu hatte. Das ist doch immer ein Glük, wenn man nur noch dispensirt werden kann, dacht ich; und was ich weiter dachte, das mögen Sie errathen! Fragen Sie doch einmal den Mann, dem die ledernen Hosen so stark am

Herzen

Herzen liegen, was emphyteusis oder ager emphyteuticarius sei! Ich wette darauf, daß Sie ihn in Verlegenheit sezen, denn das steht mit den ledernen Hosen in keiner Verbindung.

Am lezten Sonntag hat es dem Herrn gefallen, unsern Stadtkommandanten zu sich zu holen. Ich bemerke dies blos deswegen, um Ihnen sagen zu können, wie weits die Schadenfreude bringen kann. — Der Kommandant hatte sich durch sein menschenfeindliches Betragen, durch seine rüde Lebensart, durch seinen dummen Stolz, durch seinen Geiz — kurz, durch die gröbsten Laster so viele Feinde gemacht, daß ich zweifle, ob ihn in der ganzen Stadt ausser seinem Weibe und seiner Tochter, nur ein einziger Mensch bedauern werde. — Kaum hatt' er die Augen geschlossen, so fiels schon einem Licentiaten ein, der manchen verdrieslichen Zwist mit ihm gehabt hatte, sich Musik kommen zu lassen. Sie kam, und er behielt sie bis nach Mitternacht. Er war sogar so unverschämt, und sagt' es allen, die nach der Ursache dieser Erscheinung fragten, daß es zur Ehre des verstorbenen Kommandanten geschähe. Wie sehr sich nun erst die Kommandantischen Relikten geärgert haben müssen, das können Sie daraus absehen, weil sie dem Licentiaten gerade gegen über wohnten. Sie schikten auch wirklich zum regierenden Burgermeister, und baten, daß dem Unfug möchte Einhalt geschehen. Aber der Burgermeister war selbst kein Freund des Kommandanten gewesen, und lies ihnen also ganz kaltblütig zur Antwort sa-

gen, daß er ein so unschuldiges Vergnügen keinem Menschen verwehren könne. — Liebster Sigmund, heute bejährt sichs, daß Charlotte todkrank im Gefängnisse lag. Sie hat mirs eben gesagt, und das macht mich so wurmisch, daß ich Ihnen nun auch keine Zeile mehr schreiben will. Am 12ten Oktober, 1729.

Karl an Sigmunden.

Wenn ich dran denke, was ich vorm Jahr um diese Zeit für ein elender, misantropischer Kerl war, wie ich mich da um Charlotten härmte, wie mich da die Müke an der Wand ärgerte, wie ich so bleich ward, wie mir nichts schmeken wollte, wie ich nicht schlafen konnte, wie ich herum zappelte — und sehe mich nun an, wie ich so froh, so gesund, so glüklich, so zufrieden bin — ach, da möcht' ich vor Liebe zu meinem guten himmlischen Vater zerschmelzen, der mir all das Glük, all den Wohlstand aus seiner väterlichen Hand gab! — Jezt hat er mir auch ein iunges Söhnchen gegeben, und das heißt — Karl, wie sein Vater. Der Junge ist vorgestern auf die Welt gekommen, und hat sich gleich so munter nach Allem umgesehen, daß man denken sollte, er müßte des Lebens schon gewohnt seyn. Mein Weib hat ihn so herzlich lieb, daß sie ihn nur selten der Amme übergiebt; aber ich trag' ihn desto öfter auf meinen Armen herum, und da muß ich immerzu lachen, wenn er an zu schreien fängt, und sein Näschen zusammen zieht. Das sieht Ihnen gar

posierlich aus. — Charlotte sagt, er sähe mir ähnlich, und ich behaupte, er sieht ihr ähnlich. Was das für ein lieber, angenehmer Streit ist! So bald er sizen kann, werd ich ihn abmahlen lassen, und dann sollen Sie mir sagen, wer Recht hat! —

Eben fängt er wieder an zu schreien. Da muß ich doch gleich sehen, ob er sein Näschen wieder so hübsch zusammen zieht. — Antworten Sie mir bald! Am 20ten December, 1729.

Sigmund an Karln.

Ich würde Ihnen schon längst geantwortet haben, wenn ich nicht — einen geschwollnen Hals gehabt hätte. „Was hat denn aber das Briefschreiben und der geschwollne Hals für Gemeinschaft mit einander, werden Sie sagen?“ — Gut; Ich antworte Ihnen nicht einmal drauf. Aber Gott behüte Sie vor einen geschwollnen Hals! Ich wette, daß Sie dann eben so wenig, als ich, ans Briefschreiben dächten! — Die Nachricht von der Geburt Ihres jungen Karls hat mir und meiner Lisette viele Freude gemacht. Was thut die Kindbetterinn? Will sie uns nicht bald wieder besuchen? —

Acht Tage nach dem neuen Jahre war der Konsistorialrath Z. . bei mir. Er hatte nicht weit von hier ein Kommissions Geschäft zu besorgen. Ich bewirthete ihn so gut, als möglich, und gestern schrieb er mir einen Danksagungsbrief, als ob ich mich ihm zu gefallen mit Haab und Guth ruinirt

hätte. Wenn doch die Leute nicht so übertriebenen Wind machten! Ich sezt' ihm alle Tage Rindfleisch und Meerrettig vor, und wenn Sie den Brief lesen sollten, so würden Sie nicht anders glauben, als daß ich ihn mit lauter Schneppen, Fasanen, wilden Enten und Truthänen regalirt hätte. Es kommt doch gar nichts dabei heraus, so wenig, als mit den altgothischen Titulaturen, die ich bis in den Tod hasse. — Wenns immer heißt, Hochehrwürdiger, Hochgelehrter, Tiefgelehrter, Hochweiser, Hochzuverehrender — da läuft mir gleich die Gall' über, und meine Lisette sagt, es thut ihr der Bauch weh.—

Wissen Sie was, sagte neulich mein Dorfbarbier zu mir? ich werde heurathen. — „Gut, sagt' ich — gut, Herr Bez! und wen denn?" — „Des Herzogs Schwester will ich heurathen; die hat Geld!" — „Desto besser!" — „Und wenn mirs der Herzog abschlägt, so schneid ich ihm meiner Sele den Hals ab." — Noch besser, sagt' ich, und sah' ihm ganz betreten unter die Augen. — Der Mann geht fort, und gleich eine Stunde darauf heißts, daß er närrisch sei, und daß man ihn schon an Ketten gelegt habe. — Wie sichs doch mit einem Menschen so gar geschwind ändern kann! Er hatte gerade so viel Vernunft, als man von einem Dorfbader verlangt, und dies Bischen sogar hat er verlohren. Jezt muß Alles des Herzogs Schwester gethan haben, die den armen Teufel in ihrem Leben vielleicht noch nicht gesehen hat.

Haben Sie noch immer keine Nachricht vom Herrn Martin erhalten? — Ich möchte nun doch einmal wissen, wo er hingerathen wäre! — Ich muß in die Kirche, und einen Teufel austreiben — oder auf gut teutsch — ein Kind taufen. Nehmen Sie also nicht ungeneigt, mein Hochedelgebohrner Herr Assessor, daß das Briefchen so schändlich kurz ist! Am 25ten Januar, 1730.

Karl an Sigmunden.

Es ist aber doch nicht fein, daß Sie mir zu meinem kleinen Karl gar keine Gratulation gemacht haben. Man hat mir so viele schöne und erbauliche Glükwünsche so wol in Prosa, als in Versen, ins Haus geschikt, und eben Sie — mein Bester — mein Vertrautester — Sie alleine übergehen das so gerade zu mit Stillschweigen, und sagen mir nur in ganz kahlen Ausdrüken, daß Sie sich darüber gefreut hätten. — Ich werde mich bei Gelegenheit reveangiren; denn Sie wissen, wie streng ich aufs Ceremoniel halte. — Charlotte ist wohl, und wünscht sich bald wieder so einen Buben. Es freut sie herzlich, wenn er so begierig nach ihr hinlangt, und zu lächeln anfängt.

Da Sie von den Titulaturen reden, so haben Sie mich eben auf dem rechten Flek getroffen. Ich verabscheue nichts mehr, als solchen lächerlichen Wirrwarr, durch den wir Teutsche uns noch allein von den übrigen europäischen Nationen in Ansehung des Ungereimten und Abgeschmakten zu unterschei-

den pflegen. Ist das nicht ein Kreuz und ein Jammer für uns arme Rechtsgelehrte, bis wir die verwünschten Titulaturen zusammen in Kopf kriegen? — Und sie gehen auch nicht einmal alle in den Kopf. Des Werks ist zu viel, als daß man sich nicht ein apartes Titelbuch anschaffen sollte. — So weit hats wol das steife Ceremoniel noch bei keinem Volke gebracht. Wie unendlich und unermeßlich ist nicht das Feld der leidigen Kurialien? — Gestreng, Edelgestreng, Wohledelgestreng, Hochedelgestreng, Hochwohledelgestreng, Würdiger, Ehrwürdiger, Wohlehrwürdiger, Hochwohlehrwürdiger, Hochwürdiger, Fürsichtig, Wohlweiß, Hochweiß, Edler, Wohledler, Hochwohledler, Hochedler, Edelgebohrner, Wohledelgebohrner, Hochedelgebohrner, Hochwohledelgebohrner, Wohlgebohrner, Hochwohlgebohrner, Hochgeborner, Gnaden, Excellenz und Magnificenz, und Hochdieselben, und Höchstdieselben, und wie die Dinge weiter lauten. Es fällt mir fast immer das prächtige Elend dabei ein, wenn ich solch Zeug lese, und möchte man da nicht gleich auf der Stelle die Angst kriegen, wenn man unter das Gedränge solcher Irrwische geräth't? — Ein nüzliches Unternehmen, wenn diese Schwachheit abgethan würde, die so viele Vorurtheil ernährt, so vielen Rangstreit gebiert, und so viele schlimme Folgen erregt! Wie oft beleidigen wir einen Unbekannten dadurch, daß wir ihm seinen gewöhnlichen Titel nicht gegeben haben? Wie oft entsteht selbst für das gemeine Beste Schaden daraus? — Ich hab' erst neuerlich den Fall erlebt, daß ein auswärtiger Ju-

stizbe-

stizbeamter, den wir um die Auslieferung eines Diebs baten und dabei seinen gehörigen Titel vergasen, blos darum den Delinquenten nicht verabfolgen liess, weil wir, wie gesagt, wider die Kurialien angestosen hatten. Wir erfuhren dies, und wollten den Fehler wieder gut machen. Aber inzwischen war der Schurke schon wieder echappirt, und wem hat man das nun anders zu danken, als der lieben Titulatura? Gewiß, mein Freund! Ich wollte hundert Thaler verlieren, wenn diese Schwachheit abgeschaft würde. Haben wir denn nicht in diesem Stüke alle polizirte Nationen zu Vorgängern? — Fragt den Franzosen, den Italiener, den Engelländer, den Portugiesen, den Spanier — fragt sie einmal, ob sie sich auch mit so ängstlichen Gebräuchen, als wir, martern! — Mein Herr — das ist Alles, woraus ihre Anrede besteht; sie sei nun an einen König, oder Fürsten, oder Edelmann, oder Bürger. Und ist sie nicht schön, nicht kurz, nicht vernünftig, nicht der Natur angemessen? Laufen unsre gezierte Titeln auf was Bessers hinaus? Haben sie so das Gepräge der Naivetät, des Ungezwungenen an sich? — Zurük beben möchte man, wenn man dergleichen moralische Gespenster erblikt, und in der That — wer mir mit vielen Ceremonien schreibt, der darf immer sechs Wochen länger auf eine Antwort harren, als derjenige, der mir natürlich schreibt! —

Eben so lächerlich sind auch die französischen Addressen bei uns eingeführt. Der ganze Brief ist in teutscher Sprache geschrieben, und die Addresse muß französisch seyn. Welcher Grund, welche Ursache

sache dazu? — Damit etwa der Brief nicht fehl laufe? Oder, weil die Postmeister mehr französisch als teutsch verstehen? Oder, weils einem einmal eben so gefällt? — Ich mags ansehen, auf welcher Seite ich will, so paßt eine französische Addresse zu einem teutsch geschriebenen Brief eben so wenig, als für einen französischen Magen ein teutscher Hefenklos. Sans comparaison! Und weil ich denn nun einmal in das Plaudern gerathen bin, so fallen mir eben die Rangstreitigkeiten wieder ein, die gewöhnlich ihren Grund in der rechten Hand haben. Sag mir doch einmal ein Christenmensch, (so drükt sich immer unser Kaplan aus, wenn er die Einleitung zu einer Schmähpredigt macht;) sag mir doch einmal ein Christenmensch, welchen Vorzug die rechte vor der linken Hand haben soll! Denn auf dieser Untersuchung beruht unstrittig auch die Entscheidung einer Rangstreitigkeit. — Ist sie geschikter, als die linke, oder hat sie mehr Kraft, als die linke, oder, was ists sonst, das ihr den vermeintlichen Vorzug giebt? — „Sie ist beides, wird man mir antworten, geschikter und stärker; die linke können wir fast zu gar nichts brauchen.“ — Sehr wohl! So lange wir uns nicht bemühen, die linke zu eben den Geschäften zu gebrauchen, wozu wir uns der rechten bedienen, so lange geb' ich das zu. Wie aber, wenn ich behaupte, daß in der linken eben die Stärke, eben die Fertigkeit, eben die Fähigkeit liegt, wie in der rechten? — Hab' ich nicht Beweise zur Seiten? — Sie selbst haben es mit Ihren Augen gesehen, wie fertig Mancher mit der linken Hand

ficht,

ficht, und schreibt, und ißt, und trinkt! Es kommt Alles auf die liebe Gewohnheit an. Hab' ich ia sogar einen Menschen gesehen, der die Feder zwischen die Fußzehen nahm, und vielleicht zehnmal schöner noch schrieb, als Mancher mit seinen beeden Händen vermag? — Belachen Sie mit mir die leeren Rangstreite, und leben Sie wohl! Am 8ten März, 1730.

Sigmund an Karln.

Meine Frau hat mir nun endlich auch einmal ein Knäbchen gebracht, und ich habe Ihrem Beispiel gefolgt, und bin selbst zu Gevattern gestanden. Das machte gros Aufstehen im Volke, und manchen kams eben so paradox vor, als meinem Grosvater, da er mich zum ersten Male, und überhaupt zum ersten Male in seinem Leben Tobak rauchen sah. — „Denke nur an, sagte er zu meinem Vater, dein Bube raucht Tobak, und nimmt Feuer dazu?“ —

Gestern schikte der Amtmann zu mir her, und lies sich meine Pistolen ausbitten. Ich gabs ihm ohne Bedenken. Aber nicht lange hernach trat meine Magd in die Stube, und fieng ein gräßliches Geschrei an. „Ach was haben Sie gethan, Herr Pastor? Was haben Sie gethan? Daß Sie da die Pistolen wegleihen, und wissen doch, daß die liebe Frau Pastorn im Kindbette liegt! Ach du lieber Gott, du lieber Gott! Es ist so eine alte Regel, daß man nichts aus dem Hause leihen soll, wenn die Frau im Kindbette liegt, und Sie haben doch Ihre

Pistolen weggegeben? Das hat mich recht erschrekt! Ja wol, Ja wol! Ich kann nichts dafür, wenn ein Unglük geschieht.“ — Das Mensch machte mir mit diesen Rasereien den Kopf warm, und ich würde sie beinahe zur Thüre hinaus geworfen haben, wenn mich nicht mein Stand zurük gehalten hätte. Inzwischen dauerte es gar nicht lange, als ich schon dieses Vorurtheil, das, wie ich erfahren habe, durchgehends recipirt sein soll, mit Lisetten gemeinschaftlich belachte. Der Magd wurde geboten, künftighin von dergleichen Albernheiten stille zu schweigen.

Stellen Sie sich vor, was wir hier für einen Esel zum Wirthe haben! Der Mann ist nun einmal darauf angewiesen, und es schon lange Zeit her gewohnt, daß er allezeit den Wein zur Kommunion schaffen muß. Ich size nur alle sechs Wochen zur Beichte; und ganz natürlich kommt alsdenn immer eine ansehnliche Anzahl von Kommunikanten zusammen. Am vorigen Sonnabend geschahe das wieder, und ich hatte beinahe achtzig Menschen vor meinem Beichtstuhle. Als am Sonntage darauf schon die ganze Gemeine versammelt war, und der Küster beim Wirthe den Wein holen wollte, so hatte dieser keinen Tropfen im Hause. Ich schikte zum Amtmann, aber auch dieser war nicht damit versehen. Zu meiner gröſsten Aergernis war ich also gezwungen, den versammelten Gläubigen anzuzeigen, daß es für diesmal in Ermanglung des Weins mit der Kommunion nichts wäre, und lud sie auf einen andern Tag ein. Ich habe aber diese Fahrläſſigkeit

des

des Wirths bei der Behörde bereits angezeigt, und diese, hoff ich, soll ihn ein andermal aufmerksamer machen.

Ich könnte Sie nun ganz wol brauchen. Der benachbarte Edelmann hat, wie Sie wissen, einige Felder, die an die Meinigen grenzen. Seit kurzer Zeit nimmt er sich nun die Freiheit heraus, gerade über die Meinigen wegzufahren, und hat mir dadurch schon vieles verdorben. Ich bat ihn schriftlich, daß er mich ungestört lassen, und keinen Anlaß zum Streit geben sollte. Aber er gab mir ganz trozig zur Antwort, daß er den zu sehen verlange, der ihm in Ausübung seiner Gerechtsame inhibiren wolle. Ich lies sein stolzes Billet unbeantwortet auf dem Tische liegen, und ritte gleich nach M. . wo ich dem Hofrath K. . diesen Vorgang erzehlte, und ihn um seinen Beistand ersuchte. Er versprach mir, die Sache als einen förmlichen Proceß anhängig zu machen, sie, so viel, als möglich, zu betreiben, und sezte hinzu, daß es mir bei meiner gerechten Sache gar nicht fehlen könnte. Diese Versicherung macht mich stolz; denn der K. . ist alsein geschikter Jurist bekannt, und wird mich also auch ohne Zweifel bei meinem Rechte zu mainteniren suchen. — Grüssen Sie Charlotten, und bleiben Sie hübsch gesund! Am 22ten Junius, 1730.

Karl an Sigmunden.

Reveange, Herr Schwager! Ueber und über Reveange! Sie sind mir bei meinem kleinen Karl die

feierliche Gratulation schuldig geblieben; iezt mache ichs auch so. Nicht einen Buchstaben mehr, als daß ich mich mit Charlotten über Ihren jungen Sigmund freue! So muß man die Leute strafen, wenn sie so erschreklich wieder die Etiquette und Lebensart anstosen?

Das Vorurtheil, daß man nichts aus einem Hause wegleihen solle, in dem sich eine Kindbetterinn befindet, herrscht hier eben so stark, als es bei Ihnen herrschen kann, nur mit dem Unterschied, daß mir meine Magd noch nicht den Text darüber gelesen hat. — Ich will Ihnen noch zwei andre Vorurtheile bekannt machen, die ich erst kürzlich entdekt habe. — Ich besuchte jüngst im Vorbeigehen meinen Herrn Beichtvater, und da ich ins Haus trat, so fand ich Alles beschäftigt, Alles im grösten Aufruhr. Die Maurer tünchten das ganze Haus aus. Ich suchte meinen Herrn Thomas, und fand ihn endlich im äuserstен, abgelegensten Winkel, den weder Sonne noch Mond bescheint. — „Ei, ei, sagt' ich, warum lassen Sie eben iezt das Haus tünchen, da es so schlecht und regnerisch Wetter ist? So troknets Ihnen ia in alle Ewigkeit nicht wieder aus?" — Das hat nichts zu sagen, gab er mir zu Antwort! Ich würde freilich das trokne Wetter lieber dazu haben, aber es geht nun einmal nicht anders an. Der Mond ist iezt mitten im Abnehmen, und da darf mans nicht versäumen." — „Was soll denn der Mond für Einfluß in diese Sache haben, fragte ich neugierig?" — „Und das wissen Sie nicht, versezte er? Wenn

man

man die Zimmer im abnehmenden Mond tüncht, so kann das Ungeziefer, Ratten, Mäuse, Spinnen und dergleichen nicht über Hand nehmen, sondern wird mit der Stunde aus dem Hause vertrieben. Ich habe dieses Mittel schon gar oft probirt, und es hat allemal richtig eingetroffen.“ — So, so, sagt' ich, und räusperte dabei; das ist was Anders. Man wird doch immer klüger, ie älter man wird. — Ich fieng hierauf einen ganz gleichgültigen Discours an, denn widersprechen mocht' ich einmal meinem Beichtvater nicht, und so wurde denn das Ding wieder vergessen. Aber ich mußte dem ungeachtet mein Lächeln über seine Grillenfängerei sorgfältig verbergen, und schob mich endlich wieder davon.

Sehen Sie! das war Eins! Und für diese wichtige Entdekung müssen Sie mir allerdiengs Dank wissen. Das zweite neue Vorurtheil, das ich bemerkt habe, ist dieses. Im abnehmenden oder Neumonde darf man sein Logis nicht verändern, oder, wie man zu sagen pflegt, nicht ausziehen. Die vermeintlichen Gründe zu dieser Regel lassen sich leicht ausfinden. Zieht man im Neumonde aus, so nimmt Glük und Segen bei uns ab; aber im Vollmonde nimmt es zu. Und daher geschah es, daß ein Herr Kollege von mir in der nämlichen Stunde, da der Mond voll ward, seinen Auszug veranstaltete, und mir eben dadurch Gelegenheit zu dieser Entdekung gab. Der Mann brauchts auch in der That, daß Glük und Segen bei ihm zunimmt, denn er ist überall stark zerrissen. Und nun bedanken Sie sich fein hübsch für meine Erzehlung! —

Der

Der Streit; den Sie mit Ihrem benachbarten Edelmanne angefangen haben, gefällt mir gar nicht Und wissen Sie, warum er mir nicht gefällt? — Weil Sie ihn zuverläßig verlieren werden. — Es ist Ihnen hinlänglich bekant, wie wenig unser Einer hier zu Lande gegen einen Edelmann ausrichten kann, und, wo ich mich nicht irre, so haben Sie mir selbsten einmal die Wahrheit gesagt, daß die gerechteste Sache ungerecht werde, so bald sie der Bauer, oder sonst eine bürgerliche Kanaille gegen den Edelmann führt. Was können Sie sich nun bei solchen Umständen für Heil versprechen? — All' Ihre gerechte Sache, und alle die Mühe, die sich der Hofrath K. . dabei geben kann, wird in dem Augenblike verlohren seyn, da Sie den beklagten Theil nennen. Glauben Sie mir! Dies ist der Lauf der Welt, und die Sitte des Landes. Wenns nur möglich wäre, man würde uns arme bürgerliche Bestien vielleicht mit Ehestem gar unter die unvernünftigen Thiere versezen. — Indessen hoffen Sie das Beste! Ich wünsche Ihnen wenigstens alles Glük dazu. Der Hofrath K. . ist ein braver, und ein kluger Mann. Er wird Alles thun, was seine Kräfte vermögen. — Leben Sie recht wol! Am 5ten Julius, 1750.

Sigmund an Karln.

Es ist doch beinahe unglaublich, wie weits in hiesiger Gegend ein Edelmann treiben kann! Sie haben ohnehin schon Vorzüge genug — wenn sie nun vollends auch den haben sollten, überall Recht zu behalten, was würde wol am Ende herauskommen?

men? — Zerrüttung über Zerrüttung, und — nichts Kluges. Man hat mir lezthin als gewiß versichert, daß der Obervogt in L. . in den Gedanken stehe, als ob auch die Edelleute einen eigenen Himmel, *) der sie von dem gemeinen Volke absönderte, zur Belohnung erhalten würden. Was wird nicht ferner noch geträumt werden? — Ich muß Ihnen doch nun sagen, wie es mit meinem Proceße steht.

Der Edelmann hätte bei einem Haare gewonnen; aber er hat doch nicht gewonnen. Der Hofrath K. . gab mir gleich Nachricht davon, daß der Edelmann den Richter bestochen habe, und rieth mir an, ein Gleiches zu thun. — So entsezlich mir eine solche Handlung an und für sich ist, so wenig trug ich doch Bedenken, seinem Rathe zu folgen — theils weil ich durchs Bestechen keine Ungerechtigkeit, sondern lediglich mein offenbares Recht verlangte, theils aber auch, weil ich bei dieser Gelegenheit versuchen

*) Es scheint beinahe nicht anders, wenn man das erst neuerlich erschienene Gebetbuch dazu nimmt, das unter dem Titel: Goldener Himmelsschlüssel zur höchsten Schazkammer göttlicher Gnaden durch auserlesenste Gebete nebst verschiedenen Unterrichtungen so wol auf alle Tage als zu gewissen hohen Jahrszeiten und Festtägen der Heiligen zum Gebrauch hochadelicher Personen mit sonderbarer Befliißenheit eingerichtet, 1772. zu München heraus gekommen.

suchen wollte, ob man wol nicht durchs Geld über dergleichen mächtige Herren triumphiren könnte. Wir erforschten also sehr sorgfältig, wieviel der Edelmann dem Richter geschenkt habe, und ich schenkte ihm hierauf doppelt so viel, welches denn auch so grose Wirkung that, daß ich gleich drei Tage hernach meinen Spruch, und mein Recht erhielt, der Edelmann hingegen schimpflich davon gewiesen wurde. — So hab' ich doch nun einen Kanal ausfindig gemacht, wie man in möglichster Kürze zu seinem Rechte gelangen kann! Aber — verbergen kann ichs Ihnen demungeachtet nicht, daß mir bei dieser Affaire mancher wunderliche Einfall entwischt ist. — Ist das nicht, dacht' ich bisweilen, eben so viel, als ob man die Gerechtigkeit in Auktion brächte? Dieser bietet zehn, ich zwanzig — wer kann anders Recht behalten, als der Meistbietende? — Traurige Gerechtigkeit! Wenn du nun vollends subhastirt, mit allen Solennitäten subhastirt würdest! Und wer weiß, wie nahe der Zeitpunkt ist, daß man ein Fähnchen ausstekt, und dich auktionsmäsig an den Meistbietenden los schägt? — Der Proceß wäre also gewonnen. Und das war auch Alles, was ich Ihnen für heute zu schreiben dienlich erachtete. Am 14ten Oktober, 1730.

Karl an Siegmunden.

Eh' ich Ihren lezten Brief beantworte, muß ich Ihnen doch gleich sagen, daß ich nun Nachricht von Martins Aufenthalt habe. Er ist schon über ein Jahr lang in H. . lebt lustig und guter Dinge, hält

hält sich eine Sängerinn für seinen Leib, und ist ieden Abend auf dem Koffeehause zu sehen. Der Steuerverwalter F. . in R. . hat ihn wirklich daselbst gesehen und gesprochen, als er die Erbschaft seiner Schwester abholte. Es gab sich keiner dem andern zu erkennen. Martin, der den Steuerverwalter ohnehin niemals gekannt hatte, gab sich für einen Herrn von Stamm aus, und der Steuerverwalter gab sich gleichfalls einen veränderten Namen, um desto leichter hinter die Wahrheit zu kommen. Ich habe den Steuerverwalter erst gestern wieder gesprochen, und er versicherte mich, das Alles seine vollkommenste Richtigkeit habe. — Sollte mans wol der armen Dirne nicht vertrauen, die er so schimpflich sizen gelassen? — Das Mensch fängt izt wirklich an zu betteln.

Ich gratuliere zu dem glüklichen Ausgang Ihres Processes. Ich hatte Sie schon so gut, als verlohren geschäzt. Aber freilich — mit Gelde kann man heut zu Tage Alles erhalten. Bei Gelegenheit des Kanals, den Sie nun glauben ausfindig gemacht zu haben, fällt mir unsre liebe Frau Stadtburgermeisterinn ein, die, so oft sie sagen will, der oder iener habe einen Kanal gefunden, das Kanal mit Karneval, auch bisweilen mit Kanon verwechselte. — Meine Charlotte ist seit acht Tagen etwas unpaß gewesen. Ich gebe einer Erkältung die Schuld, die wir bei unsrer lezten Reise nach H. . in vollem Mase empfinden mußten. Unser Freund in H. . ist der nämliche Freund des Kolo-

manns, bei dem wir waren, als Charlotte entführt wurde. Er behielt uns viele Tage lang bei sich, und verschafte uns mannigfaltiges Vergnügen. Wir trafen auch einen Advokaten bei ihm an, der ausserordentlich gelehrt schien, und überhaupt ein sehr besonderer Mann war. Da ich ihn gleich nach unsrer Ankunft mit der größten Bescheidenheit fragte, wer und wes Standes er sei, so zog er, ohne mir die mindeste Antwort zu geben, ganz gravitätisch einen Brief aus der Tasche hervor, hielt mir ihn vor die Nase, und stekte ihn, da ich die Addresse hin und wieder gelesen hatte, mit einem selbstgefälligen Lächlen wieder ad locum unde. — Ich wußte nun daß er Schubb hies, ein très renomirter Advokat war, und in der Nachbarschaft einige Gerichtshaltereien besorgte. — „Wollen wir nicht zu Tische gehen, mein liebes Männchen?“ — Den Augenblik, meine beste Charlotte! Ich habe eben da an den Pfarrer Sigmund geschrieben, und wolkt' ihm noch mehr schreiben, aber er kann schon bis auf ein ander Mal warten.“ — Am 26ten November, 1730.

Sigmund an Karln.

„Kommen Sie, kommen Sie! Das ganze Pergament ist schon beisammen, und man wartet nur ganz alleine noch auf Sie.“ — So sagte jüngst ein erbarer Schneider zu mir, der mich zu dem Heyrathstag seiner ältesten Tochter Soliciter invitirt hatte — Daß er statt Parlament Pergament, und statt Solenniter Solicirer zu sagen pflegt, ist dem armen

Kerl

Kerl nicht übel zu nehmen. Aber das nahm ich ihm allerdings übel, daß er mir so zudringlich mit seiner Einladung war; denn ich hätte über dem verwünschten Heurathstag beinahe mein Leben verloren. — Ihr Leben verloren, fragen Sie? — Allerdings, mein Freund! Denn eben, da es zur Mahlzeit gehn sollte, brach die Deke über uns ein, und wir wurden alle, der eine am Haupt, der andre am Fuß, und der dritte am Arme beschädigt. — So bald ich meinen Cirkumflex übern Kopf hatte, legt ich den Löffel aus der Hand, und gieng nach Hause, und da ich nach Hause kam, fand ich Ihren Brief, und um Ihnen dieses zu sagen, fand ich auch für gut, das Vorhergehende zu erzehlen.

Wenn es wahr ist, was Ihnen der Steuerverwalter von meinem ehemaligen Eleven gesagt hat, so unternehmen Sie gewiß ein sehr verdienstliches Werk, wenn Sie der armen geschwächten Dirne davon Nachricht geben. Aber lauft ihm nach, heißts da! Wird er nicht tausend Auswege haben, sich von ihr los zu wikeln? Wird es ihm etwa schwer seyn, die ganze That zu leugnen, und das arme Ding in noch gröseres Unglük zu bringen? — Geben Sie acht, mein liebster Karl! Wir erhalten einmal den saubern Vogel in den elendesten Umständen zurük: Und dann Gnade über ihm! Denn hier zu Lande wird ihm wenig geholfen werden.

Wissen Sie, mein Freund, was compensatis expensis heißt? — Das bedeutet den Bakofen. —

Und wissen Sie auch, wem wir diese Uebersezung zu danken haben? — Dem hiesigen Schulheiß. — Er hatte wider seinen Nachbar verschiedene Klagen geführt, worunter auch eine wegen eines Bakofens war. Da er nun vor wenigen Tagen den Bescheid erhielt, und darinnen kein Wort vom Bakofen las, so sagte er zu einem seiner Bekannten, der es bewunderte, warum nichts davon gedacht worden war, daß das compensatis expensis den Bakofen bedeute. Und hiermit Gott befohlen! Am 16ten December, 1730.

Karl an Sigmunden.

Es giebt oft komische Auftritte in der Welt; und schon das war nach meiner Meinung sehr komisch, als ein gewisser Mann das Amt seines Sohnes zu einem Stall, seine künftige Frau aber zu einer Kuh vergleich, und eben deswegen bei der Anwerbung, die er für seinen Sohn unternahm, sich des Ausdruks bediente: mein Sohn hat nun einen Stall, er braucht aber auch eine Kuh dazu — dies, sag ich, war nach meiner Meinung schon sehr komisch; aber ich will Ihnen nun einen noch komischern Fall erzehlen. Einen gewissen hiesigen vornehmen Mann hat der Zufall mit einem sehr schönen Weibe begabt, und in diese sehr schöne Frau verliebte sich sein Schreiber. Die Frau war zwar mit den Verdiensten und dem Ansehen ihres Mannes vollkommen, im übrigen aber gar nicht wol mit ihm zufrieden, und eben dies ist die Ursache, warum sie den verliebten Anfoderungen

rungen des Schreibers, der gleichfalls ein sehr artiger und wohlgebauter Kerl war, so leicht Gehör gab. — Kurz und gut von der Sache zu reden — die Frau und der Schreiber lebten in der eigentlichsten Ehe, und der Mann hatte weiter nichts, als das Recht, des Nachts an ihrer Seite zu liegen.

In dieser Verfassung waren schon bei nahe zwei Jahre verstrichen, als sich kürzlich der gewisse Herr unvermuthet verreisen mußte. Er glaubte, daß er wenigstens zween Tage ausbleiben würde, und sagte also seinem Weibe, daß sie auch nicht eher auf ihn aufsehen dürfte. — Dies war für den Schreiber ein sehr erwünschter Umstand. So bald die erste Nacht kam, und sich alle Domestiken zur Ruhe gelegt hatten, verfügte er sich ganz gemächlich zu seiner Gebieterinn, und bemüthe sich, ihr die Zeit zu vertreiben. Aber kaum war er eine Viertelstunde bei ihr gewesen, so kam was vor die Thüre geritten, schellte, klopfte an — wer konnts anders seyn, als der Herr Ehegemahl? — Der Schreiber wußte in der Angst nicht, wo er hin sollte, und gerieth aus lauter Schreken in die nämliche Nebenkammer, wo sich gewöhnlicher Weise des Herrn Principals Nachtstuhl befand. Hier suchte er sich, so viel als möglich, verborgen zu halten, indessen die Frau ihren Eheherrn mit größter Verwunderung über seine so unerwartete Zurükkunft empfieng, und in die Stube begleitete. — Sie wußte eben so wenig, daß der Schreiber in die Nebenkammer gerathen war, als

ihr Herr nur den mindesten Unrath vermuthete, wie ihm denn überhaupt, so eifersüchtig er auch sonst immer war, nicht einmal der Gedanke beifiel, daß ihn sein Schreiber korneliſiren könnte. Inzwiſchen legte sich die Frau wieder zu Bette, und der Herr Ehegenahl zog sich allgemach aus, um ihr nachfolgen zu können. Ehe er aber noch wirklich ins Bette stieg, so sah er sich seiner Gewohnheit nach erst nach dem Nachtstuhle um, und gieng in die Nebenkammer. Die Frau war ruhig. Ihr Herr sas lange in Gedanken vertieft, als er auf einmal den Kopf herum drehte, und tief in der Eke eine menschliche Figur im Hemde erblikte. Er erschrak Anfangs, und glaubte, daß es ein Geist sei. Da er sich aber den Muth faßte, das Ding näher zu beleuchten, so erblikte er — seinen Schreiber. —

Du verfluchte Bestie, war das erste Wort, das ihm heraus fuhr — wie kommst du hieher? Wer hat dich in die Kammer gestekt, und noch dazu im Hemde? — Der Schreiber wollte den langen Diskours nicht erst abwarten, und lief wie der Bliz, durch die Kammerthüre in die Stube, von der Stube zur Hausthüre, und endlich zum Hause hinaus, und auf die Strasse. Aber der Principal war gleichfals nicht faul, schmiß in voller Wuth das Licht auf die Erde, und verfolgte den Schreiber, so lang er ihn sehen konnte. Ich sah eben zum Fenster hinaus, da sie vorbei liefen, und mußte von Herzen lachen, da ich zwei Leute im blo-

sen

sen Hemde auf der Gasse erblikte. — Indessen wurde der Lerm, der durch des Principals Geschrei entstand, ausserordentlich gros, so, daß gleich der Nachtwächter herbei lief, und Friede gebieten wollte. Aber der Herr bemerkte in der Wuth den Nachwächter eben so wenig, als dessen Horn, und sprang glüklich gegen das Horn dergestalt zu, daß er mit einem Male zurük stürzte, und im Koth lag. Dadurch wurde nun zwar dem Lerm und der Verfolgung ein Ende gemacht; aber wie es nun ferner gehen wird, das wollen wir erst erwarten. Eine Ehescheidung giebt es auf alle Fälle, und ich möchte nur wissen, wer wol den Schreiber im Hemde aufgenommen, und selbige Nacht bei sich behalten hätte. — Vielleicht kann ich Ihnen in einigen Wochen umständlicher von dieser Sache Nachricht geben, und das werd' ich gewiß nicht versäumen.

Ich muß Ihnen doch auch sagen, daß ich auf einmal um zwoo Stellen weiter gerükt bin. Meine Einnahme ist dadurch ziemlich vermehrt worden; aber auch die Arbeiten. Grüssen Sie meine Schwester, und leben Sie wol! Am 12ten Februar, 1731.

Sigmund an Karln.

Wer hätte das wol geglaubt, daß das Büchlein, welches ich meinem Freund, dem Konsistorialrath Z. . dedicirt habe, so viel Aufsehen erregen würde?

de? — Ich schriebs ohne die mindeste Absicht eines Gewinns, und, wenn ichs recht sagen soll, fast ohne alle Absicht — diejenige ausgenommen, daß ich der Welt meine Gedanken vorlegen wollte — und, was meinen Sie nun, daß aus dem Büchlein erfolgt sei? — Die Akademie zu * * * hat es als vortreflich befunden, für eine Preisschrift gerühmt, und ich habe nun von ihr den Ruf, als dritter Professor der Theologie erhalten. — Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie sehr mich das überrascht hat. Mehr als drei Tage lang stand ich bei mir an, ob ich wol auch diesen Ruf annehmen sollte. Lisette meinte besonders, das Leben in einer so grosen Stadt möcht' ihr beschwerlich werden. Aber ich versicherte sie, daß wir uns schon darnach einrichten wollten, und so habe ich denn den Ruf angenommen. — Ob man hier zu Lande damit zufrieden seyn wird, das ist mir sehr gleichgültig. Wenn ich meine Umstände verbessern kann, so lasse ich mich durch nichts binden. Meine Gemeine wird mich am meisten vermissen, weil sie das Vertrauliche meines Umgangs gar sehr geliebt haben. Inzwischen gestehe ich Ihnen offenherzig, daß mir diese Veränderung auch in einem andern Anbetrachte sehr willkommen ist. Mein Predigeramt wurde mir nach und nach — ich will nicht sagen, langweilig und verdrüßlich — aber doch sehr gleichgültig. Ich könnte Ihnen verschiedene Ursachen dazu anführen, aber ich wills nur mit einer versuchen. Und diese ist: daß wir gezwungen sind, Jahr aus Jahr ein

über

über einerlei Texte zu predigen. Da hat man das neue Testament nach Gutbefinden trenchirt, und iedem Sonntag und Feiertag im Jahre seine gemessene Portion zugetheilt, und über diese soll man nun predigen. — Ein, zwei Jahre laß ichs wol angehen; aber am Ende schleicht sich etwas so Gewisses bei uns ein, das uns wünschen macht, sich selbst Texte wählen zu dürfen. — In diesem Stüke gefallen mir die Reformirten sehr wol, weil ihnen diese Freiheit unbenommen ist. Könnte mans bei uns nicht auch gelten lassen? — Ich sehe wenigstens nicht ein, was für Schade daraus entstehen sollte, wenn eine so anständige Freiheit bei uns recipirt wäre. Der Prediger ist so wenig, als ein anderer Mensch, immer bei der nämlichen Laune. Nun soll er predigen, und muß eben über den ihm vorgeschriebenen Text predigen. Er ist aber zu eben dieser Materie, die der Text enthält, nicht recht aufgelegt. Was folgt daraus? — Daß er etwas Allgemeines ohne alle Theilnehmung darüber her plaudert, und die Zuhörer ungerührt von der Stelle gehen. Aber laßt ihm einmal seinen freien Willen, und seht hernach, was das menschliche Feuer, eigne innige Empfindung, die Stärke seiner Beredsamkeit vermag?

Zu dem sehe ich auch gar nicht ein, was uns immer an die nämlichen Evangelia und Episteln verbinden sollte. Ists ia nur Menschensazung, und die kann ia bekanntlich Veränderung leiden? — Ich

sage Ihnen also, daß mir so wol aus dieser, als auch aus andern Ursachen der Ruf nach ** sehr bequem kam. Ich werde nun ehestens meine Dimission suchen, und sodann gerade zu nach dem Orte meiner künftigen Bestimmung aufbrechen. Ist es Ihnen möglich, daß Sie mich zuvor noch einmal mit Ihrer Charlotte besuchen, so werden Sie mir sehr willkommen seyn. Denn nun werden wir noch um zwanzig Meilen weiter entfernt, und da dürfte es auch bisweilen mit der Korrespondenz sehr langsam her gehen. Erfüllen Sie meine Wünsche, und leben Sie wol! Am 9ten August, 1736.

Karl an Sigmunden.

Endlich, mein Freund, hat sichs auch einmal mit mir geändert, und ich werde nun so ziemlich zu Ihnen in die Nähe kommen. Sie wissen, daß ich niemals mit meiner Vaterstadt recht zufrieden war, daß ich öfters wünschte, mein Leben an einem andern Orte beschliesen zu dürfen. — Dieser Wunsch ist mir nun erfüllt, und ich werde nun nicht mehr Gelegenheit haben, mich so oft über dumme Vorurtheile zu ärgern, als es bisher geschehen ist. — Was zu dieser schleunigen Veränderung Anlaß gegeben hat, sollen Sie iezt gleich hören.

Ich hatte schon einige Jahre her mit dem gröstten Misvergnügen bemerkt, daß viele von meinen Kollegen höchst partheiisch waren, bei ieder Gelegenheit Geschenke nahmen, und dadurch öfters die grau-

grausamsten Ungerechtigkeiten begiengen. Da Sie meine ganze Denkungsart kennen, so können Sie sich nun auch leicht vorstellen, wie sehr mich eine solche Entdekung gekränkt haben müsse. Ich versucht' es daher öfters, laut davon zu reden, aber es wollte sich lange keine schikliche Gelegenheit zeigen. Endlich kam sie, und die Sache war so. — Ein armes Weib supplicirte bei uns um ein gewisses Stipendium für ihren eben so bedürftigen Sohn, der die herrlichsten Naturgaben, und auch ausserdem schon grose Geschiklichkeit hatte. Das Weib wußte, daß das Stipendium offen war, und würde sonst vielleicht nicht, darum gebeten haben. Indessen äuserte sich auch einer meiner Herrn Kollegen, der ein grundreicher Mann ist, daß er besagtes Stipendium für seinen dummen Herrn Sohn wünsche. — Dies wußte man, und demungeachtet war man so einfältig, eben diesen Herrn Kollegen zum Referenten in der Sache des armen Weibes aufzustellen. Ganz natürlich fiel seine Relation für das arme Weib sehr nachtheilig aus, weil er nach dem Besiz des Stipendiums selbst strebte. So bald er also seine Meinung gesagt hatte, und ich hörte, daß ihm die meisten übrigen mit ihren Votis gleichfalls beifielen, so ward auf einmal die Gall' in mir rege, und ich sagte Alles heraus, was ich auf dem Herzen hatte.

Es ist unbillig und ungerecht, sagt' ich, dem armen Weibe diese Wohlthat abzuschlagen, da vielleicht in der ganzen Stadt kein würdigerer Kandidat, als ihr Sohn, ist. Ich trug hierauf alle meine

Gründe

Gründe vor, beschwerte mich bei dem ganzen Kollegio, daß eben diesem Herrn, als einem Mitbuhler um das Stipendium, die Sache übertragen worden sei, und erklärte mich endlich kurz und gut, daß ichs bei solchen Umständen für eine Schande hielte, fernerhin ein Beisizer zu seyn. — Man fand sich beleidigt, und gab mir verschiedene harte Reden. — Dies brachte mich noch mehr auf. Ihre Partheilichkeit, sagt' ich, hat mir schon lange genug anstößig geschienen. Ich schäme mich ihrer, und lege mit diesem Augenblik meine Stelle nieder. Ist das nicht himmelschreiend, wie sie Recht und Gerechtigkeit handhaben? — Fragt einmal den Wolf, ob er das Schaf fressen will! Gewiß wird ers euch bejahen, und er müßte kein Wolf seyn, wenn ers nicht thun würde. Eben so ist hier der Fall mit dem bedürftigen Weibe. Sie bittet um ein Stipendium, das der Herr. . selbst gerne für seinen Sohn hätte, und eben diesem Herrn übergeben sie ihre Sache, daß er davon referiren, und seine Meinung sagen sollte. Konnten sie sichs nicht vorher einbilden, daß er wider sie votiren würde?" —

Ich machte nun weiter keine Umstände mehr, sondern empfahl mich, und gieng nach Hause. — Gleich darauf zeigte ich diesen Vorfall bei unserm Herzog an, sagt' ihm die Gründe, warum ich so gehandelt hätte, und bat ihn endlich, mich auf eine anständigere Art zu versorgen. Und dies hat er nun auch gethan. Gleich acht Tage hernach erhielt ich das Dekret, als Legationsrath nach M. . und

diesen Posten werde ich nun ehestens antreten. Machen Sie sich also auf meinen Besuch gefaßt! Mein Landguth habe ich bereits verkauft, und also kann ich mit meiner Charlotte und vier Kindern ungehindert abreisen. Das Weitere bis zu unsrer Zusammenkunft! Am 24ten Mai, 1738.

Viertes

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Wird sich ganz alleine mit dem Martin Flachs beschäftigen.

Martin Flachs war nicht so bald nach seines Vaters Tode wieder von * * * zurük gekommen, als sich schon die Köchinn des Accisverwalters bei ihm anmeldete, und ihm mit unzählbaren Thränen die schrekliche Nachricht hinterbrachte, daß sie schwanger, und — von ihm schwanger sei. — „Das hat gar nichts zu sagen, gab er ihr tröstlich zur Antwort. Bring sie in Gottes Namen einen Buben auf die Welt! Ich will gerne sein Vater seyn, und damit sie desto sicherer ist, so gebe ich ihr hiermit mein Wort, daß ich sie heurathen werde.“ — Wer war vergnügter, als die arme Hure? — Sie lies sich die Hand darauf geben, und gieng nun mit ihrer Last ganz geruhig wieder die Treppe hinab, weil sie eine so trostreiche Versicherung hatte.

Inzwischen war sie von dem Accisverwalter ihres Vergehens wegen fortgejagt worden, und wußte nicht, wo sie sich hinwenden sollte. Sie erzehlte es daher ihrem Herrn Martin, und bat, daß er nun für ihren Unterhalt sorgen möchte. — „Mit tausend Freuden, mein liebes Kind! Sie soll ein recht stattliches Kindbett erhalten.“ — Er verschafte

schafte ihr hierauf eine sehr angenehme Wohnung, besuchte sie fleisig, und versorgte sie mit Essen, Trinken und Gelde bis zum Ueberfluß. Das Mensch befand sich sehr wol dabei, und freute sich nun schon in Gedanken auf ihre herrliche Hochzeit. Aber Martin Flachs dachte an nichts weniger, als an dieses. Sein Dessein war, die arme Köchinn sicher zu machen, und sie hernach sizen zu lassen, und dies brachte er auch glüklich zu Stande. So bald man ihm seinen Erbtheil ausgehändigt hatte, machte er ihn in der größten Geschwindigkeit zu baaren Gelde, gab seiner Dirne noch einen ansehnlichen Theil davon, miethete sich ein Pferd, pakte all' seine Habseligkeiten darauf, und ritt davon.

Er würde sich doch vielleicht noch länger aufgehalten haben, wenn er nicht die nahe Niederkunft seiner Amasia gemuthmasset hätte. Da er aber voraus sah, daß ihm diese Eräugnis nichts anders, als Unannehmlichkeiten zuwege bringen würde, so hielt ers für rathsam, sich aus dem Staube zu machen, und ritt eben zum Thore hinaus, da es zu demmern begunnte. Wohlverstanden — zur Zeit der Abenddemmerung! Ohne zu wissen, wohin oder wie weit, ritt' er in vollem Gallop beinahe drei Meilen fort, und würde sonder Zweifel noch weiter geritten seyn, wenn ihn nicht die kalte Nacht an eine warme Herberge erinnert hätte. — Er erwählte sich daher das erste beste Haus zu seinem Nachtlager. Der Wirth war unwillig, daß er noch so spät für ihn zurichten sollte — denn Martin war hungrig geworden. Als

ihm

ihm aber dieser die volle Geldbörse zeigte, so mußte Martha wie der Bliz ein Feuer bereiten, und dem erfrornen Vagabunden eine Flasche Wein holen. Dies lies er sich recht wol schmeken, sah sich hierauf nach dem Bett' um, und band dem Wirth auf die Sele, daß er ia recht gut für das Pferd sorgen sollte. — „Zu dienen, mein Herr! Alles, wie Sie befehlen!“ — Martin war müd, und schnarchte herrlich. Aber, wie man sagt, so sollen ihn fürchterliche Träume gepeiniget haben. Um diese kümmerte er sich wenig oder nichts, lies mit anbrechen dem Tag seinen Rappen satteln, fluchte in Gedanken ein paarmal über den Kolomann, daß ihm dieser nicht sein ganzes Vermögen vermacht hatte, und kam endlich in die bekannte Stadt H. . wo er sich einige Zeit aufzuhalten gedachte.

Der Ort war reizend — aber er ist zu nah an meiner Vaterstadt, dachte Martin. Wie leicht könnte man mir nachspüren, mich ausfragen, und ich hätte dann die verdammte Last über dem Hals, das Mensch mit dem Kinde zu ernähren! — Ohne der Sache weiter nachzudenken, brach er also gleich am folgenden Morgen wieder auf, ritte noch sechs Tage lang die Kreuz und die Queere herum, und erreichte endlich die angesehene Stadt N. . — Bravo, dacht' er, da er zum Thore hinein ritt! Das sieht mir doch, wie eine Stadt aus! — Er stieg in dem vornehmsten Gasthofe ab, miethete sich zwei Zimmer und bezahlte gleich einen ganzen Vierteliahrlohn voraus, um sich desto mehr Zutrauen und Ansehen zu

ver-

verschaffen. Der Wirth war vollkommen damit zufrieden, nannte ihn von Stund' an nicht anders, als ihr Gnaden, und theilte seinem ganzen Hausgesinde den schärfsten Befehl aus, daß sie ia vor allen Dingen auf den fremden Herrn Baron sehen, und nichts an ihrer Schuldigkeit verabsäumen sollten. Dies geschah auch; und Niemand war geschäftiger, als des Wirths Tochter, die sich Blandine schrieb, und den lieben Herrn Baron ausserordentlich gern sahe.

Martin bemerkte dies gleich in den ersten Tagen, die er hier zubrachte, und fand nach seinen bekannten Grundsäzen gar keinen Anstand, dem schmachtenden Verlangen der artigen Blandine Gehör zu geben. Indessen wollte er doch nicht, wie man zu sagen pflegt, mit der Thüre zum Hause hinein fallen, sondern lies es blos bei allgemeinen Gefälligkeiten bewenden, und Alles, was er daher auf ihr freundliches Kopfniken, wenn sie ihm einen guten Morgen und den Koffee brachte, zur Antwort gab, bestand in einem verbindlichen: ich dank ihr, mein liebes Kind, oder: ich danke ihnen für die gute Aufwartung, und wie nun die Umstände dergleichen Komplimente mit sich bringen. — Blandinen war dies immer schon genug, um sich eine erwünschte Zukunft zu versprechen. Sie verdoppelte daher ihre Schmeicheleien sehr sorgfältig, und gab iederzeit genau auf die Mine acht, mit der er sie aufnahm. — Bei solchen Umständen waren unvermerkt sechs Wochen verstrichen, und wir wundern uns eben so sehr, als

vielleicht unsere Leser, warum der sonst so hizige Herr Martin in diesem Zeitraume so gelassen blieb, und bei der artigen Blandine nicht auf weitere Eroberungen dachte. Aber die Ursache davon werden wir gleich wissen, sobald wir in Erwägung ziehen, daß ein noch weit artigers Mädchen auf ihn Eindruk gemacht hatte.

Gleich am zweeten Tage nach seiner Ankunft ritt' er auf seinem gestohlnen Rappen um die Stadtthore herum, nicht sowol in der Absicht, die Töchter des Landes zu besehen, als, die ganze umliegende Gegend etwas näher in Augenschein zu nehmen. Indessen fügte sichs doch, daß, da er eben wieder zurük reiten wollte, ihm eine ausnehmende Schönheit in den Weg kam, die er sogleich für anbetenswürdig hielt, und sich lange auf seinem Pferd nach ihr herum drehte. Das Mädchen bemerkte dies, und blieb gleichfalls stehen, um den Ritter etwas genauer zu beobachten. Aber das Gedränge von Leuten verursachte, daß sie sich beide wieder aus dem Gesicht verlohren, und Martin ritt bezaubert nach Hause. —

Sein ganzer Kopf war von dem schönen Mädchen erfüllt. Er konnte die ganze Nacht nicht einen Augenblik schlafen, und alle seine Wünsche schränkten sich nun auf den Besiz der kleinen Friederike ein — denn so hies das Mädchen. — Am folgenden Morgen harte er nicht so bald sein Frühstük zu sich genommen, als er schon hastig durch alle Gassen lief, sich sorgfältig an iedem Fenster verweilte, und ieden

Augen-

Augenblik wünschte, die liebe Kleine irgendwo entdeken zu können. Es war schon Mittag, da er von seinem vergeblichen Suchen ermüdet nach Hause kam. Blandine hatte ihn längst erwartet, um das Essen auftragen zu können. Sobald er also in sein Zimmer getreten war, folgte sie ihm auch gleich auf dem Fuse nach, trug ihm das Essen vor, und fragte ihn mit einschmeichelnder Stimme, ob er nicht einen Bedienten verlange? „Es gäbe iher, sagte sie, so viele sogenannte Lehnbediente, die um ein Billiges zu serviren gewohnt seien. Wenn er also befähle, so würde sie ihm gleich einen recht wakern Menschen vorstellen, der schon über acht Tage auſſer Dienst wäre, und sich nun sehnlich wieder nach dergleichen umsähe. Sie stände für seine Ehrlichkeit, weil der Bursche in ihrem Hause erzogen worden wäre; und ihr Vater würde sich allenfalls selbst verbindlich machen, für seine Treue Bürgschaft zu leisten.“ —

Einen Bedienten, dachte Martin? Das Ding kann doch so gar uneben nicht seyn. Es vermehrt mein Ansehen, und wer weiß, wozu ich ihn sonst brauchen kann? — „Ganz wol, meine liebe Blandine! Lassen Sie nur den Menschen zu mir kommen! Ich will sehen, ob er mir anständig ist.“ — „Ja, ja! Gewiß, gnädiger Herr! Es ist eine gute ehrliche Sele. Ich will ihn gleich herauf schiken.„ — „So dank ich Ihnen einstweilen für Ihre gütige Bemühung. Geben Sie mir Gelegenheit, wo ich Ihnen wieder dienen kann!“ — Die lezten Reden des ver-

meintlichen Herrn Barons hatten das artige Mädchen ganz in Verwirrung gesezt. — „Ein Herr Baron — ein so reicher, und schöner Herr Baron, dachte sie — der will Gelegenheit haben, wo er mir wieder dienen kann? Das ist gar zu gnädig, in der That! Der allerliebste Herr! An Gelegenheit soll es gar nicht fehlen. Ich muß ihm doch nicht so ganz und gar gleichgültig seyn.“ — Sie gieng mit einer tiefen und verschämten Verbeugung zur Thüre hinaus, freute sich schon heimlich über ihren grosen Triumph, und rief nun dem Bedienten, daß er sich präsentiren sollte. — Dieser kam. Ein junger starker Kerl, dem zwar die Ehrlichkeit aus dem Gesichte sah, der sich aber dem ungeachtet in alle Umstände zu finden wußte, und im Nothfall auch dasjenige that, was sich sonst mit den Grundsäzen der Ehrlichkeit nicht allemal so genau zusammen reimen läßt.

Martin betrachtete ihn zweimal vom Kopf bis auf die Füsse. Der Kerl gefiel ihm, weil er höflich und galant war. — „Willst du in meine Dienste treten?“ — „Wenn Sie mir die Gnade erweisen wollen.“ — „Gut, und wie viel des Monats?“ — „Sechs Thaler.“ — Martin überlegte nicht, daß dies zu viel sei; denn es war das erste Mal in seinem Leben, daß er sich einen eignen Bedienten hielt. Er versicherte ihn also, daß er ihm diese sechs Thaler ieden Monat pränumeriren, auch alle Jahre eine neue Livree schaffen wollte; und so war der Handel richtig. Der Johann bat sich den Augenblik seine

Befehle

Befehle aus, verlangte die Stiefel zu puzen, und zeigte überhaupt so viel Addresse, und so viel Unterwürfigkeit gegen seinen neuen Herrn Patron, daß dieser ganz entzükt seine Mahlzeit verschlukte, und sich nun schon um ein Paar Grade vornehmer hielt, weil er einen so galanten Bedienten hatte. — Blandine kam wieder, und hatte frische Teller unter dem Arm. „Nun, ihr Gnaden, habe ich etwa Unwahrheiten gesagt?“ — „Nein, nein, liebe Blandine! Ich danke Ihnen nochmals. Wir sind schon mit einander fertig. Er bleibt heute gleich bei mir, und Sie werden nun so gut seyn, und ihm gleich in der Nähe ein anständiges Stübchen einräumen, damit ich ihn ieden Augenblik gleich bei der Hand haben kann.“ — Das soll gleich geschehen — und Johann wurde in ein benachbartes Stübchen gewiesen. Unterdessen gieng die Mahlzeit vorüber, und er lies gleich darauf einen Schneider rufen, der dem Johann die neue Livree anmessen sollte. Dieser erschien, und in einem weit vornehmern Anzuge, als es Martin vermuthet hatte. In wenig Tagen war die Livree fertig, und erhielt Martins ganzen Beifall. „Messen Sie mir auch ein Kleid an, sagte er! Ihre Arbeit gefällt mir“ — Der Schneider thats, und Martin nahm sich nun in allem Ernste vor, eine recht vornehme Figur zu spielen.

Es giebt sehr viele Menschen, die, ohne sich ein gewisses Ziel festzusezen, gerade zu in den Tag hinein leben, und es nicht eher bedauern, daß sie ohne Ueberlegung gelebt haben, bis es ihnen beinahe

unmöglich ist, den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Unter diese Art Leute gehörte auch damals unser Martin. Er reißte von seiner Vaterstadt weg, ohne zu wissen, wo er eigentlich hin wollte; er hatte nicht einmal daran gedacht, was er in der Zukunft für einen Stand ergreifen wollte, und kurz — er lebte ohne alle Absichten unbekümmert in die Welt hinein, in der süssen Hofnung vielleicht, daß sein Erbtheil niemals zerrinnen könne. — So eine Lebensart gehört allerdings mit unter die vorzüglichen, so lange wir Geld haben — sagt Nachbar Veit — denn wir sind von Kummer, von Sorgen, von Subordination frei; wir handeln nach unserm Gutbefinden, wir sorgen nicht um Andrer Urtheil, wir essen und trinken, was uns schmekt, wir schlafen, so lange wir wollen, wir halten uns Kutschen, Pferde, Maitressen — kurz, so ein Leben ist ein halber Himmel. So sagt Nachbar Veit. Aber wir sagen nicht so. Denn so schön es auch ist, ohne Sorgen ohne Kummer, ohne Subordination zu leben — so schön es auch ist, der vollkommensten Freiheit zu geniesen — so wenig ist doch am Ende selbst dem gröbsten Wollüstling mit allen diesen vermeintlichen Vorzügen gedient. Er wird ihrer mit der Zeit überdrüssig, und begiebt sich hernach gemeiniglich in eine desto grösere Sklaverei, ie gröser ehedem sein Wunsch nach Freiheit gewesen, da er noch unter dem Bakel des Lehrmeisters stand. Was wollen wir damit sagen? — Rathe, lieber Leser mein! —

Martin lebte also sehr ungenirt, und war eben so unbesorgt um die Zukunft, als wirs gegenwärtig um den Amerikanischen Krieg sind. Du hast Geld, dacht' er, und willst dir ein lustiges Leben machen. — Wir haben oben gesagt, daß er bei seinem ersten Spazierritt um die Stadtthore herum ein sehr schönes Mädchen erblikt habe — daß sein ganzer Kopf davon angefüllt gewesen sei — daß er nicht schlafen gekonnt habe — daß er gleich am Morgen darauf durch alle Gassen gelaufen sei, und an iedem Fenster verweilt habe, immer in der angenehmen Hofnung, er werde irgendwo das Mädchen entdeken. Aber, wie wir schon bemerkt haben, so waren seine Bemühungen vergeblich gewesen, und er kam ermüdet nach Hause. — Nach Tische, als er bereits den Bedienten angenommen, und den Schneider bei sich gehabt hatte, sezte er seine Nachforschungen mit gröſſter Ungedult fort, aber mit eben dem schlechten Erfolge, wie des Morgens. Da er sie in der Stadt nicht antreffen konnte, so glaubte er, sie möchte vielleicht wieder auſſer den Thoren seyn. Er durchspähte also in Begleitung seines Johanns alle die Gänge, die er am vorigen Tage besucht hatte; aber auch hier war sie nicht. — Dies war ihm ärgerlich. Sie gesehen, und gleich geliebt zu haben, und um nicht mehr finden zu können! — Ganz und gar gab er die Hofnung doch nicht auf. Er sezte seine Untersuchungen noch sechs Tage lang fort, und — fand sie doch nicht. — So hol sie der Henker, wenn sie sich nicht will finden lassen! Ihr zu gefallen werd' ich mich nicht zu tode laufen. — Dies war der

erste Gedanke, der ihm nach seinen so vielen fruchtlosen Versuchen in den Kopf kam; und der andere: daß er sich nun an Blandinen machen wolle. — Sehr wohl, Herr Martin! Das dachten wir schon lange. — Blandine war wirklich ein sehr artiges Mädchen: nur bedauern wir sie vom Grund unsrer Sele, daß sie sich eben in unsern Martin verliebt hat. Wie gut, wenn sie einem bessern Jüngling zu Theil geworden wäre! Einem Jüngling, der sie geschäzt, nach ihrem ganzen Werthe geschäzt, und sie aufrichtig wieder geliebt hätte!

Mit jedem Tage, den der vermeintliche Herr Baron in ihrem Hause war, wuchs auch ihre Neigung zu ihm; und sie gabs ihm nur allzudeutlich zu verstehen, daß sie Erhörung verlange, als daß ers nicht bemerkt haben sollte. Aber, wie schon gesagt, das unbekannte Mädchen lag ihm noch zu sehr im Kopfe, und daher kams, daß er sich meistens nur mit allgemeinen Höflichkeiten mit ihr abgab, bis auf den Augenblik, da er im Ernste beschlos, sich mit ihr die Zeit zu vertreiben. Er wartete also verschiedene Stunden, und hofte immer, von Blandinen einen Besuch zu erhalten. Aber sie war zu einer ihrer Freundinnen gegangen, und kam nicht. — Darüber wurd' ihm die Zeit lang. Er gieng aufs Neue spazieren, und sein Bedienter hinter ihm her. Da er durch ein enges Gäßchen gieng, und von ungefehr den Kopf in die Höhe hob, so ward er auf einmal des Schneiders gewahr, der ihm ein Kleid angemessen hatte. Logiren Sie hier, mein Herr, rief

rief er ihn an? — „Unterthänig aufzuwarten! Wollen Sie etwa Ihr Kleid anprobiren? Es ist eben fertig geworden.“ — „Das will ich,“ und wie der Bliz fegte er die Treppe hinauf.

Er klopfte an; der Schneider machte ihm auf, und — Götter, was für ein Donnerschlag für unsern Martin! — Eben das Mädchen, das er schon so lange vergeblich gesucht hatte, fand er hier bei seinem Schneider. — Er suchte, seine Bewegungen so viel, als möglich, zu verbergen, probirte das Kleid an, sagte, daß es ihm recht sei, und schielte immer dabei auf das Mädchen hin, die ganz spröde seitwärts am Fenster stand. Er hatte ihr gleich nach seinem Eintritt ein sehr verbindliches Kompliment gemacht, das sie aber nicht zu bemerken schien. Jezt, da er fertig war, und sich von seinem ersten Erstaunen wieder erholt hatte, machte er ihr ein zweites, und fragte sie ganz bescheiden, ob sie etwa auch in der nämlichen Absicht da wäre, ein Kleid zu probiren? — „Nein, mein Herr, sagte der Schneider; es ist meine einzige eheleibliche Tochter.“ — „Ach, so bitte ich um Vergebung! Ich empfehle mich Ihnen, Mademoiselle! Adieu, Monsieur! und hiermit zum Tempel hinaus. — Er übersah es, wie ihm das Mädchen einen sehr schelmischen Blik nachschikte, und fuhr, wie närrisch, die Treppe hinab. Eine so wichtige Entdekung, so unvermuthet, so par brikol gemacht zu haben? Lustig, Johann! — und hier gab er ihm aus lauter Freuden einige Geldstüke, um sich dafür eine fröliche Stunde zu

machen. — Johann nahm sie mit vielen Bücklingen an, und Martin gieng ganz freudentrunken in sein Zimmer zurük.

Nun dacht' er nicht mehr an die artige Blandine, nicht mehr an das, was er am Mittage gedacht hatte — Friederika — nichts als Friederika war iezt überall um ihn, und ihr lächelndes Bild stand unbeweglich vor seinen Augen. — Nun wartete er mit Schmerzen auf seinen Schneider. — Inzwischen war Johann zu Blandinen in die Küche gekommen, und hatte ihr im Vorbeigehen erzehlt, daß sie diesen Abend beim Schneider gewesen seien. Blandinen, die den Herrn Martin so zärtlich liebte, war diese Nachricht überaus unangenehm, und beinahe beleidigend. Sie kannte des Schneiders Tochter zu gut, als daß sie nicht hätte befürchten sollen, sie werde auch ihren geliebten Herrn Baron ins Nez zu ziehen suchen, und ihr dadurch das leere Nachsehen lassen. Es lag ihr daher so schwer auf der Brust, als sie ihm das Abendessen hinauf brachte, daß es dem Martin unmöglich entgehen konnte. — „Was fehlt Ihnen, liebe Blandine? Sie sehen ia ganz verdrüslich aus." — „Ach, gnädiger Herr, das Kopfweh! „Das thut mir sehr leid. Wie wärs, wenn Sie sich eine Bewegung in der freien Luft machten?" — „Ach, ich bin erst diesen Nachmittag wieder ausgegangen gewesen, und dachte, ich wollts damit vertreiben; aber es half doch nichts. Ich habe auch die Gnade gehabt, Ihro Gnaden spazieren gehen zu sehen." — „So? in welcher Strasse? —

„Ich

„Ich sah Sie eben ins Haus Ihres Schneiders treten, da ich von meiner Freundinn Abschied nahm.“ — „Ach, es ist wahr. Ich probirte ein Kleid an. Der Mann macht gute Arbeit.“ — „Er ist auch in der ganzen Stadt als ein guter Meister berühmt, ob man gleich sonst seine Wirthschaft nicht recht loben will.“ — „Wie meinen Sie das, liebe Blandine?“ — „Man sagt ihm eben so Verschiedenes nach. Er soll eine Tochter haben, und die soll gar schön seyn, und da solls eben manchmal sehr bunt durch einander gehen.“ — „Das wäre! Es ist wahr; ich traf ein Frauenzimmer bei ihm an. Aber sie war gar zu vornehm gekleidet, als daß ich sie für eine Schneiders-Tochter halten sollte.“ — „Das hat eben seine Ursachen, gnädiger Herr! Ach, es soll schon Mancher von ihr ausgezogen worden seyn.“ —

Unterdessen ward Blandine von ihrer Mutter gerufen. Sie mußte also das Gespräch wider ihren Willen abbrechen, und lies den Herrn Baron in tiefen Betrachtungen sizen. Aber, wie sich nun Martin fast Alles auf der leichtesten Seite vorzustellen pflegte, so glaubte er auch hier, daß die Schneiders-Tochter ein rechtschaffnes Mädchen sei, und hielt alle die Erzehlungen der Blandine für erdichtet. Sie wird mich nur zurük halten wollen, dachte er. Sie wird mich nur gerne selbst haben wollen.“ — Wenn ihn also Blandine auch noch tausendmal versichert hätte, daß das Haus des Schneiders ein gefährliches Haus sei, daß man sich dafür hüten müsse, und dergleichen —

chen — Martin würde es dem ungeachtet nicht geglaubt, sondern Alles für Eingebungen des Neides und der Eifersucht gehalten, und Friederiken dennoch geliebt haben; wie es uns überhaupt sehr leicht ist, für das, was uns Unangenehmes von einer geliebten Person gesagt wird, eine Entschuldigung zu finden. — Blandine kam in kurzer Zeit wieder zurük. Sie glaubte nichts gewisser, als daß ihr Diskours bei ihm Eindruk gemacht haben würde. Es war ihr daher weit leichter ums Herz, als vorhin, und eine geschäftige Frölichkeit breitete sich über ihr ganzes Gesicht aus.

Martin bemerkte dies — gratulirte, daß das Kopfweh vorüber sei, und weil sie ihm so gar artig eine gute Nacht wünschte, so konnte er sich nicht enthalten, ihr ganz vertraulich die Hand zu drüken, und sie seine beste Blandine zu nennen. Sie nahm dies in vollem Ernst an, zog unter plözlichem Erröthen ihr Händchen zurük, und wiederholte ihr Kompliment noch einmal so zärtlich, daß Martin in seinem Innersten davon gerührt wurde. — Aber, so, wie sie verschwand, war auch aller Eindruk wieder vorbei, und Friederike beschäftigte ihn ganz alleine. O, wie bezaubernd ist ihr Blik, wie schön ihr Wuchs, wie schwarz ihre Haare, wie edel und maiestätisch ihr Gang! — So sprach er unaufhörlich von Friederikens Reizen zu sich; und ie länger er sich damit beschäftigte, desto feuriger ward sein Wunsch nach ihr, desto heftiger und brennender seine Begierde.

Es war schon Mitternacht, da er sich niederlegte. Lächelnde Träume unterhielten ihn bis zum frühen Morgen mit ihren Gaukeleien; und man kann sich leicht vorstellen, daß ein Mensch, der den ganzen Tag an nichts, als an Friederiken, gedacht hatte, auch von nichts anders, als ihr, geträumt haben könne. Wirklich stand er so heiter und so zufrieden auf, und lies überhaupt so viele Munterkeit an sich wahrnehmen, daß Blandine in der festen Vermuthung war, sie habe dies ganz alleine ihren Reizen zu danken. Sie hatte die vorige Nacht eben so wol vom Martin geträumt, als dieser von Friederiken. Aber, warum er so munter und so zufrieden war — das hatte sie eben doch nicht errathen. Inzwischen dachte Herr Martin, daß es weiter nichts schaden könne, wenn er mit Blandinen und Friederiken zugleich einen vertrauten Umgang unterhielte. Er stellte sich also gegen Blandinen, als ob er Alles glaubte, was sie ihm Tags vorher von seinem Schneider erzehlt hatte, und beschlos künftighin, den Johann zu Hause zu lassen, weil er nicht anders vermuthen konnte, als, daß es dieser würde geplaudert haben. — Blandine war nun in ihrem Herzen vollkommen zufrieden, und Martin desgleichen.

Es schlug eben zehn Uhr, als ihm der Schneider sein Kleid brachte. Darauf hatte Martin schon längst gehoft. Er empfing ihn daher so freundlich, als ob er schon wirklich in ihm seinen zukünftigen Schwiegervater sähe; und der Schneider warf mit lauter unterthänigen Dienern um sich herum. — Im

Vor-

Vorbeigehen müssen wir hier erinnern, daß, sobald Martin bemerkt hatte, daß man ihn durchgehends für einen Baron hielt, und einen gnädigen Herrn schalt, er diesen Zufall sehr weislich ergrief, um sich unvermerkt in den Adelstand zu erheben; und nannte sich also Herr von Zimmer. — Er bezahlte dem Schneider seine Arbeit auf der Stelle, und brach ihm auch nicht einen einzigen Pfennig ab — der Zukunft wegen. Dieser machte, wie leicht zu erachten, gegen einen so ausserordentlich gnädigen Herrn ganz abscheuliche Reverenzen, und fragte, ob er sonst nichts zu befehlen hätte. — O ia, genug, rief Martin! Und nun lies er sich gleich wieder verschiedene Kleidungsstüken anmessen, um desto mehr Gelegenheit zu haben, zu seiner Geliebten zu kommen. — Sobald sich der Schneider fort geschoben hatte, schob sich Martin Flachs auch fort, und gieng sehr bedächtlich durch das Gäßchen, das ihm jüngst zu so grosen Entdekungen half. Friederike sahe nachläßig zum Fenster heraus. Glüklicher Augenblik! Den hatt' er sich eben gewünscht, und nun denke man selbst, mit welch tiefer Verbeugung er sie werde begrüßt haben! Friederike dankte ihm sehr verbindlich. Sie lächelte auf ihn, und er nahm dies für einen Wink an, daß er Nachmittags zusprechen sollte. Dies that er auch. —

Die Zeit wird mir lange, sagte er zum Schneider, indem er zur Thüre hinein trat, und also werden Sies nicht übel nehmen, daß ich mich eine Weile her zu Ihnen seze. — „Zu mir, gnädiger Herr? — Ei,

es

es ist schon eine ausserordentliche Gnade für uns, daß Sie nur dies schlechte Häuschen betreten mögen. Wenn Sie nun vollends da unter unsern Fleken herum sizen sollten — behüte der Himmel, das kann ich in alle Ewigkeit nicht zugeben. — Wollen Sie aber die Gnade haben, und sich da in das Zimmerchen gerade gegen über bemühen, so wird sichs meine Tochter angelegen seyn lassen, Ihnen einstweilen die Zeit zu vertreiben. Ich denke, sie spielt eben auf dem Klaviere. — Schöner und gelegener hätte der Schneider unserm Martin nicht antworten können; denn in der That war er schon halb verdrieslich, und dachte wieder ans Umkehren, da er in die Stube trat, und Friederiken nicht sah. Sobald er also die Erlaubnis erhalten hatte, sich in das Zimmerchen gerade gegen über zu begeben, so wurden auch alle seine Geister mit einem Male lebendig, und er sagte zu dem Schneider nur dies Wenige noch, daß er sich seiner Erlaubnis bedienen, und ihn in der Arbeit nicht länger stören wolle. — „Sehr wohl, sehr wohl," rief der Schneider von seinem Stule herab, und Martin gieng nun voll Verlangen auf das Zimmerchen zu.

Es war wahr, was der Schneider gesagt hatte. Friederike spielte auf dem Klaviere. — Dies sezte den Martin so sehr in Entzüken, daß ers lange nicht wagte, anzupochen, bis er endlich hörte, daß sie aufgestanden war, und das Fenster eröfnete. Nun tippte er ganz behutsam einige Male ans Schlüsselloch, und das Mädchen hies ihn hineinkommen. —

„Ver-

„Verzeihen Sie, meine schönste Demoiselle, daß ich Sie so ungebeten in Ihren angenehmen Geschäften störe! Ich wollte den Herrn Vater besuchen, und dieser hatte die Gütigkeit, mich sogleich in Ihr Zimmer zu weisen, mit der Versicherung, daß Sie mich nicht ungütig empfangen würden. Habe ich also zu viel gewagt, so messen Sie die Schuld nicht mir, sondern Ihrem Herrn Vater zu! — Sobald er mit diesem Komplimente fertig war, schnappte er begierig nach ihrem rechten Pfötchen, drükt' es an seinen Mund, und erhielt gleich darauf das artige Gegenkompliment: daß ihr ihr Vater keinen bessern Gast hätte zuweisen können, und daß sie über seine Erscheinung äuserst vergnügt sei." — Diese schmeichelhafte Versicherung gos dem verliebten Herrn von Zimmer mächtigen Muth in die Sele. Er fuhr daher ungesäumt fort, noch mehr dergleichen Scharivari hervor zu plaudern — denn in dergleichen Sachen war er ziemlich geübt — und Friederike ermangelte gleichfalls nicht, ihm wieder solchen Scharivari zur Antwort zu geben; und auf diese Art gieng denn beinahe mehr als eine Viertelstunde hinweg, ehe sie nur ans Sizen dachten. —

Friederike fieng zuerst an: gnädiger Herr, gefällt es Ihnen nicht, Plaz zu nehmen? — Sie wies zugleich mit dem Finger auf ein niedliches Kanapee. — „Wenn Sie befehlen, meine artige Demoiselle — und nun sezten sie sich beide a tempo.

Martin. Was das nicht für ein sanftes, herrliches Kanapee ist! Und wieviel es erst noch gewinnt,

wünnt, wenn man das Glük hat, neben einem so vortreflichen Frauenzimmer zu sizen!

Friederike. O, verschonen Sie mich, gnädiger Herr! Ein armes Schneidermädchen darf sichs noch lange nicht in den Kopf kommen lassen, ein vornehmes Frauenzimmer zu seyn.

Martin. Ich nehme mir nun aber einmal die Freiheit, Sie dafür zu halten, und bin auch fest überzeugt, daß Sie es sind. Können Sie wol darüber unwillig werden?

Friederike. Unwillig? — Ueber eine Flatterie unwillig werden, die aus dem Munde eines so gnädigen und herablassenden Kavalliers kommt — der mich sogar würdigt, an seiner Seite zu sizen? —

Martin. O, versparen Sie diese Anmerkungen! Ich denke immer, daß es das grösste Glük für mich ist; neben Ihnen sizen zu dürfen. — Nach diesen Worten zog er ein seidenes Schnupptuch heraus, um sich die Stirne zu wischen, denn es ist eine bekannte Sache, daß die Verliebten sehr stark zu schwizen pflegen. — Gott bewahr, rief das Mädchen — so ein ganz übernatürlich schönes Schnupptuch habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen. — Es steht zu Befehl, sagte Martin. — Friederike machte einen verbindlichen Kniks, und versicherte, daß sich eine solche Freiheit durch nichts würde entschuldigen lassen. Aber Martin machte weiter wenig Aufhebens davon, rollte das Schnupptuch zusammen, und legte es ganz zärtlich auf ihren

Schos hin. — Sie that zwar, als ob sies mit Gewalt nicht annehmen wollte; aber Martin betheuerte bei seiner Keuschheit, daß Sies als ein Zeichen seiner tiefsten Hochachtung gegen sie unumgänglich annehmen müsse, und so dankte sie denn mit einem sehr insinuanten Kopfnikken, sah es noch einmal voll anscheinender Bewunderung an, und verschlos es hierauf in eine Schublade. —

Martin glaubte nun durch dieses Geschenk schon halb gewonnen zu haben, und gieng izt daher um einen ziemlichen Grad dreister zu Werke, als ers im Anfange that. Die liebe Friederike hatte einen so unauslöschlichen Eindruk auf ihn gemacht, daß er in Gedanken nichts mehr wünschte, als seine Sele vor ihren Füssen aushauchen zu dürfen. Aber darauf wars noch weit hin. So gefällig sie sich auch in allen ihren Mienen und Komplimenten gegen unsern Herrn Martin bezeigte, so wenig war sie doch Willens, sich gleich den ersten Tag auf Diskretion zu überlassen. Sie affektirte vielmehr einige Sprödigkeit, da er sichs merken lies, daß er zu siegen wünsche. — Inzwischen bat er sie, daß sie ihm etwas auf dem Klaviere vorspielen möchte; und dazu lies sie sich willig finden. Sie spielte sehr fertig, und mit vielem Ausdruk. Er bewunderte ihre Geschiklichkeit, ob er sie gleich nicht verstand, und zu schäzen wußte. — Sie erbot sich auch, zu singen, und dies riß ihn nun vollends gar hin. O, wie begeistern Sie mich, rief er aus! Laßen Sie nach, meine Theuerste, laßen Sie nach; sonst sterb' ich

zu Ihren Füssen.“ — Friederike, die dergleichen Ausrufungen schon von alten Zeiten her gewohnt war, lies sich dadurch nicht irre machen, und spielte ihr Stükchen immer gelassen da Kapo. Aber endlich mußte sie doch aufhören — weil ihr die Nase blutete.“ — Sehen Sie rief er, das kommt vom allzu grosen Affekt! O, wie glüklich wär' ich, wenn ich Ihnen auch so was vorspielen könnte! Aber in diesem Stüke bin ich gänzlich verwahrloset.“ —

Friederike. Wollen Sie bei mir in die Schule gehen, so sollen Sies in kurzer Zeit lernen.

Martin. Das wäre Ihr Ernst? — Und Sie glauben auch, daß es möglich wäre? — Doch, was könnten wol Sie nicht möglich machen? — Es sei! Ich will von Stund' an Ihr Schüler seyn, und da sollen Sie sehen, was der Unterricht einer so zärtlichen Lehrmeisterinn vermag! — Es wurde nun wirklich verabredet, daß sie ihm Lektion geben wolle, und der Schneider, der inzwischen auch ins Zimmer gekommen war, konnte sich nicht genug darüber verwundern, daß seine Tochter einen so schönen Posten versehen sollte. Nun gut, sagte er; ich bins zufrieden. Aber ich fürchte immer, Sie werdens bei ihr nicht weit bringen können. Es fehlt ihr selber noch am Besten; das hat mir neulich der Klaviermeister gesagt.“ — „Das hat gar nichts zu bedeuten, sagte Herr von Zimmer. Wenn ich einmal ihre Fertigkeit, und ihren Vortrag besize, so verlache ich die größten Meister in dieser Kunst.“ —

Unterdessen war es Abend geworden, und Martin Flachs erinnerte sich, daß es nun Zeit sei, Abschied zu nehmen. Er empfahl sich daher mit der theuern Zusicherung, daß es ein unschäzbares Glük für ihn seyn würde, wenn er ihr nun künftighin alle Tage aufwarten dürfte, und küßte ihr nochmals das Pfötchen. Friederike sagte, sie werd' ihn beim Wort halten, und das war immer genug, um unsern Herrn Martin in Feuer zu sezen.

Er kam nach Hause — blind, oder benebelt. All' seine Sinnen standen still, wenn er an diesen glüklichen Nachmittag zurük dachte. So schön — so artig — so — so — Ach, wenn sie nur weniger spröde wäre! — So lange sie am Klaviere spielte, hatt' er sich sorgfältig recht nah an ihrer Seite gestellt, um den wallenden Busen zu sehen, die Wollust aus ihren schwarzen Augen zu trinken, ihren schönen Hals zu begaffen, das Lispelnde ihrer Stimme zu hören — O, wie riß ihn das hin! Mehr, als einmal fiel ihm der kühne Gedanke bei, sie auf ihre Wangen zu küssen; mehr als einmal war er schon im Begrif, es zu vollziehen; aber die Sprödigkeit, — die Sprödigkeit, die sie ihm einige Male merken lies, hielt ihn wieder zurük, und er mußte den Angrif auf eine gelegnere Zeit verschieben. Alles, was er also bei dieser ersten Zusammenkunft zu genieſen das Glük hatte, bestand darinnen, daß er ihr entweder die Hand drükte, oder sie küßte. Mehrere Freiheiten wurden ihm nicht erlaubt; und vielleicht kam es eben daher, daß er sie für ein so vortrefliches

Frauen-

Frauenzimmer hielt, welches sie doch im Grunde nicht war. —

Diesen Abend rührte ihn Blandine gar nicht. Sie war nach seiner Meinung zu weit unter Friederiken, als daß er sie lieben sollte; und doch hatt' er erst am Morgen den Vorsaz gefaßt, sie alle beide zu lieben? — So veränderlich ist der Wollüstling. — Man kann sich nun leicht vorstellen, daß er an nichts, als Friederiken, gedacht haben werde, und in der That konnte er kaum den folgenden Morgen erwarten, um sich wieder an ihrer Seite zu sehen. — Es schlug neune. Jezt kannst du deine Klavierstunde halten, dachte Martin, und gieng hin. — Friederike war eben aus dem Bette gekrochen, und, wie leicht zu erachten, noch im äußersten Negligee. Desto besser, sprach Martin zu sich selbsten, und fragte sie ganz beherzt, wie sie geschlafen habe. Sehr wohl, gab ihm Friederike zur Antwort; und, wie Sie sehen, so bin ich eben erst aufgestanden." —

Martin glaubte in diesen Worten einen stillschweigenden Verweis wegen seines so frühen Zuspruchs zu hören, und bemühte sich daher auf alle mögliche Art, sich zu entschuldigen, und um Vergebung zu bitten. Aber Friederike hörte ihn ganz kalt an. Wenn Sie mir ungelegen gekommen wären, sagte sie, so würd' ichs Ihnen schon gesagt haben; denn in diesem Stüke genir' ich mich gar nicht." — „O, vortreflich, sagte er! Sie reden ganz nach meinem Geschmak. Ich kann das Gezierte und Gezwungene eben so wenig leiden, und

hier küßte er ihre Hand. — Inzwischen wurden Anstalten zum Unterricht im Klaviere gemacht. Friederike bedekte ihren Busen mit einem seidenen Halstuche, und zog ein Blatt Noten aus dem Pulte hervor. Martin sezte sich zu ihr aufs Kanapee. — Da sehen Sie, fieng sie an! das ist c, und das ist d, und das ist e, u. s. w.“ — Gut, sagt' er: das hab' ich nun schon gemerkt. — „Und das ist der Diskantschlüssel, und das ist der Baßschlüssel.“ — Sehr wohl! — „Und dies da — Ach, hören Sie, meine Theuerste, fiel ihr Martin ins Wort, geben Sie mir dies Blatt mit nach Hause! Da bin ich für mich alleine, und kann desto besser studieren. — Auch recht, sagte Friederike. Ich will sehen, ob Sies bis morgen wissen werden. — Martin stekte das Blatt zu sich, und war nun voll Ungeduld, seinen Sieg zu beginnen. Die nachlässige Stellung, in welcher sie bei ihm sas, die Anmuth ihrer leichten flüchtigen Kleidung, ihr muntrer Blik — Alles schien ihn zu grosen Unternehmungen aufzufodern. Er schmiegte sich daher mit Zärtlichkeit an ihren Busen hin, und wollt' ein Mäulchen haschen. — Schnaps zog sie sich zurük, und schien roth zu werden. Was wollen Sie da, rief sie? — Martin war über diese Frage so sehr ins Schreken gekommen, daß er ganz bleich ward, und an Händen und Füssen zu zittern begann. Er antwortete daher gar nichts, und bat lediglich um Verzeihung.

Das Mädchen, ihres glänzenden Sieges gewiß, sezte sich zum Klaviere. Martin lebte darüber wieder

der auf. Er schielte unaufhörlich zwischen ihr Halstuch hin, und bewunderte ihre zarten Finger. — „Ich sehe schon, fieng sie an, heute wird aus unsrer Information nichts werden. Kommen Sie Nachmittag wieder!“ — Herr von Zimmer war mit dieser Einladung vollkommen zufrieden, und gieng also abermals unverrichteter Dinge nach Hause. — Das Blättchen, das er zu sich gesteckt hatte, mußt' izt bei ihm die Stelle der Friederike vertreten. Er küßte es unaufhörlich, und vergas sich darüber so sehr, daß ers nicht einmal merkte, wie ihm Blandine das Essen brachte. — „Was küssen Sie denn da so feurig, gnädiger Herr?“ — Martin erschrak. Ach — ein Brief von meiner lieben alten Mutter, sagte er. — Blandine lobte ihn bei sich selbst, daß er so viele zärtliche Achtung für seine Mutter hatte, und liebte ihn nun schon wieder um einen Grad stärker. Sobald er getischt hatte, ritt er zum Zeitvertreib um die Thore herum. Er merkte, daß seinem Pferde nicht recht wohl war. Geschwind, Herr Wirth, sagte er, da er wieder zurük kam — lassen Sie mir einen Pferddokter holen! — Der Pferddokter erschien. — „Was fehlt dem Gaul?“ — Lungenfaul ist er, ihr Gnaden. — So hol' ihn der Teufel, sagte Martin. Ich mag ihn nicht mehr reiten. — Der Pferddokter sagte, dies würde sich schon von selbst verbieten; und in der That hatt' ers auch sehr genau errathen, denn gleich nach einigen Stunden war das Thier tod. —

Wie gewonnen, so zerronnen, sagt ein altes teutsches Sprichwort, und dies dachte auch iezt der vermeintliche Herr von Zimmer. Er hatte das Pferd einem Philister aus seiner Vaterstadt davon geritten, und nur für einen einzigen Tag Miethe bezahlt — hat es wol anders kommen können, sagt der Herr Magister in seinem schwarzen Chorroke, als daß ihm Gott das ungerechte, verfluchte und gestohlne Guth wieder genommen hat?" — Sehr wohl, Herr Magister! Aber wir betheuern Ihnen, daß Martin nichts weniger, als die Absicht gehabt hatte, das Pferd für sich zu behalten. Er würde es längst wieder zurük geschikt haben, wenn es nur angegangen wäre, ohne, daß er sich zugleich hätte entdeken müssen. Wie leicht konnte er ausgespürt werden, wenn man einmal wußte, von wannen er das Pferd zurük geschikt hatte? Und also — das Pferd war lungenfaul, und darum ist es auch krepirt; aber nicht, weil es gestohlen war.

Sobald Martin abgetischt hatte, und spazieren geritten, und das Pferd krepirt war, erinnerte er sich wieder an seine Klavierstunde. Er gieng hin: aber es wurde an nichts weniger, als ans Klavierspielen, gedacht. Frieberike hatte diesen Nachmittag all' ihre Reize so zu erhöhen gewußt, daß Martin, wie eine Bildsäule, vor ihr stand, nachdem er einmal sein Kompliment gemacht hatte. Es schien, als ob sie in vollem Ernste auf Eroberungen ausgehen wollte, und Martin deutete alle diese glüklichen Erscheinungen zu seinem Vortheile. Man fieng aller-

lei Gespräche vom Wetter, und den langen Winternächten an. „Sie werden mir aber doch sehr kurz, wenn ich in so angenehmer Gesellschaft bin, sagte Martin.“ — „Mir auch,“ sagte Friederike.

Martin. Darf ich mir nicht die Ehre ausbitten, Sie im Schlitten zu fahren?

Friederike. Wenn es mein Vater erlaubt.“ — Der Vater gab die Erlaubnis, und Martin liess Masken holen. Friederike kleidete sich, als eine Bäuerinn, und Martin, als Bauer. Vortreflich, rief der Schneider; das wird Aufsehen machen. — Sie fuhren nun über zwoo Stunden auf den Strassen herum, und Jedermann war begierig, das artige Paar zu kennen; aber sie blieben unerkannt. — Martin bedankte sich tausendmal, daß sie ihm so viele Ehre erzeigt hätte; Friederike hingegen versicherte unaufhörlich, daß die Ehre auf ihrer Seite gewesen sei, und so schieden sie vergnügt auseinander. Glüklicher Martin, rief er nun zu sich selbst, und in dem Augenblike trat schon wieder Blandine hinein. — „Ach, gnädiger Herr, Sie haben doch wol auch die hübschen Bauersleute im Schlitten gesehen?“ — „Welche Bauersleute?“ — „Je mehr er betheuerte, daß er nichts von diesem Schlitten gesehen habe, desto mehr versicherte ihm Blandine, daß es ein allerliebstes Paar gewesen sei, und der Bauer, sagte sie, hat, mit ihrer gnädigen Erlaubnis, akkurat ihre Statur gehabt. — „So, rief Martin? Nun möchte ich ihn doch wirklich gesehen haben!“ — Ex-

verzehrte hierauf einen gebratenen Schneppen, und schlief wol.

Ihr, die ihr iemals geliebt habt, und wieder geliebt worden seid — sagts offenherzig, ob euch nicht Unruhe bei iedem eurer Schritte begleitete? Gestehts, daß es wie Feuer in allen euern Adern brannte, daß ihr mit Ungedult aset, mit Ungedult tranket, und daß ihr nie ehender der glüklichen Ruhe genoset, als in den zärtlichen Umarmungen eurer Mädchen! Und demungeachtet schlief Martin mit der größten Zufriedenheit. Ein hinlänglicher Beweis, wie uns deucht, daß die Art Liebe, der er ergeben war, noch weit von derjenigen unterschieden gewesen ist, die uns so manche selige Stunde gewährt, und sich gemeiniglich in dem Anschauen der Vollkommenheiten einer andern Person auflöset. — Der künftige Tag war nicht sobald angebrochen, als der Herr von Zimmer schon wieder an seine Visite dachte. Wenn man im Schlitten gefahren ist, so ist der Etiquette nach nichts natürlicher, als daß man sich Tags darauf nach dem Wohlbefinden auf die Bewegung erkundigt. Dies that auch unser Herr Martin, und Friederike versicherte ihn, daß sie sich sehr wohl befände. — Nach vielen unbedeutenden Gesprächen, die auch nichts anders, als unbedeutende Dinge, zum Gegenstand hatten, fiel es ihm endlich ein, sein Notenblättchen heraus zu ziehen. — Nun, wie stehts, sagte sie? Sind die Noten schon im Kopfe?“ — Er bejahte es, und überzeugte sie auf der Stelle, daß er auch den Diskant- und den Baßschlüssel gemerkt habe.

— Wol,

— Wol, sagte sie! Nun will ich Sie auch den Takt lehren; und da plauderte sie ihm so viel von Vierteln und Achteln und dergleichen Zeug vor, daß Martin ganz begeistert das Maul aufsperrte, und am Ende nicht leugnen konnte, daß ihm dies Ding etwas schwer deuchte. — Das hab' ich vorausgesehen, erwiederte sie. Aber kommt Zeit, kommt Rath. Sie sollen dem ungeachtet in kurzer Zeit unsern Organisten übertreffen, denn Sie haben Genie dazu. —

Martin bedankte sich für dies höfliche Kompliment, und ob er gleich fest bei sich überzeugt war, daß er nichts weniger, als Genie zur Musik, besize, so hatte ihn doch diese prophetische Versicherung so zufrieden gemacht, daß er sich in dem Augenblike schon für einen Kapellmeister hielt, und deswegen mit einer sehr stolzen Nachlässigkeit einen unharmonischen Griff auf dem Klavier wagte. — Inzwischen war die Sache wieder unterredet worden, und er beschäftigte sich ganz allein mit der Erhebung ihrer Reize. „Eine Göttinn könnte nicht schöner seyn, sagte er zu ihr. Diese Alabasterhand, dieser weisse Busen, dieser lächelnde Mund, diese blendende Grübchen, diese Augen, diese Haare, dieser niedliche Fuß, die Symmetrie ihres Körpers, der zärtliche Ton ihrer Stimme — o Mademoiselle, wenn Sie wüßten, wie unendlich gros Ihre Vorzüge wären! Wenn Sie wüßten, welchen Eindruk sie schon auf mich gemacht haben, und welchen sie noch machen! Wie ich ganz in Ihrem Anschauen versinke! Wie mir das Herz

klopft,

klopft, wenn ich Sie ansehe, wenn ich Ihre sanfte weiche Hand halte! — Lassen Sie, meine Beste, lassen Sie Ihren zärtlichen Liebhaber nicht umsonst flehen! Er ist ganz der Ihrige, ganz für Sie!“ —

Friederike sah ihn bei dergleichen Erklärungen mit einer sehr zweideutigen Mine über die Achsel an, und antwortete blos durch einen Seufzer. — „Gewiß, fuhr er fort, mein Herz ist mir Zeuge, daß sich auf den Besiz Ihrer Person mein ganzes künftiges Glük gründet, und kaum, daß er dies gesagt hatte, so sank sie nachlässig auf die Seite zurük, wurde bald blaß, bald roth, drükte die Augen zu, lies die Hände sinken — „Um Alles in der Welt, rief Martin auf sie zu, was fehlt Ihnen, Mademoiselle? Was ist Ihnen? Sind Sie krank?“ — In unsern Tagen würde man die Ereignis mit Friederiken durch das nonsensikalische Wort Vapeurs zu bestimmen gesucht haben; aber Martin wußte noch nichts davon, und glaubte, sie läg' in einer Unmacht. Er war auch wirklich schon im Begriffe, ihren Vater herbei zu rufen, als ihm der unsträfliche Gedanke beifiel, sie durch Küsse zu weken. Und kaum, daß ers gedacht hatte, so bedekte er ihren Mund mit so viel brennenden Küssen, daß Friederike nothwendig wieder davon erwachen mußte.

Was haben Sie gemacht? fieng sie an, da sie sich allgemach wieder empor hub, und schüchtern umher schaute.“ — Martin hielt es für unnöthig, sich umständlich darauf zu verantworten, und war schon zufrieden, daß sie nur wieder am Leben war.

O meine Beste, rief er endlich aus — wie ist es möglich, so vielen Reizen zu widerstehen? Wie mögen Sie verlangen, daß man Sie sehen, bewundern, und nicht genießen soll? Die Scene war mir zu vortheilhaft, als, daß ich sie hätte verabsäumen sollen; und was habe ich denn auch nun wol damit verbrochen? — Strafen Sie mich, wie Sie wollen! Nur entziehen Sie mir Ihre Gewogenheit nicht!" —. Friederike hatte sich inzwischen von ihrer verstellten Unmacht völlig wieder erholt, und war bei sich selbst unzufrieden darüber, daß Herr Martin in diesem Zustande nicht Mehreres gewagt hatte. Sie ertheilte ihm endlich durch einen nachdrüklichen Händedruk die buchstäblichste Verzeihung seiner vermeintlichen Freiheiten, und wer konnte nun wol vergnügter seyn, als Herr Martin? da er sich geliebt sah — da er noch weit mehr hoffen durfte? —

So umständlich wir bisher mit der Erzehlung von Martins Visiten zu Werke gegangen sind, und so ermüdend und überflüssig sie auch Manchem unsrer Leser geschienen haben mögen: so wenig konnten wirs doch übers Herz bringen, sie ganz zu vernachlässigen, und hoffen dahero von dem billigen Leser auch die billige Nachsicht. —

Martin lebte nun ganz in seinem Elemente. Je öfter er zu Friederiken kam, desto vertrauter wurd' er mit ihr. Sie erlaubte ihm endlich die zärtlichsten Freiheiten ohne Zurükhaltung, bis auf diejenige, welche im gemeinen Leben so sehr verschrieen ist. Doch auch diese hofte er mit der Zeit noch in seine Gewalt

zu bekommen, und in dieser Absicht war er bis zum Verschwenden gegen sie freigebig. Er schenkte ihr goldne Uhren, goldne Tabatieren, goldne Ringe, die feinsten Spizen, seidene Strümpfe — und damit wirs nur kurz geben, so durfte sie sichs nicht sobald merken lassen, daß ihr dies oder ienes gefalle, als er ihr schon auf der Stelle damit aufwartete, und sichs überhaupt feierlich ausbat, daß sie in solchen Stüken nicht gegen ihn zurük halten möchte. Sie bediente sich auch daher dieser Freiheit auf die ersinnlichste Weise, und wir können mit gutem Fuge behaupten, daß er sie iede Woche wenigstens einmal vom Kopfe bis zum Fuse gekleidet habe. So schmerzlich auch diese Ausgaben für seine Börse gewesen sind, so wenig achtete er doch darauf, und er würde sich vielleicht mit Vergnügen bis zum Bettelstab aufgeopfert haben, wenn er nur dadurch ihr Vertrauen und ihre Liebe gewinnen konnte.

Friederikens Vater war bei solchen Umständen gleichfalls vergnügt. Den Gewinnst seiner Tochter auch abgerechnet, war ihm der Herr von Zimmer die einträglichste Rente. Sobald er ihm ein neues Kleid verfertiget hatte, mußt' er ihm gleich auf der Stelle wieder ein neues anmessen, und daß er ihn iederzeit richtig und ohne Abbruch bezahlt haben werde, dies können auch diejenigen errathen, die im gemeinen Leben nur von einer Nase zur andern zu sehen das kärgliche Glük haben.

Auf diese Art waren nun seit seiner Ankunft in N. . bereits sechs Wochen verstrichen. Der erste

Vor-

Vorwand zu seinen Visiten — wir meinen den Unterricht im Klaviere — mußte dem andern Vorwand weichen, daß der Schneider seine Kundschaft besize. Es wurde also in weniger Zeit das Klavier gänzlich auf die Seite gesezt, und die Unterhaltung von sich selbst genommen. Und diese Unterhaltung diese -- Unterhaltung zwischen vier Augen wuchs endlich zu einem so grosen Grade von Vertraulichkeit, daß, wenn wir Superintendent in loco gewesen wären, wir unverzüglich davon an das geistliche Gericht würden berichtet haben. — Wir wollen damit so viel sagen, daß Friederike diejenige Sprödigkeit nicht mehr affektirte, die unserm Martin im Anfange seiner Besuche so sehr im Wege stand, daß sie von Tage zu Tage galanter gegen ihn ward, daß sie weniger, als sonst, zurük hielt, daß sie seine Schmeicheleien mit der größten Gefälligkeit zu erwiedern suchte, daß sie ihm iede, auch die kleinste, Freiheit erlaubte, daß sie ihm zu grösern Unternehmungen stillschweigend die Hand bot, daß sie — daß sie — kurz, daß sie bei eben der Laune war, in der sie Herr von Zimmer schon längst gewünscht hatte. Ohne unsern geliebten Leser noch länger bei der Nase herum zu führen, wollen wir also in der Geschichte ungesäumt fortfahren.

Martin war durch das bisherige Betragen seiner angebeteten Friederike so sehr ins Feuer gebracht worden, daß er es nun für unvermeidlich hielt, nicht länger zurük zu halten; und mit Sehnsucht bereitete er sich auf den grosen Schritt, den er vorhatte. — Es war ein schöner, heiterer Nachmittag,

an

an dem er die kühne That ausführen wollte. Friederike hatte ihn schon längst schmachtend auf dem Kanapee erwartet, als er herein trat. Sie nannte ihn ihren guten Engel, ihren liebsten Baron, den Gegenstand ihrer Wünsche: und er sie — den Ausbund der Mädchen, den ganzen Umfang seines Lebens, seinen Himmel auf Erden. „O, fuhr er fort, wie oft, meine Beste, hat sich mein Herz nach einer so vortreflichen Nahrung gesehnt! Wie oft bildete ich mir im Traume eine so bezaubernde Schönheit, als Sie es lebend sind! Wie oft, wenn ich den Himmel um die Erfüllung meiner Wünsche bat — wie oft fiel mir da der mächtige Zweifel bei, ob es auch Schönheiten gäbe, die meinem Ideale gleichen könnten! — Und in Ihnen, in Dir, meine Theuerste, finde ich nun alle meine Wünsche vereint; all' meine Sehnsucht ist gestillt, wenn ich Dich nur anblike; ich fühle mich selig, wenn ich Deine Hand, seliger noch, wenn ich Deine Lippen berühre. Gäben es doch die guten Götter, daß ich mein ganzes Leben an Deiner Seite dahin schlummern könnte! Wie glüklich, wie zufrieden würde dann Dein schmachtender Zimmer seyn! Dein Zimmer, der Dich liebt, unverstellt liebt, der sein Leben für Dich aufopfern würde!" —

Friederike holte ein halb Duzend Seufzer so tief aus ihrem Innersten hervor, daß es Martin für gut befand, sie feurig an seinen erhizten Busen zu drükken. „Fühlen Sie, sagt' er, wie mir das Herz klopft! Wie's so unruhig ist! — O wie leicht, daß Sie einem alle Sinnen zerrütten könnten!" — Er

drükte

drükte sie wieder fest an sich hin, und Friederike seufzte von Neuem. — Freudiger Augenblik! Darf ich etwa iezt die seligste meiner Stunden erleben, fragte er sie? — Ein schamhaftes Kopfniken schien ihm die unverstellteste Antwort zu seyn. — Sie neigte sich seitwärts aufs Kanapee hin: der böse Martin Flachs verriegelte die Thüre, und nun — sprach er kein Wort mehr. —

Holla, heysa, giengs auf einmal draussen vor der Thüre an! Wer versperrt mir die Thüre? Wer ist der verwünschte Kerl, der Schurke, der Spizbube? Wer untersteht sich — wer? — wer? — und ehe dies Schimpfen noch zu Ende war, sprang auch schon die verriegelte Thüre auf, die der Schneider mit seinen Gesellen gewaltsam erbrochen hatte. — Poz tausend, schrie der Schneider, da er den Martin Flachs und seine Friederike in einer so vertraulichen Stellung fand — Sind Sies, Herr von Zimmer? Sind Sie der schlechte Kerl? Der Ehrendieb? Der meiner einzigen Tochter ihr Kleinod entreißen will? Der sich nicht schämt, mein Haus zu entehren? Der so wenig Ehre im Leibe hat? Ein so unschuldiges Mädchen zu verführen?“ —

Martin, der in der größten Verlegenheit, wie ein armer Sünder, die Augen zur Erde schlug, wollte sich eben die Mühe geben, einige unbedeutende Ausflüchte zu seiner Entschuldigung hervor zu bringen. Aber der Schneider schien nicht anders, als ein wütendes Thier, zu seyn, gab daher auf alles sein Gewäsche nicht die mindeste Antwort, und kommandirte dagegen seine Gesellen, daß sie ungesäumt

den Herrn Baron nach Würden empfangen sollten. — Auf einmal fielen diese mit ihren Handwerksinstrumenten dergestalt über ihn her, und paukten ihn so zusammen, daß es nicht viel gefehlt hätte, sie würden ihn vollends tod geschlagen haben, wenn Friederike nicht gewesen wäre. Diese bat ihren Vater in den flehentlichsten Ausdrüken, daß man ihn los lassen möchte, daß er ja nichts gethan habe, daß er ein braver und vornehmer Kavallier sei. Aber der Schneider lies ihn zwar los, und versicherte ihn, daß dies lediglich auf das Bitten seiner Tochter geschähe; doch, sezte er hinzu, kann ich diesen Unfug nicht so ganz ungestraft und ungeahndet hingehen lassen. Sie sind iezt eben so viel, als mein Leibeigener, sagte er zu ihm. Thun Sie iezt nicht auf der Stelle, was ich von Ihnen begehre, so sind Sie verlohren! Thun Sies aber, so will ich Sie diesmal noch laufen lassen! Er nahm hierauf dem vermeintlichen Herrn von Zimmer seine Uhr und die Geldbörse ab, und verlangte noch überdies, daß er ihm einen Wechsel auf fünfhundert Thaler ausstellen sollte. — „Einen Wechsel auf fünfhundert Thaler, wiederholte Martin?“ —

Schneider. Nicht anders, mein Herr! Woferne Sie diesen nicht ausstellen, so werde ich diesen ganzen Vorfall bei dem Stadtgericht anzeigen, und dann mögen Sie sehen, wie Sie davon kommen werden! — Sie haben meine Tochter verführt, Sie haben sie auf Zeit Lebens unglüklich gemacht — ist wol dieser Schade iemals wieder zu ersezen? Fünfhundert Thaler sind nur eine Bagatelle dagegen.

Mar-

Martin. Sie haben mir aber ja schon die Uhr und die Börse genommen? Bedenken Sie selbst!

Schneider. Ob Sie den Wechsel ausstellen wollen, frage ich Sie?

Martin. An wen denn, und wie denn? —

Der Schneider nannte ihm hierauf einen gewissen Kaufmann, an den er morgen die fünfhundert Thaler auszahlen sollte. Bei diesem, sagte er, will ich sie auch morgen auf Ihren Wechsel in Empfang nehmen. Aber Gott sei Ihnen gnädig, sezte er hinzu, wenn Sie nicht Wort halten!

Da Martin Flachs keine Möglichkeit vor sich sah, ohne Schaden aus diesem Labyrinthe zu kommen, so stellte er endlich den verlangten Wechsel von sich, gab ihn dem Schneider, und gieng nun, ohne sich noch einmal nach Friederiken, oder ihrem Vater umzusehen, in der größten Verwirrung die Treppen hinab. — „In diesem Hause laß' ich mir gewiß so bald nichts wieder arbeiten, dachte er izt, und gieng mit schnellen Schritten auf seinen Gasthof zu.

Zweites Kapitel.

Der Schneider. Johann. Blandine. Das Koffeehaus und ein Mörder.

Sobald er in seinem Zimmer angekommen war, sezte er sich mit Heftigkeit in den Lehnstul, und überdachte nun die ganze schrekliche Geschichte mit allen ihren möglichen Folgen. Es war dies das erste Mal in seinem Leben vielleicht, daß er gehörig nachdachte. Wie ein Traum schiens ihm noch, wenn er sich an die nur verflossene Stunde erinnerte; und doch — sein Rüken, sein Gesicht — Alles war ihm ein hinlänglicher Zeuge, daß die Geschichte wahr, daß sie wirklich erfolgt sei, und nur vor wenigen Minuten erst sich eräugnet habe. — „Ha, fuhr er knirschend mit der Faust wider die Stirn! Der Teufel soll dir das Licht halten, du verdammter Schneider, wenn ich dich einmal in meine Kluppe bekomme! Augen und Zunge will ich dir heraus reissen, und lahm will ich dich schlagen, und krumm sollst du werden, und Beulen sollst du kriegen!“ — Unterdessen trat Johann in die Stube, und fragte, ob er nichts zu befehlen habe. — Nichts, sagte Martin, und Johann entfernte sich wieder.

Er sas nun länger, als eine Stunde, beinahe gedankenlos, in seinem Lehnstule. Das ungestüme Verfahren seines Schneiders war ihm räthselhaft. Warum, dachte er, hat er mich im Anfange selbst in das Zimmer seiner Tochter gewiesen? War

er

er nicht die ganze Zeit her der artigste, der höflichste Mann? Hat er mich nicht selbst bisweilen zu seiner Tochter eingeladen? Sagte er nicht, daß es eine grose Gnade sowol für ihn, als für sie seyn würde? Und nun nimmt er mirs übel? Nun empfängt er mich mit Prügeln, schneuzt mich ums Geld, zwingt mich zu einem Wechsel? Konnte ers nicht voraus sehen, daß aus dem längern Umgang eine Vertraulichkeit erfolgen würde? — Nachdem er sich lange mit diesen und dergleichen Gedanken gequält hatte, so fiel ihm endlich ein, ob wol nicht Friederike selbst die größte Betrügerinn sein könnte? Ihr Ansehen, und ihr ganzes Betragen schien ihm zwar nicht anders, als tugendhaft, zu seyn; aber er erinnerte sich iezt, daß sie sehr stark geräuspert hatte, und daß gleich auf dieses Räuspern die Attaque erfolgte. Nun dünkt' es ihm also schon so gut, als ausgemacht, daß er in die verfluchtesten Hände gerathen war, und um sich noch fester davon zu überzeugen, so rief er gleich auf der Stelle seinen Johann herein. —

Höre, sagt' er, du weißt, daß wir vor ungefehr sechs Wochen einmal bei meinem Schneider gewesen sind. Du wirst auch seine Tochter gesehen haben. Nun sag' mir einmal, was du von diesen Leuten hältst, oder gehört hast! Es ist mir ausserordentlich viel daran gelegen, die reine Wahrheit zu wissen; denn dem Vernehmen nach soll einer meiner Bekannten sehr schlimm von ihnen nach Hause geschikt worden seyn." — „Gnädiger Herr, sagte der Bediente

nach einigem Achselzüken — aufrichtig von der Sache zu reden, so ist der Schneider zusammt seiner Tochter nicht einen Schuß Pulver werth. Es war mir in der That recht bange, da ich Sie damals begleiten mußte, und ich glaubte gewiß, Sie würden sich auch von ihr anbändeln lassen. Sie haben aber bei meiner Sele recht klug gethan, daß Sie seitdem nicht wieder hin gegangen sind!" — Der Bediente redete dies in allem Ernste, denn sein Herr hatte ihn seit dem ersten Male nicht mehr mit sich genommen, und ihn immer bei der Meinung erhalten, daß er sich allezeit während seiner Abwesenheit auf dem Koffeehause befinde. — Nun, fuhr Martin fort, wenn das wahr ist, was du mir sagst, so danke ich dem Himmel, daß ich seit dem nicht wieder hin gekommen bin. Aber desto mehr bedaure ich meinen Freund; denn nun merke ich schon, daß Alles seine Richtigkeit haben wird, was man mir heute von ihm erzehlt hat. — „Gewiß, gnädiger Herr, fieng Johann von Neuem an, in der ganzen Stadt wird man kein so vermaledeites Haus finden, wie dieses. Das Mädchen stellt sich so erschrecklich spröde an, als es nur möglich ist, und doch ist sie die infamste Hure, die man nur antreffen kann. Man sagt ihr gar Vielerlei nach. Der Vater soll selbst dazu helfen, daß seine Tochter recht viele Visiten bekommt, und am Ende soll er der abscheulichste und gröbste Kerl seyn, den man sich denken mag. Es heißt, er habe mit seiner Tochter gewisse Zeichen verabredet; und wenn sich denn ihre Liebhaber in voller Lust bei ihr aufhalten, so giebt sie

das Zeichen, und hernach bricht er mit seinen Gesellen zur Thüre hinein, und nimmt den Liebhabern nicht allein Alles das ab, was sie bei sich haben, sondern zwingt sie auch sogar öfters noch, daß sie ihm Wechsel ausstellen müssen." — Ja wol, ja wol, dachte Martin bei dieser Erzehlung. —

Und wenn denn hernach, fuhr der Bediente fort, die Liebhaber sich trozig bezeigen, oder zur Wehre sezen, so läßt er sie wol gar bis auf den Tod schlagen und auf die Seite schaffen. Das hat mir mein Bruder erzehlt, der vorm Jahr als Geselle bei ihm war." — „Das ist ja zum Erstaunen, sagte Martin! So was hätte ich in meinem Leben nicht von diesem Schneider vermuthet. Aber es ist gut, daß ichs weiß. Ich will nun meinen Freund sorgfältig warnen, und mir selbst von dieser Stunde an das Gelübde thun, daß ich nichts mehr bei ihm arbeiten lasse. — Da thun Sie wol daran, gnädiger Herr! Es ist immer gut, wenn man mit solchen Leuten ausser Konnexion ist. Man weiß nicht, wo sie einen anbändeln können." — Und, fragte Martin weiter, gehen denn dergleichen verfluchte Streiche hier ungestraft hin?

Johann. Was will man machen, gnädiger Herr? — Die Stadt ist gros, und wer wird sich da gerne ins Streiten einlassen? Mit der Gerechtigkeit siehts hierum auch nicht zum Besten aus; da thut man also immer am klügsten, wenn man stille schweigt.

Martin. Aber, wenn mir ein so verdammter Streich gespielt würde, ich wollt' es gewiß nicht dabei bewenden lassen. Der Schneider müßte mir hängen, es möchte auch kosten, was es wollte! Das müßt' doch der Henker seyn, wenn man nicht wider einen solchen Schurken Hülfe erhalten könnte!

Johann. Ja freilich, wenn mans so bedenkt, so sollte man fast glauben, daß der Schneider schon längst müßte gehenkt worden seyn. Aber man sagt, daß er einen gar verschlagenen Kopf habe.

Martin. Und wenn ich dem Kerl hundertmal einen Wechsel ausgestellt hätte, so lies ich mich eben darauf verklagen. Ich wollte doch sehen, wer mir was anhaben könnte. So ein erzwungener Wechsel kann ia in alle Wege nicht gültig seyn?

Johann. Schon recht, gnädiger Herr! Den Wechsel würden Sie alsdenn freilich nicht bezahlen dürfen; aber dafür würden Sie sich selbst prostituiren; denn Sie müßten doch sagen, bei welcher Gelegenheit Sie ihn ausgestellt hätten.

Martin. Du hast Recht, Johann! Der Schneider muß doch ein verwünschter Schurke seyn. Ich hätts ihm in meinem Leben nicht angesehen.

Johann. Ach, er kann so fromm und so artig thun; man sollte fast glauben, daß er ein Engel des Lichts wäre.

Martin. Ein Bengel ist er, wenn sich die Sache so verhält, wie du mir sagst, und Gott strafe mich,

mich, wo er mehr einen Faden für mich anrühren soll! Ich werde morgen zu meinem Freund gehen, und ihm rathen, daß er sich aus dem Staube machen soll; so darf er doch wenigstens nicht den Wechsel bezahlen, wenn er vielleicht einen ausgestellt haben sollte.

Johann. Ach, das wird Ihnen alles nichts helfen, gnädiger Herr! Ich weiß, daß ihm auch einmal einer entwischt ist, und dem hat er hernach einen Banditen nachgeschikt. Das ist gar ein arger Kerl, der Schneider. — Sie redeten wol noch eine Stunde lang über diesen Gegenstand, und ie länger, ie mehr wurde Martin überzeugt, daß Johann Recht habe. Er sahe nur allzu deutlich, daß er betrogen war, und wünschte nun nichts mehr, als daß er nur den Wechsel nicht bezahlen dürfte. Johann gieng inzwischen wieder ab, und überlies seinen Herrn dem tiefsten Nachdenken. —

Fünfhundert Thaler, fieng er an? Diese soll ich wie zum Fenster hinaus werfen? Für einen Schneider? Als Hurenlohn? — Verflucht sei der Augenblik, da ich zuerst Friederiken erblikte! — Die Elende! Wie sie sich nicht so häßlich verstellen konnte! Bittet, daß man mich loslassen, daß man meiner schonen möchte, und hat doch selbst den ganzen teuflischen Vorsaz schon lange vorher gewußt — hat selbst das Zeichen zum Angriffe gegeben, und würde mich vielleicht auch selbst in Gemeinschaft geprügelt haben, wenn es ihr der affektirte Schein einer aufrichtigen Liebe nicht gewehrt hätte! —

Um deinetwillen, du vermaledeite Meuble, hab' ich heute schon so vielen Schmerz empfunden, so manche Mishandlung erlitten — um deinetwillen soll ich nun vollends auch den Wechsel bezahlen? Was thu' ich? Wie fang' ichs an, daß ich mich von dieser Verbindlichkeit los mache? — Zahle ich bis Morgen nicht, so wird er mich anklagen; und dann kommt der ganze scheusliche Auftritt vor die Ohren des Publikums. Will ich entwischen, wer ist mir Bürge, daß er mir nicht auch einen Banditen nachschikt? Und wohin in der Geschwindigkeit?" —

Er war lange unentschlossen, was er ergreifen sollte, und vielleicht würde ers zur Stunde noch seyn, wenn nicht eben Blandine mit dem Essen dazwischen gekommen wäre. So, wie sie zur Stube herein trat, hatte er auch schon bei sich ausgemacht, daß sie seinen Entschluß bestimmen sollte. Er faßte sie daher zärtlich bei der Hand an, sah ihr in die Augen, und fragte sie, ob er wol das thun sollte, was er eben iezt in Gedanken habe? — „Was Sie in Gedanken haben, antwortete sie? Das kann ich ia nicht wissen, gnädiger Herr; und errathen werde ichs wol auch nicht; so kann ich Ihnen also auch nicht sagen, ob Sies thun, oder nicht thun sollen." — „Es ist unnöthig, daß Sie es wissen! Sagen Sie mir nur, ob ichs thun soll!" — Blandine, die, wie uns schon bekannt ist, unsterblich in ihn verliebt war, glaubte nichts gewisser, als, daß er unter dem, was er in Gedanken habe, einen für sie bestimmten Kuß verstehe; sie sagte ihm also ganz

frei-

freimüthig, daß ers thun sollte.“ — Nun gut, sagte er, das will ich auch; und sezte sich zu Tische. Blandine aber wunderte sich, daß er sie nicht zu küssen verlangte, und wünschte gesegnete Mahlzeit. —

Durch ihren Ausspruch war nun seine Unruhe etwas gemildert worden; aber ganz und gar ruhig war er doch nicht. Wie konnt' es auch möglich seyn, da er sich aus seiner bisherigen so angenehmen Lage, aus dem Zauberkreise, wenn wirs so nennen dürfen, so auf einmal entrükt sah? — Die süssen Träume waren mit einander verschwunden; Friederike schien ihm nun das häßlichste Bild zu seyn, das er sich denken konnte; und in seinem Leben glaubte er keinen tollern Streich begangen zu haben, als denjenigen, daß er sich durch ihre buhlerischen Reize verführen lassen. Wie oft dachte er nun an die gute Blandine, und an ihre Vorausſage? — War sie es nicht, die ihm gleich nach dem ersten Besuch, den er bei seinem Schneider gemacht hatte, eine aufrichtige Erzehlung von seiner Wirthschaft gab? Sagte sie ihm nicht, daß es bei ihm bunt durch einander gienge, und daß schon Mancher von ihm ausgezogen worden sei, u. s. w.? — Je genauer er sich an diese Reden erinnerte, desto mehr gab er sich nun Verweise, daß er Blandinen so wenig getraut hatte. Er sah es ein, daß sie es redlich mit ihm gemeint hatte, und eben dadurch wurde nun auch sein andrer Entschluß befestigt, künftighin keine andere Sele, als Blandinen, zu lieben. —

Einem Menschen, in dessen Kopfe sich so vielerlei Gedanken durchkreuzen, kann das Essen unmöglich wol schmeken. Er lies daher fast die ganze Abendmahlzeit unberührt auf dem Tische stehen, und Blandine wunderte sich über diese Erscheinung nicht wenig. Fehlt Ihnen etwas, gnädiger Herr, sagte sie, oder ist vielleicht etwas an den Speisen verse hen worden? — O nein, sagte er! Ich habe nur heute keinen sonderlichen Appetit gehabt, und fühl' auch so etwas, das einem Kopfweh nicht unähnlich ist." — Sie bedauerte es, und wünschte baldige Besserung.

Martin schlief unruhig. Er wünschte nun so bald als möglich aus allem Gewirre mit dem bösen Schneider zu seyn, um sich alsdenn desto genauer mit Blandinen verbinden, und ruhiger leben zu können. Aus dieser Absicht gieng er gleich am frühen Morgen zu dem bestimmten Kaufmanne hin, zahlte ihm die fünfhundert Thaler, und versprach, daß er Nachmittags wieder kommen, und seinen Wechsel abholen wollte. — Dies geschah auch. Der Schneider hatte gegen Mittag das Geld abgeholt, und Martin erhielt dagegen seinen Wechsel zurük. — Nun war die Sache debattirt; nun dankte er dem Himmel, und versprach sich selbst, in Ewigkeit nicht wieder an Friederiken zu denken. Daß es doch immer erst Erfahrung braucht, uns klüger zu machen! —

So wenig es Johann gewußt hatte, daß sein gnädiger Herr Principal mit Friederiken auf einem sehr vertrauten Fusse stand, eben so wenig wußt' es

auch

auch Blandine; und wir dürfen uns daher gar nicht wundern, daß sie noch immer äuserst in ihn verliebt war. Mehr als sechs Wochen waren nun schon verstrichen: sie bemühte sich, ihm auf alle mögliche Art gefällig zu seyn, sie kam allen seinen Befehlen mit der möglichsten Pünktlichkeit zuvor, sie sorgte selbst für die Speisen, die er aus ihren Händen empfieng, sie lies bei der mindesten Gelegenheit ihre zärtliche Neigung gegen ihn bliken, ihre Augen waren die stärksten Verräther ihres Herzens; und doch — doch wollte der Herr von Zimmer ihren schmachtenden Blik nicht verstehen, blieb bei allen ihren Gefälligkeiten ungerührt, und verschmähte ihre brennende Liebe? — Wir leugnens nicht, daß dies dem armen Mädchen manche bekümmerte Stunde, manche schlaflose Nacht zugezogen hat. Aber es war noch immer ein Glük für sie, daß sie nicht vollends seine Ausschweifungen wußte: sonst würde sie sich nur gedoppelt gehärmt, und ausserdem noch das schwere Geschäft unternommen haben, eine Neigung zu unterdrüken, die im Grunde nichts anders, als rein, und in der That unschuldig war. Sie war ein junges, kleines, aufblühendes Mädchen, die schon viel von der Liebe gehört und gelesen, und den ganzen Kopf von süssen schwärmerischen Begriffen voll hatte. Nach ihrer Meinung, und auch nach ihrer Empfindung, sollte nun der Herr von Zimmer der Held ihres Herzens werden, sie lieben, sie anbeten, sie glüklich machen. — Aber wie lange verschob er nicht die Erfüllung ihrer sehnlichen Wünsche? Wie lange mußte sie schmachten, umsonst schmachten und sich mit einer Leidenschaft quälen,

die

die keine Erhörung fand? — Ist er doch, sagte sie zu sich selbst, der liebenswürdigste Herr, der artigste Mann; und doch — so fühllos, so ohne Empfindung? Hält ihn etwa sein Stand zurük, sich zu einem bürgerlichen Mädchen herabzulassen? Oder ists Eigensinn, oder hat schon sonst eine schöne Dame sein Herz in Fesseln gelegt?" —

Diese und dergleichen Gedanken waren eben so lange ihre tägliche Unterhaltung, als es Herr Martin mit Friederiken hielt, und sie glaubte nur gar zu oft, daß sie nicht schön genug für ihn sei, daß sie für ihn zu wenig Reize besize. Aber nun änderte sich die Scene auf einmal. Ohne die Ursache zu wissen, die aber der Leser desto umständlicher weiß, bemerkte sie nun seit einigen Tagen, daß er, wie sies zu nennen pflegte, zuthätiger, daß er gefälliger, daß er zärtlicher in seinem Betragen gegen sie wurde. Woher diese schnelle Veränderung, dachte sie? Hat er sich endlich einmal durch meine heimlichen Wünsche, durch meine Blike bewegen lassen? Ists die Zauberkraft meiner Reize, die diese Wirkung hervorbringt, oder ists eigner Antrieb?" — Martin hatte sichs nun in der That fest vorgenommen, die artige Blandine nicht länger seufzen zu lassen; und überdies konnt' er sichs selbst nicht leugnen, daß sie ihn schon im Anfange mächtig bezaubert hatte Er versäumte daher keine Gelegenheit, sich auf alle nur erfinnliche Weise gegen sie gefällig zu zeigen; und daß sie damit werde zufrieden gewesen seyn, dies versteht sich am Rande.

„Haben

„Haben Sie denn schon ausgeschlafen? sagte er einst zu ihr, da sie ihm sehr früh den Koffee brachte, und schob ihr sehr leichtfertig das Halstuch auf die Seite.“ — Sie wurde schamroth — aber das wars auch Alles; denn wie konnte sie über das ungehalten seyn, was sie sich selbst schon längst gewünscht hatte? — Martin freute sich, daß er hier so wenig Widerstand fand, und in wenigen Wochen waren sie schon so vertraut mit einander geworden, daß er sie ungescheut in seine Arme schlos, oder sie küßte, oder auf seinen Schoos sezte. Das gute Mädchen schien sich im Himmel zu seyn. Vater und Mutter, und alle ihre Pflichten, mußten der Liebe zu ihrem Herrn von Zimmer nachstehen. Wenn sie mitten über der Arbeit war, und es fiel ihr der Gedanke an ihren Geliebten bei — schnaps huschte sie die Treppen hinauf, und sas auf seinem Schoose.

Wenn wir einige Zeit lang genascht haben, ohne entdekt zu werden, so macht uns dies allgemach kühn und sicher, und wir vergessen endlich sogar, daß wir entdekt werden könnten. So giengs Blandinen. Sie sas oft Stunden lang bei unserm Martin, und dachte an nichts weniger, als daran, daß man sie unten im Hause vermissen würde. Aber desto schärfer beobachtete dies ihre strenge Frau Mutter, die aus dem siebenten Gliede einer sehr keuschen Familie war. Wenn sie der Tochter rief, so mußte sie immer erst das ganze Haus nach ihr aussuchen; und fand sie sie endlich — was war leichter, aber auch zugleich nachtheiliger für sie, als, sich

mit dem Herrn Martin zu entschuldigen? — Ich habe ihm Bier, Wein, Koffee, Zuker, das Essen gebracht — so giengs in Einem fort, und die Mutter mußte sich dies nun freilich, wiewol ungerne, gefallen lassen. Inzwischen war das immer noch nicht hinlänglich genug, sie ganz sicher zu machen. Das strenge Weib sah und dachte weiter, als es die Tochter vermuthete. Sie gab genau Acht, zu welcher Zeit Blandine hinauf, und zu welcher sie wieder herunter gieng. Je länger sie dies beobachtete, desto mistrauischer wurde sie auch; denn das Mädchen blieb ihr immer zu lang aus. Zulezt faßte sie den Entschluß, ihr einmal nachzuschleichen. Sie thats, und sahe durchs Schlüsselloch. — Himmel! — Auf Martins Schooße sas sie wieder, und lies sich küssen. — Beinahe hätte sie in der Wuth die Thüre eröfnet; aber sie hielt es doch nicht für rathsam, weil sie dadurch einen gar einträglichen Kunden zu verlieren befürchtete. Sie schrieb sich also diese Erscheinung nur hinters Ohr, um ihre weitern Maasregeln darnach einrichten zu können.

Das Mädchen kam bald darauf zurüke. Nun, hast du endlich einmal ausgelekt, du kleine Dirne, sagte sie? — Blandine zitterte, und ward todenblaß. Sie glaubte nichts weniger, als daß sie belauscht worden sei. Was will sie denn mit dem Leken, fragte sie? — „Schweig' nur stille, gab ihr die Mutter zur Antwort! Jezt ists zu spät, daß du mir mehr einen Dunst vor die Augen mahlen kannst. Ich will dirs schon einbringen. — Blan-

dine

dine merkte nun einiger Massen, daß sie verrathen sei. Sie erforschte also sehr sorgfältig, von wem dies herrühre? — „Von wem es herrührt, sagte die Mutter? Hast du etwa noch Lust, es zu leugnen? Hab' ich dich nicht vorhin selbst durchs Schlüsselloch gesehen, wie er dich auf seinem Schoos hatte, wie du dich von ihm herzen liesest? — Ja, du bist mir ein sauberer Zeisig! Das hätt' ich in meinem Leben nicht von dir gedacht! Wenn ichs nun erst dem Vater sagen wollte, der würde dich was strichsen! — Nun sah sie wirklich, daß sie verrathen war. Sie bat also ihre Mutter um Verzeihung, und betheuerte einmal um das andere, daß sie sich in lauter Ehre geliebt hätten. — In Ehren oder Unehren, versezte iene, das gilt mir gleich viel. Lieb' ist Lieb', und ich kanns nun einmal nicht leiden, wenn sich die jungen Mädchen so abherzen lassen. Zumal von einem Edelmann — da werden sie so fast immer angeführt. —

Nach vielem Disputiren lies sich endlich die Mutter wieder besänftigen, und versprach auch, dem Vater nichts davon zu entdeken. Doch mußte Blandine angeloben, daß sie nie wieder auf Martins Zimmer gehen wollte. — Das war freilich eine schwere Zumuthung. Aber was thut man nicht, um den lieben Hausfrieden zu erhalten? — Sie gieng iezt in ihr Kämmerlein, und weinte bittre Thränen. „Ach mein bester Herr von Zimmer, was wird er denken, daß ich nun nicht mehr zu ihn darf? Daß er sein Essen nicht mehr aus meinen

Händen empfängt? Daß er mich nicht mehr auf seinem Schooße wiegen kann? — Sie wollte sich eben ihrem melankolischen Schmerz überlassen, als ihr das gute Mittel beifiel, ihm von dieser Veränderung schriftliche Nachricht zu geben. — Sie schrieb ihm also ungesäumt das nachfolgende Briefchen.

Mein Bester!

Die Mutter hat uns heute durchs Schlüsselloch belauscht. Sie hat gesehen, wie ich auf Ihrem Schoos sas, und wie wir einander so zärtlich lieb hatten. Sobald ich hinunter kam, hielt sie mir eine lange Strafpredigt, gab mir verschiedene Schelt-namen, und verlangte endlich, daß ich ihr angeloben sollte, niemals wieder auf Ihr Zimmer zu kommen. Ich besann mich lange, und gieng hart daran. — Endlich aber — rathen Sie selbst, wie mir dabei zu Muthe war! — mußte ichs doch thun. Nun siz' ich schon seit zwoo Stunden in meinem Kämmerchen hier, und sinne nach, wie der Sache zu helfen seyn möchte. Ich denke, Sie verriegeln entweder des Nachts ihre Thüre nicht, oder ich lasse mir einen Schlüssel nachmachen. Wie Sies für gut halten! Dieser Einfall hat mirs doch wieder etwas leichter ums Herz gemacht. Blandine. —

Sie versiegelte dies Briefchen, und gabs dem Johann. Hier, sagte sie, hat mir eben ein fremder Herr dies Billet an den Herrn von Zimmer gegeben; trag' ers also hinein, weil ich iezt nicht selbst Zeit dazu habe! — Johann trugs hinein,

und

und Martin las es. Er hatt' es schon längst vermuthet, daß es einmal auf Blandinens Seite etwas absezen würde; denn sie war gar zu unbesorgt. Bei allem dem schiens ihm aber dennoch etwas Unerwartetes zu seyn, und er freute sich daher, daß Blandine schon selbst auf den Einfall gerathen war, ihn des Nachts zu besuchen. Sie hielt auch ihr Wort treulich. — Sobald die Mitternacht kam, schlich sie sich ganz leise zu ihm ins Zimmer, und verlies ihn nie eher, bis schon die Morgendämmerung erschien, und sie zurük nöthigte. Es war ihr nun doppelt angenehm, daß ihr die Mutter das bekannte Verbot eingeschärft hatte; denn sonst würde sie vielleicht niemals die Ehre gehabt haben, dem Herrn von Zimmer bei der Nacht aufzuwarten, und dieses war doch seit Kurzem der vorzüglichste ihrer Wünsche gewesen.

Sie lebten auf diese Weise mehr als acht Wochen in der größten Zufriedenheit hin. Martin versprach, sie zu heurathen, und Blandine schwur ihm, daß sie ihn in alle Ewigkeit nicht verlassen würde. — Kannst Du dir wol ein glüklicher Paar denken, ruft uns hier unser alter Bekannter R.. zu und glaubts, im Ernste? —

Wie doch aber bisweilen der böse Teufel sein Spiel hat! Von ungefehr wird einmal Blandinens Vater krank, und zwar eben nach Mitternacht. Man glaubte, daß es ein Stekfluß sei, und die Mutter hatte sich schon fest darein ergeben, daß er in wenigen Minuten gar abfahren würde. Damit

nun die liebe Blandine wegen des väterlichen Segens nicht zu kurz kommen möchte, so wird die Hausmagd abgeschikt, um die Tochter zu weken, und sie eilends hinunter zu rufen. — Die Hausmagd geht hinauf, das Licht in der Hand, will Blandinens Kämmerchen aufsperren, und findet es schon offen, leuchtet ans Bett hin, und sieht es leer, und sucht — und sucht — und sucht alle Winkel aus, und kann keine Blandine finden. — Ums Himmels willen, fieng sie iezt ein gräßliches Zetergeschrei an — ums Himmels willen, wo ist unsre liebe Jungfer hingekommen?" — Ueber dies Geschrei läuft die Mutter selbst die Treppen hinauf, läßt den todkranken Mann im Stiche, und will nun die Ursachen dieses plözlichen Lerms wissen. Die Hausmagd erzehlt ihrs, und jammert dabei. Die Mutter nimmt selbst das Licht in die Hand, und findet eben so wenig, als die Hausmagd. — Nun fiengen sie alle beede das Klaglied von Neuem an, und überdem eröfnet Martin gleichfalls die Thüre, fragt nach den Ursachen des unvermutheten Getöses, und stellt sich, als ob er an dieser fast unglaublichen Eräugnis den heftigsten Antheil nehme. — Die Mutter wird, ie länger, ie mehr, einer Rasenden ähnlich; die Hausmagd ebenfalls, und bei dieser Gelegenheit löschen sie denn unversehens ihr Licht aus. — Ach, gnädiger Herr, wenn Sie erlauben, sagte sie — ich sehe, daß in Ihrem Zimmer ein Nachtlicht brennt, lassen Sie mich wieder anzünden!" —

Nichts

Nichts auf der Welt hätte sich ungelegner ereignen gekonnt, als das verwünschte Lichtlöschen! Martin war wie vom Donner gerührt, und wußte nicht, was er anfangen sollte. Die Hausmagd abzuhalten — dies konnt' er wol nicht; sonst würde er sich eben dadurch verdächtig gemacht haben. Und sie gerade zu hinein laufen zu lassen, das war wieder eben so bedenklich. Ehe er sich aber noch besonnen hatte, was wol in dieser gefährlichen Lage zu thun seyn möchte, steigt schon die Hausmagd über die Thürschwelle, zündet ihr Licht an, sieht von ungefehr ins Bett hin, und sieht — Blandinen. — Ach Gott, ach Gott, rief sie bei dem ersten Erbliken aus, da ist sie ja, die Jungfer Blandine! Und so, wie sies gesagt hatte, sprang auch schon die wütende Mutter hinein, sah ihre Tochter im Bette liegen — und nun können Sie sichs selbst vorstellen, wie sich dieser höchst frappante Auftritt werde tournirt haben. — Martin Flachs stand wie eine Bildsäule gegen das Fenster zu, und Blandine zitterte, wie ein Missethäter. So, sagte die Mutter, sind das die Früchte von meinen vielen Ermahnungen? So schön weißt Du deine Sächelchen anzustellen? Warte nur, du Rabenaas, Du sollst schon hin kommen, wo Du hin gehörst!" — Mit diesen Worten zog sie sie bei den Haaren zum Bette heraus, und gab ihr sechs empfindliche Rippenstöse. — Das Mädchen eilte, wie geflügelt, zur Thüre hinaus, und auf ihr Kämmerchen zu, und nun erhielt erst der Herr von Zimmer ein Schok köstlicher Scheltworte. Sie müssen mir aus dem Hause, sagte sie zu ihm! Eine so verdammte Wirthschaft

kann ich nicht leiden; das ist unserm Renommee zuwider.“ — Gar wol, gab ihr Herr Martin zur Antwort; das soll gleich morgen geschehen — und nun gieng die ganze Versammlung summend aus einander. —

Wir wollen iezt unberührt lassen, was diese Nacht hindurch Martin nnd Blandine, ein iedes für sich, gedacht und gewünscht haben. Genug für uns, daß sich Herr Martin gleich am folgenden Morgen ein ander Quartier miethete, und es noch selbigen Abend mit seinem Johann bezog! — Mit diesem Augenblik ergrif er auch eine andere Lebensart; keine bessere zwar, die aber doch von seiner bisherigen ziemlich unterschieden war. Der traurige Vorfall mit Blandinen machte ihn zweifeln, ob er sie wol ie wieder zu Gesichte bekommen werde. Die Mutter wird sie ins Zuchthaus schiken, oder wenigstens einsperren, dacht' er, und was ists nun, wenn ich mich vergeblich um sie abhärme? — Er bedaurete das arme Mädchen, und erwählte sich einen andern Zeitvertreib. — Da er bekanntlich an Friederiken ganze Summen verschwendet hatte, so mußte schon dies seiner Geldbörse eine ziemliche Entkräftung zuziehen, wenn auch sein übriger Aufwand nicht gewesen wäre, und wenn er auch an Blandinen weniger verschenkt haben würde. Er zog dies bei Gelegenheit in hinlängliche Ueberlegung, und rechnete aus, daß, wenn er auf diesem vornehmen Fuse noch ferner fort leben wollte, sein ganzer väterlicher Erbtheil in wenigen Monaten sich verzehren würde. — Eine höchst unangenehme Entdekung

kung für ihn, die ihn zwar auf einige Stunden tiefsinnig machte; sobald er aber auf den glüklichen Einfall gerieth, den Abgang seines Vermögens durchs Spiel zu ersezen: sobald fand sich auch seine gewöhnliche Munterkeit wieder ein, und er war gedoppelt darüber vergnügt, weil er voraus sah, daß ihn dieses Mittel auch zugleich vor der gefürchteten Langweile in Schuz nehmen werde.

Dem zufolge besuchte er gleich den nächstfolgenden Abend das berühmteste Koffeehaus. Er fand eine grose Assemblee von Leuten, die spielten, von Leuten, die tranken und Tobak rauchten, von Leuten, die Zeitungen lasen, von Leuten, die gar nichts thaten, und unberühmt in dem Winkel sasen. — Vortreflich, dachte Martin! Da will ich mein Glük machen. — Er spielte — und gewann. — Gewiß keine grösere Lokspeise, als das Spiel, es mag uns nun günstig oder ungünstig seyn! Desto gröser aber, wenn es uns günstig ist, wie hier dem Martin! — Er sezte diese Lebensart ungehindert fort, lag vom frühen Morgen bis in die tiefste Nacht auf dem Koffeehause, gab sich durch seinen brillanten Aufzug ein mächtiges Ansehen, und ieder bewunderte ihn, als den sinnreichsten Spieler. „Ja wol sinnreich, dachte Martin! Denn einen hinters Licht zu führen, dazu gehören auch Sinnen.“ — Aufrichtig zu reden — Martin betrog; und zwar darum betrog er, weil sich ihm das böse Glük einige Male ungünstig erzeigt hatte. Inzwischen wußte er seinen Betrug so künstlich zu machen, daß ihn kaum der Scharfsinnigste zu

entdeken vermochte; und weil er nun einmal diese Spielart für einträglicher, als die gewöhnliche, fand, so blieb er dabei, und gewann sich dadurch fast unzählbare Summen zusammen.

Je gröser seine Revenüen wurden, desto prächtiger wurde sein Aufwand, und in Kurzem ward von Niemand anders, als dem Herrn von Zimmer, gesprochen. Dies war ihm recht. Es zog ihm eine weitläufige Bekanntschaft mit den vornehmsten Kavallieren zu. Sie nannten sich seine Freunde, seine Bewunderer. Sie gaben sich hin und wieder die glänzendsten Bälle, die ansehnlichsten Feten, und nun denke man selbst, wie zufrieden Martin in diesem Meere von Wollüsten schwamm, wie er sich glüklich pries, wie er sich in seinem Leben keinen herrlichern Zustand wünschte! — Durch die anhaltenden Ausschweifungen mußte sein Körper nothwendig entkräftet werden. Er verfiel daher in eine sehr bedenkliche Krankheit, die aber durch die mediciniſche Kunst unvermerkt wieder vertrieben wurde. Die Trägheit seiner Glieder nöthigte ihn, nachdem er wirklich schon genesen war, noch einige Tage zu Hause zu bleiben. Er sas eines Abends gedankenvoll in seinem Lehnstule, als ihm der Johann ein unbekanntes vermummtes Frauenzimmer anmeldete. Laß sie herein kommen, sagte er! — Sie kam: und wer konnt' es wol anders seyn, als Blandine? — „Ach, meine liebste Blandine, rief er ihr freudig entgegen, und Sie kommen sogar, mich aufzusuchen? Gezen sich dem bittersten Verdruß, und allen Gefahren aus, um Ihren

Zimmer

Zimmer glüklich zu machen?“ — Blandine stürzte sich aus Freuden in seine Arme, und schwur ihm aufs Neue, daß sie ihn niemals verlassen würde.“ Viel, sagte sie, habe ich bisher um unsrer Liebe willen erlitten — sehr viel! Aber ich habs ertragen, standhaft ertragen, und nun habe ich auch wieder einen Weg ausfindig gemacht, wie ich Sie öfters werde besuchen können.“ — Sie erzehlte ihm hierauf, daß sie iederzeit des Abends eine Nähstunde habe. Ihre Lehrmeisterinn sei ein sehr willfähriges Weib, die sie schon mit Geld auf ihre Seite gebracht habe; und wenn also hundertmal zu ihr geschikt werden sollte, so würde sie niemals die Wahrheit gestehen, sondern immer auf der Behauptung bleiben, daß sie die Nähstunde richtig besucht hätte.“ — Wieder ein allerliebster Einfall, sagte Martin! Fast sollt' ich glauben, daß ich Ihrer so zärtlichen Sorgfalt nicht einmal werth sei? — Nicht werth? sagte sie. Lieben Sie mich, mein bester Zimmer; das ist Alles, was ich mir wünschen kann; und nun verlor sie sich in seinen Umarmungen. —

Martin mußte nun mit seiner bisherigen Lebensart wieder eine andere Einrichtung treffen. Den Morgen verschlief er. Nach Tische gieng er aufs Koffeehaus. Abends auf sein Zimmer zurük, um Blandinen zu empfangen. Nach dem Abendessen wieder zum Spieltische, und diesen verlies er gemeiniglich nicht eher, als bis es schon stark auf den Morgen zugieng. — Bei diesen Umständen waren nun schon seit seiner Ankunft in N. . mehr als

sechs Monate verstrichen, und er würde sich niemals vielleicht einen vergnügtern Aufenthalt gewünscht, oder nach einer angenehmern Stadt umgesehen haben, woferne es nicht sein trauriges Schikſal geheischt hätte. Er war mit Allem zufrieden. Die Stadt, sein Logis, die Aufwartung, sein Johann, Blandine, der Umgang, die Gegend — Alles gefiel ihm; und Alles — bis auf seinen getreuen Johann — sollte und mußte er nun mit einem Male im Stich lassen. — Warum, warum? — Geduld, meine Herren! — Sie haben bereits gehört, daß Martin ein Spieler war; daß er gern, und zwar mit Glük, spielte; daß er aber auch ein Betrüger war, und daß er seinen Betrug sehr künstlich zu verbergen gewußt habe. Wie nun aber bisweilen selbst die größten Meister in ihrer Kunst einen Fehltritt begehen, und sie nachlässig treiben — wie bisweilen — damit wir doch auch ein stattliches Gleichnis haben, — selbst die guten Homere schlummern, und — um unsern Gedanken vollends recht auszuschmüken — auch die scharfsinnigsten Taschenspieler nicht allezeit genug auf ihrer Hut sind, um verborgen zu bleiben; eben so und nicht anders gieng es auch bei unserm bedauernswürdigen Herrn von Zimmer. Er hatte durch seinen Betrug schon so manche Summen gewonnen, und auf einmal — schnaps, da war er verrathen. Du verdammter Leichtsinn, sagte er zu sich selbst! Nun bist du auf immer um deine Ehre gekommen.“ — Er wollte sich entschuldigen; aber vergebens. Zween Mitspieler hatten den Betrug zu deutlich gesehen; sie überzeugten ihn; er

konnts

konnts am Ende selbst nicht mehr leugnen; man schrie, man pfiff, er stand in der schrecklichsten Verlegenheit da — Was sollt' er thun? — Unmuthsvoll gieng er nach Hause, indem ihn von allen Seiten des Koffeehauses ein lautes Spottgelächter begleitete. —

Heisse Gewissensangst trieb ihn nun in seinem Zimmer herum. Er knirschte mit den Zähnen, strampfte mit den Füssen, fluchte seiner Dummheit, seiner Nachlässigkeit, wollte sich durchs Fenster stürzen — aber sein guter Genius hielt ihn zurük, und er begnügte sich, auf sein Schikfal zu zürnen. — Johann sah es seinem Herrn gar wol an, daß ihm was fehlen mußte; aber er unterstand sich nicht, nach der Ursache zu fragen. Inwischen legte sich dieser zu Bette, und verschnarchte seinen Unstern. — Mit anbrechendem Tage klopfte was an seiner Thüre. Er machte auf, und es war einer seiner Bekannten aus dem Stadtrathe. „Hören Sie, sagte dieser, Sie wissen, daß ich Sie lieb habe, und daß ich Ihr Freund bin. Erweisen Sie mir nun die Freundschaft, und machen Sie sich aus dem Staube! Man hat Sie als einen falschen Spieler angeklagt; es kann also über kurz oder lang kommen, daß man Sie in Arrest zieht; und alsdenn können Ihnen auch Ihre bewährtesten Freunde nicht einmal Hülfe leisten. Folgen Sie mir! Sie werden am besten wissen, was Sie zu thun haben!" — Martin hörte diese Erzehlung mit Erstaunen an. Er besann sich eine Weile, und wußte lange nicht, zu was er sich entschliesen sollte. Endlich — ja, mein Freund,

sagte

sagte er, ich will Ihnen folgen! Leben Sie wol! — Sie umarmten sich noch einmal, und Martin gieng, wie betäubt, in sein Zimmer zurük.

Nun hast du da die Folgen deiner unbesonnenen Aufführung, würde sein Vater Kolomann zu ihm gesagt haben; nun gehe hin, und laß dir die grose Gloke läuten!“ — Aber, so verwirrt auch Martin im Anfange über die Nachricht seines Freundes gewesen war, so geschwind erholte er sich doch wieder, wie es denn überhaupt einer seiner gewöhnlichen Fehler war, Alles auf die leichte Achsel zu nehmen. — Er fragte seinen Bedienten: ob er sich aufs Stillschweigen verstehe? — Ja wol, sagte dieser: stellen Sie nur einmal einen Versuch mit mir an! — Nun gut, sprach Martin, das wollen wir gleich erfahren! Er drükte ihm hierauf einige Geldstüke in die Hand, und befahl ihm nun, daß er unverweilt Alles einpaken und auf die Post geben sollte. — „Wie Sie befehlen, gnädiger Herr! Aber wohin denn?“ — „Die beeden Koffer werden nach Hamburg addressirt, und wir beede wollen heute Nacht nachreiten.“ — Auch gut, sagte der Bediente, und fieng nun mit der größten Behendigkeit an, seines Herrn Befehle zu befolgen. —

Es war schon Abend, da er mit dem Einpaken fertig ward. Die Post gieng ab, und die Koffer mit. Nun war für nichts weiter, als für die Pferde, zu sorgen. Er hatte sich seit einigen Wochen ein Paar Apfelschimmel gekauft; und auf diesen sollte die Reise geschehen. Er gieng deswegen selbst in den

den Stall, um ihnen das gehörige Futter zu reichen. Aber kaum war er von da wieder zurük gekommen, so erschien — Blandine. — „Um Alles in der Welt, dachte Martin! Eben iezt muß sie der Henker her führen!“ — Sie sezte sich nieder.“ Wie das, gnädiger Herr? Sie haben ia völlig ausgeräumt, wie ich sehe?“ — Nicht anders, meine liebe Blandine! Ich habe diesen Morgen einen kleinen Verdruß mit meinem Hauswirthe gehabt, uud dies bewog mich, eine Veränderung vorzunehmen. Meine ganze Equipage ist bereits nach meinem neuen Quartiere gebracht, und ich werde diesen Abend noch nachfolgen.“ — Was sollte Blandinen hindern, daß sie es nicht, geglaubt hätte? Er beschrieb ihr die Gasse, das Haus, Alles mit den haarkleinsten Umständen, und bat sie nun, daß sie auch dort ihre Besuche fleisig fortsezen möchte. Sie versprachs ihm — und damit Gott befohlen; denn sie trug Bedenken, ihm eben iezt, da er gar ausziehen wollte, beschwerlich zu seyn. — Gute Blandine, dachte er, da sie zum Hause hinaus war — wenn du wüßtest, daß wir uns iezt zum lezten Male gesehen hättten! Wenn dus wüßtest! — Es war nun Alles parat, und er würde klug gethan haben, wenn er gleich iezt die Reise angetreten hätte. Aber sein unaussprechlicher Hang zum Spiele bewog ihn, noch einmal aufs Koffeehaus zu gehen. —

Wie dumm, wie einfältig, werden unsre Leser sagen! An einen Ort zu gehen, den er erst am vorigen Abend so schimpflich verlassen mußte! An einen

Ort,

Ort, wo Alles wider ihn eingenommen, Alles wider ihn aufgebracht war! Da er sogar wußte, daß man damit umgehe, ihn in Verhaft zu nehmen! — Wir sagen selbst, daß es dumm und einfältig war; aber genug, er konnte sich nicht zurük halten. Sobald er zur Thüre hinein trat, sperrte schon Jedermann die Augen gegen ihn auf. Er machte sein Kompliment; man dankte ihm nicht einmal. Er sezte sich nieder; man lies ihn sizen. Er trank die Gesundheit; man dankte ihm wieder nicht. — Endlich, denkt er, Du mußt doch noch einmal dein Heil im Spiele versuchen; vielleicht, daß Du ein hübsches Reisegeld gewinnst?" — Er näherte sich dem Spieltische, und wollte mitspielen; aber die Gesellschaft verbat sichs. Warum, rief er erhizt aus?" — Weil Sie ein Betrüger sind, gab ihm einer zur Antwort. —„Ein Betrüger? wiederholte er trozig." Ja, versezte iener, und zwar ein gedoppelter: und wenn Sie nicht stille sind, so will ichs Ihnen ins Gesicht sagen. — „Das möcht' ich hören, sagte er!" — Gut! Weil Sies selbst zu hören verlangen, so will ichs Ihnen denn sagen, daß Sie nicht Herr von Zimmer, sondern Martin Flachs heissen; und indem er dies sagte, gab er ihm zugleich eine derbe Maulschelle. — Er wollte sich mit dem Degen zur Wehre sezen; aber die ganze Gesellschaft fiel einmüthig über ihn her, und warf ihn nicht allein die Treppen hinunter, sondern auch zum Hause hinaus. —

Zorn und Wuth trieben nun den geprügelten Martin durch alle Strassen herum. Er wollte sich gerächt wissen, und wußte doch nicht, wie ers anfangen sollte. Lange mußten die Steine die Gewalt seines Degens empfinden, bis er endlich wieder zum fatalen Koffeehause kam. Er beschlos, den ersten, der herauskommen würde, niederzustechen. Flugs kommt eben der, der ihm die Maulschelle gegeben hatte. Er erblikt ihn, läuft auf ihn zu, bohrt ihm den Degen durch den Leib, und läßt ihn liegen. — Seine Pferde waren schon längst gesattelt; er sezte sich also ungesäumt auf, und ritt in Begleitung seines Johanns sprengend zum Thore hinaus. —

Das Röcheln des Sterbenden hatte Zuschauer herbei gelokt. Der ganze Spieltisch erschien. Man bedauerte den Todten, und vermuthete gleich, daß Herr Martin der Thäter seyn würde. Man forschte nach; aber er war davon. — Gütiger Himmel, seufzte Blandine, da sie am andern Morgen diese schrekliche Nachricht erfuhr! Der Schmerz überwältigte sie; sie stürzte sich in den vorüber fließenden Fluß, und noch lange haben ihre Eltern den Namen Zimmer mit den größten Verwünschungen ausgesprochen.

Drittes Kapitel.

Und immer, immer, hop, hop, hop,
Giengs fort im sausenden Gallop.

Ehe noch die Sonne von den Bergen hervor kam, hatte Martin schon acht teutsche Meilen zurük gelegt. Die Angst beflügelte ihn. Er glaubte auf

iedem

iedem Schritt den Ermordeten vor sich zu sehen, wie er die Wunde hielt, wie er sich krümmte, wie er den Geist aufgab. — Heh, gnädiger Herr, rief der Bediente; wenns so fort geht, so bleiben uns bei meiner Sele die Pferde unterm Hintern liegen! — Laß sie zum Teufel gehen! gab er zur Antwort. Ich kann nicht helfen. Wenn ich nicht innerhalb fünf Tagen in Hamburg bin, so ist alles mein Glük zum Henker." — Der Bediente wußte nichts weniger, als daß sein Herr einen Mord begangen hatte. Er glaubte vielmehr, daß Frauenzimmeraffairen an seinem so schleunigen Aufbruch, und an seiner noch schleunigern Reise, Ursache hätten, und ergab sich also stillschweigend in die Befehle des Herrn von Zimmers.

Die Sonne schien heiß; die Pferde hatten nun seit zwölf Stunden kein Futter bekommen — was Wunder, daß sie mit ihren Reutern entkräftet zu Boden fielen? — Martin fluchte ein Paar Duzend Teufel über die Schindmähren weg, und lies sie vollends ins Dorf führen. Der Wirth hatte kein Futter. — „Schön, dacht' er! Der Mann geht damit um, sich berühmt zu machen. — Sie führten sie in ein anders Dorf. Da gabs endlich Fütterung, und die Pferde liesen sichs schmeken. Aber, kaum, daß sie gefüttert waren, so sezten sie ihre Reise in eben dem rasenden Gallop wieder fort, in dem sie sie angefangen hatten; und es dauerte keine drei Stunden, so fielen schon die geliebten Apfelschimmel zum zweiten Male zu Boden. — Fluchen und

Schreien,

Schreien, und Rütteln und Stosen — Alles war leere Mühe. Die Pferde krepirten. — Das fehlte noch, sagte Johann! Nun sei uns der Himmel gnädig, wo wir wieder andere bekommen! — Nothgedrungen sezten sie iezt ihre Reise zu Fuse fort, liesen die Pferde auf eben dem Fleke liegen, wo sie gefallen waren, und sahen sich in der benachbarten Stadt nach der Post um. Extrapost, Extrapost, schrie Martin! — Er erhielt sie; und nun fuhren sie mit nichts, als Extrapost, bis nach Hamburg, wo sie auch am fünften Tage glüklich eintrafen. — Die ausserordentliche Strapaze, welche der Herr mit dem Bedienten in so grosem Grade empfunden hatte, verursachte, daß sie drei Tage lang, ohne sich zu besinnen, im Bett lagen. Am vierten fühlte er sich wieder. Er lies seine Koffer von der Post holen. Sein gewöhnlicher Leichtsinn machte ihn die schrekliche That mit einem Male wieder vergessen, und er vermuthete nichts weniger, als daß man ihn hier in Hamburg ausspähen könnte.

Dem ungeachtet hielt ers für zuträglich, sich nicht mehr von Zimmer, sondern von Stann zu nennen, und gab deswegen seinem Bedienten die nöthigen Verhaltungsbefehle. Johann machte bei dieser Gelegenheit einen sehr tiefen Bükling, und versicherte, seiner Anweisung getreulich nachzukommen; aber die Sache schien ihm doch verdächtig zu seyn. Er nahm nun alle die Umstände zusammen, und vermuthete, daß sein gnädiger Herr ein Schelm sei. Inzwischen, was

kanns dir schaden, dacht' er; du hast ia keinen Antheil daran; und wenn er dir nur ferner deine Dienste belohnt, was willst du weiter?"—

Gegen Abend entschlos sich Martin, die Stadt zu besehen. Er war schon verschiedene Strassen passirt, als es ihm einfiel, sich in ein Weinhaus zu sezen. Er gieng hinein, fand aber keinen Wirth, sondern nur eine Wirthinn, und um sie herum eine Versammlung von vier artigen Mädchen. — Das ist wol gar ein Bourdell, dachte er, und fieng nun an, jede der Mädchen genauer zu betrachten. — Himmel! wie erschrak er, da er an die dritte kam! Es war Friederike, die Schneiders Tochter aus N. wobei er sich so vieler angenehmen Stunden, aber auch zugleich der Prügel, und des lieben Wechsels, erinnerte. Er konnte sein Erstaunen unmöglich zurük halten; das Mädchen auch nicht. Sie lief mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, und verwunderte sich über seine Gegenwart. Die übrigen Mädchen suchten sich gleichfalls durch Schmeicheleien hervor zu thun, aber er beschäftigte sich ganz alleine mit Friederiken. Du liebes Pürschchen, sagte sie, wer hätte das geglaubt, daß wir uns hier wieder finden würden? — Bei ihren anhaltenden Gefälligkeiten hatte er die ehemaligen Mishandlungen ihres Herrn Vaters geschwind wieder vergessen, und schlos sie nun feurig in seine Arme.

Sie erzehlte ihm, daß ihr Vater wegen eines Bankerots flüchtig geworden sei; daß sie nicht gewußt habe, wo sie sich hinwenden sollte; daß sie endlich abgereißt sei, um in Hamburg eine alte Tante

auf-

aufzusuchen; daß sie sie aber nicht gefunden habe, und daß sie nun unvermuthet in diese Wirthschaft gerathen sei. — Er schien sich dies Leztere gar nicht zu Gemüthe zu ziehen, weil er sie schon seit der fatalen Wechselaffaire für eine Hure gehalten hatte. Er stellte sich vielmehr immer vergnügter über die unvermuthete Zusammenkunft, und versprach ihr, daß er sich den ganzen künftigen Winter ihretwegen in Hamburg verweilen würde. — Die Wirthinn lies sichs ausserordentlich angelegen seyn, dem lieben angenehmen Gast die Zeit zu vertreiben. Sie spielte auf der Harfe, und nicht auf der Harpfe, wie man bisweilen im lieben Frankenlande zu reden, und auch zu schreiben pflegt, und die übrigen Mädchen akkompagnirten mit ihrer Stimme. An Wein fehlte es auch nicht, und also kann man sich leicht vorstellen, daß dem Herrn Martin dieser Aufenthalt vortreflich behagt habe. — Nach Verlauf einiger Stunden fühlte er sich betrunken, und wollte nach Hause gehen. Aber die Mädchen sezten noch weiter in ihn, und er mußte vollends seine Sinne verlieren. —

In diesem Zustande verlies er das vermeintliche Weinhaus, da es schon gegen elf Uhr gieng. Er taumelte lange von einer Seite zur andern herum, bis er zulezt tief in den Koth fiel. Ein Vorübergehender half ihm aus Mitleiden wieder auf die Beine. Dies wußte er nicht; aber dies wußte er wol, daß es ihn wieder zu dürsten begann. Ins Weinhaus also! — Er hatte zwar wieder ein Weinhaus gefunden, aber es war lange nicht von der zweideutigen

Beschaffenheit, wie das vorige. Es war eine Wirthinn, und auch ein Wirth da. In der Besoffenheit glaubte er, daß dies das vorige Weinhaus wieder sei, und machte sich also mit der größten Zudringlichkeit auf die schöne Wirthinn zu, die er für Friederiken hielt. — Sie wunderte sich über seine Aufführung, und gieng auf die Seite. Das darfst du nicht thun, sagte er; denn dafür zahl' ich dir ia mein Geld?" — Nun sperrte sie vollends das Maul auf, da sie sich duzen hörte, und bat ihn, daß er sich wieder davon machen möchte. Aber er blieb dabei, daß sie eine Hure sei, und machte endlich des groben und unanständigen Wesens so viel, daß ihn der Wirth beim Arme ergrif, und unsanft auf die Gasse begleitete. — In dieser Verfassung kroch er nun noch einige Stunden auf der Erde herum. Johann war über sein langes Aussenbleiben betreten. Er gieng also, ihn aufzusuchen, und da fand er ihn denn im Kothe, und führte ihn gar nach Hause. —

Am dritten Tage darauf waren die Begegnisse des ersten schon wieder vergessen. Er fühlte sich eben so gesund, als iemals, und gieng abermals aus, um die Stadt zu besehen. Je länger er sich umsah, desto mehr gefiel sie ihm. Er blieb hier und da voll Bewunderung stehen, und begafte die Häuser vom untersten Stoke bis zum Giebel. „Kommen Sie, kommen Sie, rief ihm auf einmal ein Unbekannter in die Ohren, und faßte ihn beim Arm an! Sie sehen sich vermuthlich nach der Katharinen-Kirche um? Ich gehe eben hin, um eine Predigt zu hören." —

Martin

Martin sah ihm betreten unter die Augen, und wunderte sich über seine Zumuthung. „Nun, so kommen Sie nur, fieng der Unbekannte wieder an, sonst versäumen wir die Musik!“ — Martin wußte nicht, wie er das Ding aufnehmen sollte; um aber doch den Kerl vom Halse zu bringen, so gieng er mit — Er sah sich sechsmal in der Kirche um, und wartete immer auf den Prediger. Man hörte keine Musik, keinen Gesang; Alles war stille, bis auf das Gesumme des eindringenden Pöbels. Nachdem er nun schon lange gewartet hatte, so erschien endlich der Priester, und taufte einen Juden. — Das war Alles, dachte er! — Sobald die Ceremonie zu Ende war, lief auch wieder das Volk auseinander, und nun merkte er erst, daß er an einen Narren gerathen war, der ihm die Judentaufe für eine Predigt anpreisen wollte. —

Nach Tische wurd' ihm die Zeit lang. Er gieng also aufs Koffeehaus, und las die Zeitungen. — Nachdeme ein gewisser Herr von Zimmer — Was den Teufel, dachte er? Mein Name? — der sich verschiedene Monate hindurch hier aufgehalten, wegen eines begangenen Mords flüchtig geworden, — Er erstaunte; und doch hatte er noch Muth genug, weiter zu lesen, und ie weiter er las, desto deutlicher fand er sich, und seine Kleidung, und seinen Bedienten, beschrieben. „Hier ists nicht gut seyn, dachte er; will mir auch kein Hüttlein bauen!“ — Er schiffte sich ein, und fuhr nach Koppenhagen. — Hier hat einmal meine Grosmutter selig das Bein gebrochen, sagte Johann. —

Das bedaur' ich, versezte Martin! Wir wollen sehen, daß nur wir sie nicht brechen.

So sicher er hier vor fernern Nachstellungen' und den verwünschten Intelligenzblättern war, und so seh'rs ihm auch hier gefiel, so kurz wurde sein Aufenthalt. Raison? — Nach der ihm angebornen Erbsünde konnte ers nicht übers Herz bringen, eine junge Bürgerswittwe vergebens nach ihm schmachten zu lassen; und weil er denn diesen verbotnen Umgang gar zu öffentlich trieb, so legten sich endlich ihre Freunde ins Spiel, und liesen ihm durch den dritten Mann unvermerkt beibringen, daß, wenn er sich nicht schleunigst entfernen würde, so wollte man ihm ganz zierlich den Weg weisen. „Ja, Gott straf' mich, sagte der eine ihrer Anverwandten, der selbst Lust hatte, sie zur Ehe zu nehmen — läßt er mir nicht nach, und geht er nicht binnen vier und zwanzig Stunden aus Koppenhagen, so schies ich ihm bei meiner Sele eine Kugel vor den Kopf, und da mag er hernach sehen, wers ihm wieder kuriren wird!" — Abermals gefehlt, Herr Martin! — Bei so bedenklichen Versicherungen schien ihm ein längerer Aufenthalt gefährlich zu seyn. Er brach daher bei sinkender Nacht auf, und reißte nach H. —

Sonnenparasol, Regenparasol! — Scharmant, scharmant! Wo steht das? — Im Nürnberger Intelligenzblättchen haben es eben unsre Liebden gelesen, und weil uns denn das Ding eben so in die Queere kam, da wir Herrn Martin auf seiner Reise nach H. . begleiten wollten, so konnten wir nicht umhin, der gelehrten und theilnehmenden Welt von

dieser

dieser allerliebsten Entdekung Nachricht zu geben — Also nach H. . reißte Herr Martin; und was er da machen wollte? — Dies wußte er selbst nicht.

Es war zu Michaelis 1729. als er bei Nacht und Nebel das liebe Koppenhagen verlies. Sein Bedienter konnte nicht einsehen, was zulezt aus diesem beständigen Hin-und Herreisen herauskommen würde; er nahm sich also die Freiheit, zu fragen: wo es nun wieder zu gienge? — Nach H. . war die Antwort! — „Zu was denn das ewige Wiederholen? Wir wußtens ia schon, daß es auf H. . zugieng.“ — Gut! Aber Johann wußt' es noch nicht, und der wollte es doch auch wissen. — Sie hatten schon zwoo Tagreisen zurükgelegt, als sie des Mittags in ein Städtchen geriethen, das wegen seiner Sonderheiten in der teutschen Geschichte einen vorzüglichen Plaz hat. Der Hunger zwang sie, stille zu halten, und sie begaben sich in den berühmtesten Gasthof. Eine grose Gesellschaft hatte die Tische besezt, und Martin fand kaum so viel Raum übrig, daß er sich zwischen einem Kandidaten und einem abgesezten Burgermeister hinein drängen konnte. — Man as, und lies sichs schmeken, und keiner hatte sich noch mit dem andern in ein Gespräch eingelassen, bis auf einmal ein entsezliches Geläute entstand, und der sämmtliche Pöbel haufenweis durch die Strassen rannte. —

„Was hat der Lerm und dies starke Geläute zu bedeuten, fragte Martin den Kandidaten?“ — Man wird eben eine Burgermeisters Wahl vornehmen,

antwortete dieser, und da ists immer so gewöhnlich, daß man viel Aufsehens macht. — „Aber zu was das Läuten? — Das geschieht wegen der Betstunde? — Und zu was die Betstunde? — Da bittet man Gott, fiel der launichte Wirth drein, um seinen gnädigen Beistand. — Das ist schön, sagte ein Pietist, der seitwärts in der Eke sas; denn ohne Gott können wir nichts thun. — Ja wol, mein Herr, versezte der Wirth, können wir nichts ohne Gott thun. Aber bei uns ist der Fehler nur dieser, daß der neue Burgermeister allemal schon gewählt ist, ehe man noch zur Kirche geht. — „Das gefällt mir, sagte Martin.“ — Und doch, fuhr der Wirth fort, wollen sie erst vom Himmel die Eingebung haben, wen sie erwählen sollen. — „Da bekommt also Gott ein bloses Kompliment, damit er vielleicht über den neuen Burgermeister nicht böse werden soll?“ — Das ist sündlich, das ist abscheulich, rief der Pietist aus — dem Unfuge sollte man steuern! — Ja, steuern, sagte der abgesezte Burgermeister! Da gehe man nur hin, und steure! — Und wem werden denn Sie heute ihr Votum geben, Herr Burgermeister, sagte der Kandidat? — Dem Burgermeister stiegen bei diesem übel angebrachten Scherz die Thränen in die Augen. Verzeihs Ihnen Gott, sagte er, daß Sie mich kränken wollen! — Der Kandidat bat um Vergebung, und versicherte, daß ers nicht so übel gemeint hätte. Hier, sagte er zum Martin, das ist der Burgermeister, den man unschuldiger Weise abgesezt hat, und an dessen Stelle heute der neue gewählt wird. — „Unschuldiger Weise, fragte Martin?“

Martin?“ — Nicht anders, versezte der Burgermeister! Weil ich so gar lange nicht sterben, und Plaz machen wollte; so hat man mich lieber abgesezt. Gott verzeihs der Gerechtigkeit! — Inzwischen kam das Gerüchte, daß man einen Schneidergesellen gewählt habe, und Jedermann bewunderte die ausserordentlichen Wirkungen der Betstunde. Das hab' ich schon lange zuvor gewußt, sagte der Wirth; denn der Schneidergeselle hat sich zu Protokoll engagirt, daß er dem ganzen Rathe neue Schlafröke und neue Beinkleider verfertigen wolle. — Der Pietist hob seine Augen gen Himmel, zahlte zween Groschen für drei Bratwürste, und gieng davon. Und Martin hielt es gleichfalls für rathsam, sich weiter zu schieben, und miethete sich zu dem Ende ein eigenes Fuhrwerk. —

„Heh, Schwager, laß einmal hören, wie du blasen kannst, sagte er zu seinem Fuhrmann!“ — Der Fuhrmann thats, und ward schwarz und blau über dem Blasen. — Wenn wir ins Quartier kommen, sagte er ferner, so sollst du ein raisonables Trankgeld erhalten; dein Blasen gefällt mir. — Indessen kam ein anderer Fuhrmann aus derjenigen Stadt her gefahren, auf die sie erst zu wollten. „Wie stehts bei euch? rief Martins Fuhrmann seinem Kameraden zu?“ — Schlecht, sagte dieser! Eben, wie ich' raus fuhr, hat man das Löwenwirths Sußchen zum Stadtvogte geführt, weil sie schwanger seyn soll.“ — Martins Fuhrmann sagte kein Wort dazu; aber in seinem Herzen entstand ein desto gröserer Aufruhr, weil er überzeugt war, daß

er das arme Sußchen unglüklich gemacht habe, und weil sies ihm selbst erst vor wenigen Wochen ins Ohr gesagt hatte. Er fuhr daher lange Zeit in tiefen Gedanken hin, bis er endlich in einen Wald kam. „Du darfst meiner Sele nicht weiter fahren, sagte er zu sich selbst, sie dürften dich sonst beim Ohre kriegen.“ Er stieg also ab, wendete sich hinter die Kutsche, und lief davon. — „Nun, der schlägt sein Wasser lang ab, fieng endlich Martin zu seinem Bedienten an! Sieh dich doch einmal um, wo er ist!“ — Johann sah sich um, und sah sich wieder um; aber den Fuhrmann konnte er nicht sehen. — „Wo Teufel soll er denn hingekommen seyn?“ — Ja, das weiß ich nicht, gnädiger Herr! —

Nachdem sie sich lange berathschlagt hatten, wo wol der Fuhrmann hingerathen seyn möchte, so verlangte endlich Herr Martin, daß Johann Kutschers Stelle vertreten, und ihn fort fahren sollte. Aber der gute Johann hatte in seinem Leben nicht Kutschen gefahren, und gestand also seine Unvermögenheit aufrichtig. — So müssen wir eben zu Fuse gehen, sagte Martin, und indem ers gesagt hatte, stieg er auch aus, band die Pferde an einen Baum, und gieng weiter. — Es war schon Abend, da sie die Herberge erreichten. Sie mietheten sich am künftigen Tage wieder ein anderes Fuhrwerk, und mit diesem kamen sie glüklich und wohlbehalten in H. . an. —

H. . ist bekanntlich ein hübscher, stattlicher Ort, an dem sichs mit einem Beutel voll Gelde vortreflich leben läßt. Da nun Herr Martin diesen bei sich hatte,

hatte, so können wir leicht voraus sehen, daß es ihm da werde gefallen haben. Und in der That hatte es ihm noch nirgends so wol gefallen. Er war kaum drei Tage hier, als ihm schon ein besonderes Abentheuer begegnete, das er lange Zeit unter die glüklichen zehlte. Er gieng unbekümmert des Morgens durch eine lange Strasse spazieren, und dachte weiter an nichts, als an den lieblichen Herbsttag. Auf einmal blikt er an ein Fenster hinauf, und sieht — eine junge Dame. Ein vortrefliches Gesicht, dachte er, und blieb einige Augenblike stille stehen. — Die Dame sah ihn mit unbeweglichen Augen an, und ihre Blike durchdrangen ihn so heftig, daß er eine Herzensangst fühlte, schüchtern ward, und davon gieng. — „Ist wol gar was aus der Noblesse gewesen, sagte er zu sich selbst, da er nach Hause kam. Darüber will ich mir nun weiter den Kopf nicht zerbrechen.“ — Er geht zu Tische, und kommt wieder nach Hause, und hatte die Dame wirklich schon wieder vergessen, als ihm ein unbekannter Bedienter ein unbekanntes Billet von einer unbekannten Hand brachte. — Vortreflich, vortreflich! Nicht wahr, Herr Pedant, das haben wir schön gegeben? Morgen sagen Sie doch Ihren Schokaren, was ein gelehrtes wiziges Spiel ist! — Und Herr Martin erbrach das Billet, und las folgender Massen:

Mein Herr!

Ich habe Sie heute zum ersten Male in meinem Leben gesehen, und indem ich sie sah, so entwischte mir auch schon der Wunsch, Sie näher zu kennen.

Wollen

Wollen Sie die Mühe über sich nehmen, diesen unschuldigen Wunsch in Erfüllung zu bringen, so begeben Sie sich nur gegen sechs Uhr des Abends in eben die lange Strasse, durch die ich Sie heute Morgens um 9 Uhr vorbei gehen sah! Der Ueberbringer dieses wird Sie alsdenn schon auffinden, und Ihnen den Weg zeigen. Sophia. —

Den Weg zeigen, dachte er — das ist sehr zweideutig. Er las es dreimal durch, sah den Bedienten an, und fragte ihn, wer ihn geschikt habe. — „Meine Frau, gnädiger Herr!“ — Und wie heißt sie? — „Das darf ich zur Zeit noch nicht sagen. Sie lassen sich nur einige Zeilen Antwort ausbitten.“-- Was sollte ihn hindern, nicht zu antworten?“-- Ungeachtet ich die Ehre noch nicht habe, mit Ihnen bekannt zu seyn, schrieb er unter eben das Billet, so werde ich doch zur bestimmten Zeit unterthänig aufwarten.“—

Närrisch — bei meiner Sele närrisch, dacht' er, da der Bediente zum Hause hinaus war! Sollte das unbekannte Frauenzimmer in der That in mich verliebt seyn? — Er trat vor den Spiegel, und zweifelte an der Möglichkeit keinen Augenblik mehr. — Aber, ob sie nicht vielleicht eine Hure ist, dachte er? — Dies war nun freilich noch nicht ausgemacht, und mußte erst durch die Erfahrung entschieden werden. Inzwischen stellte er sich Alles auf der besten Seite vor, und war frölich. — Der Abend erschien, und es schlug sechse. Allons, Monsieur! Nur die lange Strasse nicht verfehlt! — Er fand sie, und ehe er noch zehn Schritte gegangen war, kam ihm auch schon der Bediente entgegen, der ihm nach Ti-

sche

sche das Billet gebracht hatte. „Hier bin ich, mein Freund, sagte Martin zu ihm! Wo wird er mich nun hinführen?“ — Folgen Sie mir nur! Sie werden mirs Dank wissen. Und kaum, daß ers gesagt hatte, so begleitete er ihn schon durch einen dunkeln Eingang einige Treppen hinauf, und zeigte ihm eine gewisse Thüre. — Martin klopfte an. Die Thüre eröfnete sich, und eben die junge Dame, die er am Morgen gesehen hatte, empfieng ihn izt in dem nachlässigsten Anzuge. — Ehe er noch sein verbindliches Kompliment ausstottern konnte, dankte sie ihm schon für das gütige Zutrauen, das er in ihre Einladung gesezt habe, und hies ihn niedersizen. „Fürwahr, mein Herr, sagte sie, wenn Sie mich nach der Art dieser Einladung, und überhaupt nach der seltsamen Freiheit, die bei dieser Einladung zum Grunde liegt, beurtheilen wollten, so müßten Sie sich nothwendig die wunderlichsten Begriffe von mir machen. Wenn ich Ihnen aber sage, daß Sie die möglichste Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Bruder besizen, daß ich Sie deswegen heute Morgens so genau betrachtet, und zu kennen gewünscht habe, so werden Sie in meinem Betragen bei Weitem nicht mehr das Unanständige finden, das Sie ohne diese Erklärung gefunden haben würden; und ich schmeichle mir also mit Recht, Sie nicht beleidigt zu haben.“ —

„Beleidigt, sagte Martin! So sehr ich mirs zum Glük schäze, Ihrem verstorbenen Herrn Bruder ähnlich zu sehen, eben so sehr wünsche ich mir auch Glük dazu, daß mir dieser unvermuthete Zufall die

vor-

vortrefliche Gelegenheit eröfnet hat, mit einer so vorzüglichen Dame bekannt zu werden.“ — Sie machten sich hierauf einige Duzend unbedeutender Komplimente, und geriethen alsdenn auf desto bedeutendere Unterhaltungen. Martin merkte nun bald, wes Geistes Kind sie sei. Eine wollüstige junge Dame, dacht' er, die an ihrem Ehemann zu wenig hat. Und glüklich errathen! Sie waren noch keine Stunde beisammen, als er schon von seiner Bemerkung hinlänglich überzeugt ward. Sie sezte ihm verschiedene Konfituren und den herrlichsten Wein vor, und beklagte es unaufhörlich, daß sie fast niemals etwas Wein trinken dürfte, weil sie gleich auf der Stelle die heftigste Hize empfände, und nur selten ruhig darauf schlafen könnte. „Sehen Sie nur, sagte sie, wie ich schon wieder zu glühen anfange! Und ich habe nichts, als dies einzige Gläschen getrunken.“ — Ja, glühen, dachte Martin! Ich weiß wol besser, warum du glühst; und damit er sich nun davon noch vollständiger überzeugen möchte, so fieng er gleich mit diesem Gedanken seine verliebte Belagerung an, und fand nicht den mindesten Widerstand.

Ihr bezauberndes Wesen gefiel ihm; am meisten aber ihre grose schwarzen Augen. „Sie haben mich zu Ihrem Sklaven gemacht, sagte er, und ich werde es ewig bleiben.“ Eine herrliche Zusage! Dies war Alles, was sie gewünscht hatte. Sie erzehlte ihm nun erst, daß ihr Ehemann ein Kaufmann sei, den sie zwar leiden könnte, der aber für sie zu wenig Feuer hätte, und auch zu wenig zu Hause sei. Alle Abende,

sagte

sagte sie, liegt er auf dem Koffeehause; und wenn er um fünf Uhr fort geht, so bekomme ich ihn niemals ehender, als nach acht Uhr, wieder zu sehen. — Es schlug eben acht Uhr, da sie das sagte. Nun wird er kommen, dachte Martin, und empfahl sich. Die Dame bat ihn auf das verbindlichste, daß er ja seine Besuche fleisig fortsezen möchte; und er versprachs. Nur die Stunde müssen Sie wol in Acht nehmen, rief sie ihm nach: von fünf bis acht Uhr!

Armer Martin, sagte sein Genius zu ihm, da er nach Hause kam — du wirst dir wieder eine schöne Falle bereiten! — Aber Martin hatte es schon fest bei sich ausgemacht, seinem Genius eben so wenig, als dem Apostel, Paulus, zu folgen; und blieb ruhig. Er besuchte nun die Dame quaestionis ieden Abend zur abgeredeten Stunde, und befand sich ausserordentlich wohl dabei. Nicht zu gedenken, daß sie das liebenswürdigste Geschöpf war, und ihn jederzeit mit Wein, Schokelade, und dergleichen zu Leibe gehenden Dingen stattlich bewirthete, so warf sie ihm auch hier und da manche einträgliche Rente zu; und solche Engagements auszuschlagen — tretet einmal her, ihr vollen Jünglinge von zwanzig Jahren an und drüber, und sagt, ob ihr sie ausschlagen würdet! — Bei dieser angenehmen Beschäftigung waren schon mehr, als drei Wochen, ins Land gekommen, ehe er sichs nur beifallen lies, an einen abwechselnden Zeitvertreib zu gedenken. Gleichwie aber der Löwe ein grimmiges Thier ist, und die Kaze das Naschen nicht lassen kann, also disponirte sich auch unser Herr Martin endlich einmal wieder so weit, daß er das Koffeehaus besuchte.

suchte, um seine Neigung zum Spiele zu befriedigen. Ob er glüklich oder unglüklich gespielt habe, das geht uns iezt nichts an, und wird sich schon aus der Erfahrung zeigen. Wir bemerken also nur so viel, daß er von diesem Augenblike an seine Zeit wieder eben so, wie ehemals in N.. eingetheilt habe. —

Er war schon verschiedene Male auf dem Koffeehause gewesen, als er eines Abends mit einem gewissen Manne bekannt ward, der, ausser der Munterkeit bei seinen Gesprächen, auch die Gabe besas, Jedermanns Freund zu seyn, und durch seine eigne unverstellte Offenherzigkeit Aller Zutrauen erwarb, Aller Geheimnisse erfuhr, und bei Allen beliebt war. Ein schnakischer Zufall hatte ihm ehedem den Namen Pontius Pilatus zuwege gebracht; und weil ihm diese Kleinigkeit eine sehr verzeihliche Sache schien, so gab er endlich seine stillschweigende Einwilligung dazu, diesen adoptirten Namen fort zu behalten: und Martin wußte denn auch nicht anders, als daß dieser offenherzige und vertrauliche Mann Pontius Pilatus heisse. Vielleicht, daß die Seltenheit dieses Namens schon allein hinreichend war, unsern Helden gegen ihn aufmerksam zu machen. Er ergrif daher iede Gelegenheit, da entweder nicht gespielt wurde, oder er vom Spiele ausruhen wollte, sich zu dem Pontius Pilatus in die Eke zu sezen. —

Nun, wie gefällts Ihnen hier, sagte dieser zum Martin, da er eben erst wenige Tage mit ihm bekannt worden war? Finden Sie Lust, sich hier aufhalten? —

Mar-

Martin. Warum das nicht, mein lieber Herr Pontius Pilatus? Ich habe nun fast die halbe Welt durchgereißt, und viele Städte und viele Menschen gesehen; aber ich gestehe Ihnen auf meine Kavalierparole, (denn er gab sich auch hier für einen Herrn von Stann aus,) daß es mir noch nirgends so wohl gefallen hat, als hier in H.. Die Leute sind so artig, so gutthätig, so gefällig, so herablassend — es freut einem das Herz im Leibe, wenn man unter so vertraulichen Leuten leben kann, und nicht besorgen darf, daß man verrathen, oder verkauft ist.

Pontius Pilatus. Ja, ia, da haben Sie Recht, mein Herr! Unsre Stadt hat von ieher das Lob gehabt, das Sie ihr beylegen. Der Himmel gebe nur, daß wirs noch ferner behalten! —

Martin. Ohne Zweifel! So lange es noch solche Männer, wie Sie, geben wird —

Um Vergebung, um Vergebung, sagte Pontius Pilatus, und scharrete mit dem Fus aus. — Gewiß, mein Herr, fuhr Martin fort, ich habe Italien, Engelland, Frankreich, Ungern, Siebenbürgen, die Wallachey, Holland, und Deutschland gesehen; aber so eine Stadt, wie H.. — mein Vater soll der infamste Hundsfott seyn, wo ich eine schönere Stadt gesehen habe! —

Pontius Pilatus freute sich herzlich, daß der Herr von Stann seinem Geburtsorte so viele Lo-

beserhebungen machte, und fragte nun auch: wie ihm das hiesige Frauenzimmer gefiele? —

Martin. Das hiesige Frauenzimmer? — Es ist hübsch und brav, und ich glaube, es hat nur einen einzigen Fehler — den, daß es zu gut und zu willfährig ist.

Pontius Pilatus. Da haben Sie wieder Recht, mein Herr! In der That ist es zu gut, und schon manches Mädchen ist darüber zur Hure geworden, daß sie zu gut war. Selbst mit den Weibern muß man sich in Acht nehmen.

Martin. Ja, ia, das glaub' ich. Ich habe selbst schon die Probe erlebt.

Pontius Pilatus. Selbst schon die Probe? Das dächte ich kaum, weil sie doch noch nicht lange hier sind.

Martin. Nicht anders, mein Herr! Wenn Sie verschwiegen seyn wollen, so will ich Ihnen die ganze Geschichte erzehlen.

Pontius Pilatus. Ach, das thun Sie; das thun Sie ja! Was die Verschwiegenheit anbelangt, so bin ich, wie ein versiegeltes Testament, das man nicht eher, als nach dem Tode, eröfnen darf. — Martin erzehlte ihm hierauf die ganze Geschichte, wie sie uns schon bekannt ist, und setzte hinzu, daß die liebe Dame ein vortrefliches Weib, und daß es der Mühe werth sei, sich mit ihr einzulassen.

zulassen. — Das laß' ich mir gefallen, sagte Pontius Pilatus, und ich verdenk' es Ihnen auch nicht, daß Sie sich mit ihr abgeben. Wenn mir ein zärtliches Frauenzimmer Boten schickt, warum sollt' ich ihrs abschlagen? — Seyn Sie versichert, solche Avanturen hab' ich immer geliebt, und ich bin noch diese Stunde dabei, wenn ich verlangt werde.„ — Martin war mit dergleichen Aeusserungen vollkommen zufrieden. Er sagte ihm nun auch, daß er seine verliebten Besuche ungehindert fortsetze, und daß ihn die Dame ie länger, ie mehr zu verehren scheine. — Desto besser, rief Pontius Pilatus! Aber ihr Mann muß doch bey meiner Ehre ein rechter Narr seyn, daß er Ihre Besuche nicht auskundschaftet.

Martin. Das mag wol seyn. Aber so viel ich weiß, liegt er fast den ganzen Tag auf dem Koffeehause; und wie kann er nun wissen, wer unterdessen zu Hause bey seinem Weibe ist? Die Domestiken sind gleichfalls schon längst auf unsre Seite gebracht, und also — kann er dem ungeachtet ein kluger wakerer Mann seyn, wenn er gleich nicht weiß, daß sein Weib ein ausschweifendes Ding ist.„ — Pontius Pilatus dachte nun hin und her, wer wol die angebetete Dame seyn müßte, und verwieß sichs selbst, daß er sie in so vielen Jahren noch nicht ausgespäht habe. Inzwischen machte man sich wieder zum Spieltische, und der Diskours ward vergessen. —

Die darauf folgende Nacht konnte Pontius Pilatus wenig schlafen. Er hatte selbst ein sehr schönes und artiges Weib. Wie wärs, dachte er, wenn dein eignes Weibchen dergleichen Ausschweifungen begienge — wenn der Herr von Stann dein Rival wäre?„ — Er beschloß daher, gleich den folgenden Abend hinter die Wahrheit zu kommen. Wider seine Gewohnheit schlich er sich schon um sechs Uhr vom Koffeehause weg, und glaubte nichts gewisser, als daß er sie in den Umarmungen des Herrn von Stann antreffen würde. Aber gefehlt! Die Frau sas ganz gelassen an ihrem Nähpulte, und empfieng ihn mit ehelichem Anstande. — „Nicht so mißtrauisch, sagte er zu sich selbst! Du hast ein ehrliches Weib; und gieng eine Stunde darauf wieder aufs Koffeehaus. Herr von Stann fand sich ebenfalls ein. „Nun, kommen Sie wieder von Ihrer Visite zurük, rief ihm Pontius Pilatus entgegen? Viel Glük, viel Glük!„ — Das hat der Henker gemacht, sagte Martin! Diesmal wäre ich bei einem Haare geprellt worden.

Pontius Pilatus. Und wie? Wodurch?

Martin. Wie wir in der größten Vertraulichkeit beisammen sasen, führt das Ungemach den Herrn Ehegemahl nach Hause, und ich hatte kaum noch so viel Zeit übrig, daß man mich in einen Wäschkorb werbarg, und meinen Rüken mit Wäsche bedekte.

Pontius Pilatus. Ha, ha, ha! Das ist komisch. Bei meiner Sele, das ist komisch! Aber der Mann hat Sie doch nicht gefunden?

Martin. Behüte der Himmel! Aber im Korbe mußt' ich bleiben. Der Kerl hielt sich eine geraume Zeit in der Gaststube auf, und ich blieb eben so lange in meinem Korbe steken, bis er wieder fort gieng.

Pontius Pilatus. Nun, das freut mich! In der That, das freut mich! Es wäre auch Jammerschade, wenn sie sich antreffen liesen. — Pontius Pilatus fragte nun ieden Abend, wie Martins Visite abgelaufen sey, und dieser erzehlte sie ihm gemeiniglich mit den haarkleinsten Umständen. Nach einiger Zeit fiels ihm vom Neuen ein, auf sein Weib mißtrauisch zu werden. Er kam also nach Hause, da sies am wenigsten vermuthete: aber er fand sie abermals an ihrem Nähpulte beschäftigt, und schämte sich auch von Neuem, daß er wieder mistrauisch gewesen war.

Diesen Abend kam Martin nicht aufs Koffeehaus; aber den nächsten. Pontius Pilatus fragte ihn gleich wieder, wie es mit seinen Visiten stände? — Schlecht, sagte dieser! Wenns mir noch öfters so geht, wie es mir gestern gegangen ist, so werde ich sie quittiren. — „Quittiren, Herr von Stann? Warum quittiren?„ — Man ist ja keinen Augenblik vor dem Ehemanne sicher. Einmal erwischt mich der Kerl, und schlägt mir Arm'

und Bein' entzwei; hernach kann ichs haben. — Ach, so hizig wirds doch nicht gehen. Sie müssen sich eben in die Zeit schiken.„ — Das versäum' ich ohnehin nicht. Aber was will man machen, wenn man überrascht wird? Gestern konnte ich mit genauer Noth noch unters Bett kriechen; und wäre der Ruprecht nicht gewesen, ich glaube, beim Teufel, er würde mich ertappt haben. —

Ruprecht, Ruprecht, sagte Pontius Pilatus ganz stillschweigend zu sich selber: das ist ja mein Bedienter? — Er ließ sich kein Wort davon gegen Herrn Martin merken, und bat ihn nur um die einzige Gefälligkeit, daß er ihm doch einmal das Haus zeigen möchte, in welchem sich die liebenswürdige Dame aufhalte. — Ja, ia, das will ich, sagte Martin; aber schwören Sie mir, daß Sie es nicht ausbreiten, und den ehrlichen Namen der Dame in Gefahr setzen wollen! — Pontius Pilatus schwor, und nun giengen sie ganz gelassen bis an das Haus der berüchtigten Dame. „Hier, hier, sagte Herr Martin, hier logirt sie zwo Treppen hoch.„ — So? fieng Pontius Pilatus an. Also hab' ich mich doch nicht betrogen? — Wissen Sie was, mein Herr von Stann? Wir sind bisher die besten Freunde gewesen; lassen Sies uns auch ferner noch seyn! Aber dieß Einzige bitte ich mir von Ihnen aus — besuchen Sie künftighin diese Dame hier oben nicht mehr; denn sie ist mein Weib!„ —

Martin stand, wie vom Donner gerührt, und wollte sich mit der Unwissenheit entschuldigen; aber der Pontius Pilatus fiel ihm gleich wieder in die Rede, und versicherte ihn, daß ers so böse nicht gemeint habe. Ich will mich nur vor dem Jüken der Stirne verwahren, sagte er; im Uebrigen bleiben wir, die wir gewesen sind. Schlafen Sie recht wol!„ — Ob sich nun Pontius Pilatus über diesen Vorfall zu Tode gegrämt, oder ob er sein wollüstiges Weib zu Tode geprügelt, oder ob er sich von ihr habe scheiden lassen — dies Alles, hochgeehrteste Leser, ist uns bis auf diese Stunde verborgen geblieben. Desto gewisser aber können wir Sie versichern, daß sich Herr Martin diesen Zufall ad notam genommen, weder den Pontius Pilatus, noch sein Weib Sophiæ mehr besucht, und sogar dasjenige Koffeehaus vermieden hat, in welchem sich besagter Pontius Pilatus gewöhnlicher Weise zu divertiren pflegte.

Er suchte sich nun sein Vergnügen bequemer zu machen, und miethete sich zu dem Ende eine berühmte Sängerinn, die in der ganzen Stadt für die glänzendste Schönheit galt, und von den Dichtern unter dem Namen Daphne unaufhörlich besungen wurde. Martin hatte sie ein einziges Mal in der Oper gesehen, und mit dem Augenblike faßte er auch schon den Entschluß, sich zu ihren Füssen zu legen, sie um ihre Liebe zu bitten, und ihr Sklave zu seyn. — Bravissimo, dachte die Sängerinn; so ein Bursche hat mir schon lange gefehlt!

Sie bezog das Haus, das er einzig und allein für sie gemiethet hatte, und war in ihrem ganzen Leben noch nicht so glüklich gewesen, als iezt, da sie Martins Maitreße war. Dieser verschwendete ungeheure Summen zu ihrem Vergnügen, und so sehr er auch von der Wahrheit überzeugt war, daß iedes sublunarische Ding seinen Anfang und sein Ende habe, so wenig fürchtete er doch dies von seiner Geldbörse.

Ohne uns in eine umständliche Erzehlung seiner nunmehrigen Lebensart einzulassen, machen wir nun einen Schritt — geben Sie acht, meine Herren! — einen entsezlichen Schritt auf drei Jahre hinaus. Und warum diesen entsezlichen Schritt? — Weil es uns so beliebt hat, glauben Sie? — Solch' eine Freiheit steht zwar dem Dichter zu, der sich seine Phantomen nach Gutbefinden erzeugt, nach Gutbefinden krank, oder gesund seyn, leben und sterben, und auch nach Gutbefinden wieder aufstehen läßt. Aber einem Geschichtschreiber — und auf diesen Namen haben wir allerdings den kräftigsten Anspruch, — einem Geschichtschreiber ist sein Ziel gesezt, und das darf, das kann er auch oft nicht einmal überschreiten. Wundern Sie sich also nun nicht mehr, warum wir einen so entsezlichen Schritt machen! Die Natur der Sache bringt es so mit sich; und damit Sie keine Minute mehr daran zweifeln dürfen, so sagen wir Ihnen hiemit laut und deutlich, daß der ganze Zeitraum von drei Jahren, den Herr

Mar-

Martin in H.. vertändelte, in Rükſicht auf ihn dergeſtalt und ſo einförmig geweſen, daß wir wenig oder gar nichts Erhebliches davon aufzuzeichnen für dienlich erachten und genöthiget ſind.

Damit man uns aber auch der Nachläſſigkeit nicht beſchuldigen könne, ſo bekennen und urkunden wir hiemit und in Kraft dieſes, daß Herr Martin obbeſagte drei Jahre hindurch geliebt und geſpielt habe. Alldieweilen nun ein iedes Jahr zum wenigſten aus 365. Tagen beſteht: ſo können Sie auch leicht den Schlus machen, wie oft er geliebt, und wie oft er geſpielt habe; und daß er die erösterten drei Jahre hindurch geſund und gutes Muths, einfolglichen auch nicht krank, und ſomit in Einem fort zur Beſorgung ſothaner Geſchäfte fähig geweſen ſei: ein ſolches getrauen wir uns in etwannigem Zweiflungsfall durch ein in unſerm hundshaarenen Koffer wohlverwahrt liegendes Atteſtat der daſig löblichen Mediciner Fakultät allſtündlich zu erhärten, und an den Tag zu legen. Gleichwie aber nicht alle Wiederholungen unangenehm ſind, alſo erfrechen wir uns auch, ex ſuperabundanti hinzuzufügen, daß Herr Martin ſeine Zeit zwiſchen dem Koffeehauſe und ſeiner Sängerinn unermüdet getheilt habe; und wer nun nicht die Zähne knirſcht, nun nicht ungehalten auf uns iſt, nun nicht Peſtilenz und theure Zeit in unſre Feder hinein wünſcht, der hat den möglichſten Grad der Kontenance in ſeiner Gewalt, der iſt fähig, Lehrer in der unterſten Klaſſe zu ſeyn, und dem

versprechen wir auch, daß er favente deo ein Alter von achtzig Jahren erreichen werde. —

Es war am 8. December, 1732. als sich Marx Samuel, ein alter reicher Jude, beim Herrn Martin anmelden lies, und um gnädige Audienz bat. Martin empfieng ihn mit einem freundschaftlichen Achselschlag, und fragte, wo ihn denn das Donnerwetter so in aller Frühe herführe? —

Marx Samuel. Jo, main Herr! Mit dem Donnerwetter! Wos wöllen Sie do? Is es doch so kalt, daß mer erfrieren möcht?

Martin. Nun so stell er sich zum Ofen, und thu' er einmal seinem alten Wanst was zu Gute!

Marx Samuel. Wos ich sogen will, gnädiger Harr, und wessentwegen —

Martin. Nicht wahr, der Ofen speit recht Feuer?

Marx Samuel. Und wessentwegen ich herkummen bin —

Martin. Hol mich der Henker, wenn ich iezt meine Wildschur nicht hätte! —

Marx Samuel. Jo, Sie hären mich nit. Das Wechselig, gnädiger Harr!

Martin. Mit seinem Wechsel! Also des Wechsels wegen ist er nur zu mir gekommen?

Marx

Marx Samuel. Weil eben der Termin zum End göht, gnödiger Harr, wollt' ich frogen, ob Sie ihn bezahlen, oder nit?

Martin. Weiß er her! Wenn geht er zu Ende? —

Marx Samuel. Den zwölften, wie Sie schauen.

Martin. Gut, Alter! Am zwölften soll er sein Geld kriegen! Aber es verdrießt mich doch ein wenig, daß er mir deswegen auf die Stube gelaufen ist.

Marx Samuel. Wos? Stuben lafen? — Mer muß doch wissen, wie mer dra ist! A Wechselig is a Wechselig. Sie weren doch nit ungnödig af mich sei, gnödiger Harr?

Martin. Nichts ungnädig! Er ist mir ein braver Mann. Er hat schon recht gethan, daß er sein Geld gefodert hat; denn heut zu Tage giebts gar viele Spizbuben, die ehrliche Gesichter haben.

Marx Samuel. Jo, dos man ich a. Aber dorum bin ich nit herkummen zu Ihne.

Martin. Das bin ich auch schon von ihm versichert. Komm' er nur auf den zwölften wieder her, so soll er sein Geld in lauter Louisdors erhalten! —

Der Jude gieng mit tausend Bücklingen die Treppen hinab, indessen Martin nachdenkend in sein Zimmer zurük gieng, und sein Schiksal verfluchte. Seine Sängerinn war dem Marx Samuel ehedem zweitausend Thaler schuldig gewesen. Der Jude wollte sie in Arrest nehmen lassen; aber Martin Flachs verbürgte sich für sie, und stellte ihm einen eigenen Wechsel aus, den nun, wie wir gehört haben, der Jude bezahlt haben wollte. Er zehlte stehendes Fuses seine noch übrige Baarschaft durch. Aber wie erschrack er nicht, da er sie so ausserordentlich geschmolzen fand! Alles, was er noch im Vermögen hatte, belief sich ungefehr auf 2200. Thaler, und wenn er nun 2000. davon dem Marx Samuel zahlen sollte, was blieb ihm da übrig? — Furcht und Schreken überfielen ihn bei dieser Entdekung. „Was sollst du thun; was sollst du anfangen?„ — Aber, wo hat er denn seine so grosen Summen hingebracht, die er theils ererbt, theils im Spiele gewonnen hat, werden die Leser fragen! —

Mit innerster Betrübniß müssen wirs nun gestehen — „etwa, daß wir gelogen haben? — behüte der Himmel! sondern, daß Herr Martin verschiedene Male hintereinander unglüklich im Spiele gewesen, und dadurch eine namhafte Summe um die andere schmerzlich verloren hat. Und auch das abgerechnet — rathen Sie einmal, was ihn Friederike, was ihn Blandine, was ihn seine Sängerinn müsse gekostet haben? Ists nun noch

Wunder,

Wunder, wenn da das ungeheuerste Vermögen allgemach abnimmt, und der gewesene Besizer vom Schlage gerührt wird? — Aber vom Schlage wurde Martin nicht gerührt, sondern sein Johann, den man in eben dem Augenblik, da er über das Elend seiner Geldbörse seufzte, tod nach Hause trug. Was ist ihm geschehen, fragte Martin die Umstehenden? — Ein Wagbalken hat ihn erschlagen, sagte der Hausherr. — Das fehlte noch, dachte Martin! Er veranstaltete es, daß er gleich den folgenden Morgen begraben werden konnte, und sorgte nun, wie er sich unvermerkt aus dem Staub machen möchte.

Aus dieser Absicht machte er seine ganze Equipage unter der Hand zu baarem Gelde, und behielt nichts, als das einzige Kleid, das er auf dem Leib hatte. Seinen Hauswirth bezahlte er: aber die übrigen Gläubiger mit dem Juden blieben unbefriedigt. „Was fängst du nun mit deiner Sängerinn an?„ — Er wollte hingehen, und Abschied nehmen. Das Mädchen war ihm zu theuer, als daß er sie so hinterlistig verlassen sollte. Aber was halfs? — Er zog seine Ueberlegung zu Rathe. „Man könnte dich beim Essen behalten, dachte er, wenn du dich noch länger verweiltest; und wenn dich vollends der Jude zu Gesicht kriegte — Er pakte seine Habseligkeiten in einen Mantelsak, und ritt davon.

Viertes Capitel.

Enthält einen unerwarteten Vorfall.

Es war eben heller Mittag, da er fortritte. Jedermann, der ihn kannte und sah, glaubte, daß er spazieren reite; und also blieb er unverfolgt. — Da es um fünf Uhr schon volle Nacht war, so konnte es gar nicht fehlen, daß er sich auf einem ihm ganz unbekannten Wege nicht verirren sollte. Er war in eine unabsehliche Wildniß gerathen, die ihn rings um mit Schreken erfüllte. Mordsaker-ment, fluchte er einige Male über sein Pferd weg; aber das wollte nicht helfen. Er sezte ihm die Sporen in den Leib; aber nun stand es ganz stille. — Solls mir denn etwa gar wie dem Bileam mit seinem Esel gehen? sagte er zu sich; und schlug das Pferd, daß es beynahe zu Boden sank. „— Das Pferd strengte seine möglichsten Kräfte an, und — stürzte.“ So wollt' ich doch gleich, daß dich der Henker hohlte, rief er erhizt aus, und wollte dem armen Thiere wieder aufhelfen; aber es gieng lange nicht. Nun sah er erst, was er an seinem getreuen Johann verlohren hatte, und fieng beynahe an zu weinen. — Nach vielem Hin und Herziehen richtete sich endlich der Rappe wieder auf, und er ritt weiter. —

Es mochte schon Mitternacht seyn, da er von ferne ein Licht erblickte. Welch' eine Entdekung für den abgematteten Martin! — Es war eine Einsiedlerhütte, und der liebe Mann machte sich

ein

ein Vergnügen daraus, unsern Herrn Martin aufzunehmen. Er sezte ihm einige Käse vor, und brachte ihm dann zween Strohbündel zu seinem Nachtlager. Martin bedankte sich für seine Gefälligkeit, schlief sanft, und ritt mit anbrechendem Tage wieder weiter. Der Einsiedler zeigte ihm den Weg. Wollen Sie vielleicht nach E** reisen, sagte er? — Martin beiahte es. — So müssen Sie rechter Hand. — Gut! — Wie dankte er jezt (vielleicht zum ersten Male in seinem ganzen Leben?) dem Himmel, daß er lebendig wieder den Tag sehen konnte! Er erreichte E**, noch eh es Mittag war. Aber hier liegen zu bleiben, hielt er in allem Anbetrachte für undienlich, und sezte also seinen Marsch weiter fort. — Gegen Abend kam er in einem Dorf an. Er war eben so müde, als sein Pferd, und begab sich also in die Herberge. Der freundliche Wirth führte das Pferd in den Stall, und bat ihn, daß er sich nur einstweilen in die Gaststube verfügen möchte, weil das obere Zimmer noch nicht geheizt sei. — Martin thats. Er sezte sich halbschläfrig hinter den Tisch hin, stopfte sich eine Pfeife Tobak ein, und machte Grillen. Neben ihm lag sein Mantelsak. „Wie leer, wie leer bist du jezt gegen sonst, da ich noch glüklich war, und mir das Spiel huldigte!“ — Er beschäftigte sich lange mit dem unfreundlichen Gedanken des leeren Mantelsaks, und richtete sich endlich durch den ungewissen Trost wieder auf, daß ihm vielleicht zu einer andern Zeit das Spiel günstiger seyn, und er mit dem wenigen Vorrathe wieder

der eben die grosen Summen gewinnen würde, die er nun seit vier Jahren so wollüstig verzehrt hatte. —

Ein Unterofficier, der in diesem Dorfe auf Werbung lag, und eben erst zur Thüre hinein getreten war, hatte unsern Herrn Martin nicht so bald in die Augen gefaßt, als er schon mit gemessenen Schritten auf ihn hin gieng, sein Kompliment machte, und ihn fragte: ob er nicht Martin Flachs heisse? — „Nein, mein Herr, sagte Martin mit halb erschrokenem Herzen, weil er glaubte, daß man ihm von H . . aus nachgeschikt habe — mein Name ist von Stann.„ — Aber Sie sehen ihm doch so ähnlich, wie ein Ei dem andern, fuhr der Unterofficier fort; und ich wollte fast darauf schwören, daß Sie es seyn müßten. — Martin versicherte nochmals, daß er es nicht sei: aber die Röthe, die ihm bei seinem anhaltenden Leugnen unvermerkt ins Gesicht stieg, nöthigte ihn, sich hinweg zu begeben. — Er kannte den Unterofficier nur allzuwol, weil es eben der Herr von N. . war, der ehemals Charlotten entführt, und mit dem er zu gleicher Zeit in * * * studieret hatte. Aber sich hier so öffentlich gegen ihn zu erkennen zu geben, dies hielt er für unschiklich, und gedoppelt unschiklich, weil er sich eben jezt in keiner der angenehmsten Lagen befand. Er fragte daher den Wirth: ob das obere Zimmer schon geheizt wäre? — Dieser bejahte es, und bat sich zugleich den Befehl aus: ob er das Essen hinauf tragen sollte? „Ja, sagte Martin, und nun gieng er in der größten Verlegenheit

genheit über die unvermuthete Erscheinung des Herrn von N . . auf das geheizte Zimmer zu. — Der Wirth brachte das Essen. Hören Sie, sagte unser Held zu ihm, wer ist denn der Unterofficier, den ich erst in der Gaststube gesehen habe, und wie heißt er?“ — Er ist ein Edelmann, sagte der Wirth, und schreibt sich Herr von N . . — „So seyn Sie doch einmal so gut, und bitten ihn in meinem Namen, daß er herauf kommen, und mit meiner Suppe vorlieb nehmen möge!“ — Ganz wohl, sagte der Wirth, und in wenig Minuten trat auch schon der Herr von N . . zur Thüre herein. —

Stellen Sie sich nun die wechselseitigen Bewegungeu vor! — Mein bester Freund, sagte Martin, und lief ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen — verzeihen Sie mir, daß ich mich vorhin so gerade zu gegen Sie verstellt habe! Gewisse Umstände haben es nothwendig gemacht, und ich weiß, daß Sie diese schon errathen werden.“ — Der Unterofficier war über diese unvermuthete Zusammenkunft ausserordentlich aufgeräumt, und betheuerte, daß er ihn gleich bei dem ersten Anblik für seinen alten Freund erkannt habe. — Nach vielen Komplimenten sezten sie sich endlich zu Tische, und ein ieder fieng seinen Spruch an. Herr von N . . erzehlte ihm mit vielen Umständen, wie und aus welchen Ursachen er ehemals Charlotten entführt, wie er sie lange Zeit bei sich im Hause gehabt, wie er sie behandelt habe, wie sie ihm

endlich entrunnen, und vermuthlich nun wieder in den Armen ihres Liebhabers sei, was er darauf erlitten habe, wie er drei Jahre lang auf der Vestung habe sizen müssen, u. s. w. — Das wäre, fieng Martin an! Und so viel hätten Sie dieses elenden Mädchens wegen erduldet? — Aber sehen Sie, das war die Strafe, daß sie mich damals hintergangen haben!“ —

Unterofficier. Laß uns das vergessen, lieber Bruder! — ich muß nur den Anfang dazu machen, weil es scheint, als ob du dich unsrer alten Brüderschaft gar nicht mehr erinnern, oder ihrer vielleicht gar schämen wolltest.

Martin. Behüte der Himmel! Das ist nur in Gedanken, und in meiner Verwirrung geschehen; und damit du das siehst, so wollen wir izt unsre Freundschaft aufs Neue errichten. — Herr Wirth, frischen Wein! — Der Wein kam, und ward auf gute Freundschaft feierlich ausgetrunken. — Herr von N.. erzehlte nun weiter, wie er von der Vestung genommen, und des Landes verwiesen worden, iezt aber als Unterofficier in * * Diensten sei. „Das thut mir leid, sagte Martin, daß du alle diese Begegnungen um Charlotten erdulden mußtest. Aber laß uns iezt allen unsern Gram zum Teufel saufen? Am Ende kommt doch nichts heraus, ob wir uns kümmern, oder nicht kümmern“. —

Der Vorschlag wurde genehmigt, und der Wirth mußte abermals Wein herbei schleppen. Nachdem nun Martins Kopf ziemlich erhizt war, so erzehlte er auch seinem Freunde alle die Avantüren, die er seit seines Vaters Tode bis auf diesen Augenblick erlebt hatte, mit den haarkleinsten Umständen. Ich habe, sagte er, seitdem Manches und sehr Vieles erfahren. Ich sas im Glück bis über die Ohren, war von den Mädchen geliebt, lebte ohne Sorgen — und nun — als meinem besten Freunde darf ich dirs vertranen, daß meine Rolle bald ausgespielt seyn wird. Ich habe nun schon zweymal falsche Namen annehmen müssen; in N.. habe ich einen ums Leben gebracht; in H.. habe ich ansehnliche Schulden zurük gelassen, und muß ieden Augenblik fürchten, daß man mir Stekbriefe nachschiken wird; und was das allerschlimmste noch ist, so besteht mein ganzes Vermögen kaum in zweitausend Thalern mehr; und wenn diese gar fort sind, wie wirds hernach aussehen? —

Herr von N.. sprach ihm mächtigen Trost zu. Du kanst spielen, sagte er, das ist das beste Mittel, sich Geld zu erwerben. Das will ich auch, sagte Martin, und wenn ichs einmal wieder so weit gebracht haben werde, daß ich von meinen Renten leben kann, so werd' ich mich alsdenn zur Ruhe begeben, und mein Leben bei einem halb Duzend Maitressen beschliesen.

Unterofficier. Da thust du wol daran. So würd' ichs auch machen, wenn ichs Geld hätte.

Auf gut Glük, Herr Bruder! — Sie tranken nun bis in die tiefe Mitternacht, und Herr Martin wurde endlich so sehr betrunken, daß er sich kaum bewegen konnte. Du mußt heute bei mir schlafen, sagte er zum Herrn von N . . — Dieser nahms an, und nun legten sie sich zu Bette. Martin war wie der Bliz im tiefsten Schlafe begraben: aber der Herr von N . ., welcher weniger getrunken, und mehr vertragen konnte, blieb noch einige Stunden munter. —

Es war schon heller Tag, da unser Held vom Schlafe erwachte. Er sah sich gähnend nach seinem Schlafgesellen um; und weil er ihn nicht gleich sehen konnte, so wischte er sich die Augen. Aber auch das Wischen wollte in diesem Falle nicht anschlagen; und so lange er sich auch umsah, so wenig konnte er doch was von seinem Freunde erbliken. Endlich sieht er ans Fenster hin, und merkt, daß es schon stark gegen den Mittag zugehe. Ha, ha, dacht er, ich habe ihm zu lange geschlafen; da wird er einstweilen aufgestanden, und in die Wirthsstube gegangen seyn. — Er stand auf, und wollte sich aus seinem Mantelsake ein frisches Hemd langen. Aber auch der Mantelsak war verlohren. „Was soll nun aber der Spas bedeuten? dachte er. Da geht er fort, und versteckt mir den Mantelsak.“ — Er ruft dem Wirth, und dieser erscheint. „Schiken Sie mir doch einmal den Herrn von N . . herauf! Der lose Vogel hat mir meinen Mantelsak verstekt.“ — Den Herrn von N . .? sagte der Wirth. Ich hab' ihn heute noch mit keinem

nem Auge gesehen. Ich dachte immer, sie lägen noch beisammen im Bette. — „Je bei Leibe, Herr Wirth! Er muß schon lange vor mir aufgestanden seyn; denn ich habe nicht das Mindeste davon gemerkt.“ — Nun, so weiß ich in der That nicht, wo er hin ist; denn ich hab ihn auf meine Ehre noch mit keinem Auge gesehen. Ich will doch fragen, ob ihn keines von meinen Leuten gesehen hat. — Der Wirth fragte das ganze Haus, und zulezt das ganze Dorf aus; aber keine lebendige Seele wollte den Herrn von N.. gesehen haben. —

Nun, was wird wol endlich da heraus kommen? — Ein trauriges Resultat! Der Herr von N.. war, mit Ehren zu melden, ein Schurke gewesen, und hatte unsern Herrn Martin bestohlen. „Bestohlen, bestohlen?“ — Ja, ia, bestohlen, und zwar in allem Ernste bestohlen. — „Das ist doch ganz erschrecklich, wie sehr sich die Leute verstellen können!“ — Und das ist auch ganz erschreklich, daß Sie so triviale Anmerkungen machen mögen; und noch weit erschreklicher ists, daß wir uns dabei aufhalten, und nicht gleich den geraden Weg fortgehen. Eingelenkt! —

Sobald Martin von der niederschlagenden Wahrheit überzeugt war, daß er bestohlen, und zwar von seinem besten Freunde bestohlen sei, so warf er sich unmächtig in einen Lehnstuhl. — Donner, Blitz, und Hagel, und Pestilenz und

Mantelsak — Alles gieng izt durch einander aus seinem ehernen Munde heraus, und er würde vielleicht eine Stunde lang in dieser Ekstase geblieben seyn, wenn ihn nicht der andächtige Wirth erinnert hätte, sein liebes Vater Unser zu beten. — „Je was Vater Unser, sagte Martin! Bet' er mir das Geld wieder her, wenn es einmal der Teufel geholt hat!“ — Der Teufel hats ia nicht geholt, versezte der Wirth, sondern der Herr von N.. — „Das ist alles eins! Und weiß er was? Er muß mir für den Verlust stehen. Warum beherbergt er solche Spizbuben und Straßenräuber?“ — Verzeihen Ihro Gnaden! Mein Wirthshaus ist ein ehrliches Haus, vnd ich habe in meinem Leben noch nicht gehört, daß Jemand unzufrieden damit gewesen ist. — „Das kümmert mich alles nichts. Mein Geld muß er mir schaffen.“ — Der Wirth bestand darauf, daß ers nicht schuldig sei, und Martin verfügte sich zum Amtmanne, daß er ihn dazu anhalten sollte. Aber der Amtmann schüttelte seinen sechzigjährigen Kopf, und forderte sein Weib zum Zeugen auf, daß ihm in diesem Falle nicht könnte geholfen werden. „Ein Dieb, sagte er, ist ein Dieb. Der Wirth aber kanns keinem am Gesicht ansehen, ob er ein Dieb ist, und also kann ich Ihnen nicht helfen. Warum haben Sie ihn bei sich schlafen laßen? Sie sagen ia selbst, daß Sie ihn schon längst gekannt hätten?“ —

Da Martin sahe, daß ihm nicht geholfen werden konnte, so überlies er sich endlich seinem traurigen

rigen Schikſale, und begunte zu weinen. Alles, was man ſich ſchrekliches denken kann, drängte ſich nun in einem Augenblike vor ſeine Augen. Sein voriger Wohlſtand, ſein gegenwärtiges Elend — Himmel, welch' ein Abſtand, welch' ein unerträglicher Abſtand! „Aber warum war ich auch ſo dumm, ihm zu ſagen, daß ich noch zweitauſend Thaler hätte? Konnte ichs nicht verſchweigen, und dem ungeachtet ſein Freund ſeyn?“ — Jezt merkte er erſt, warum ihn der Unterofficier ſo ſehr zum Trinken genöthiget hatte; aber zu ſpät. Der Mantelſak war hin, und mit ihm ſein ganzes Vermögen. So ſehr dies dem Wirthe zu Herzen gieng, ſo bange war ihm auch um die Bezahlung der Zeche. Martin tobte, wie ein Raſender, in dem Zimmer herum, ſuchte die Beinkleider, den Rok, die Weſte durch — aber alles war leer, alles verſchwunden, kein Heller in allen Eken.“ So mußt du denn zu dem äuſerſten Mittel greifen, ſagte er zu ſich. Er entſchloß ſich, das Pferd zu verkaufen, das er ungerechter Weiſe mit ſich aus H.. entführt hatte; und weil der Wirth keine andere Art, zu ſeiner Zeche zu gelangen, vor ſich ſah, ſo kaufte ers ihm endlich ab, und zwar um zwanzig Thaler. „Nun haſt du doch wieder Geld, dachte Martin; aber wie lange es dauern wird? — Er bezahlte den Wirth, und ſtellte ſich freundlicher an, als man vermuthen konnte. „Laſſen Sies nur in die Zeitungen ſezen, ſagte dieſer; vielleicht kann man dem Spizbuben doch noch zu Leibe kommen. —

Martin gieng fort, ohne zu wissen, wo er hin wollte. Ein stundenlanges Selbstgespräch war der Gefehrte seiner trübseligen Reise. Daß er zu Fuse gegangen sei, brauchen wir nicht erst erweislich zu machen; aber daß er sich so plözlich wieder erholt habe, dies dünkt uns selten. Wir können nicht leugnen, daß ihm auf dem Wege seine vielfältigen Sünden eingefallen sind, und daß er dafür hielt, er möchte diese schlimme Lage eben dadurch verdient haben. Aber kaum, daß ihn dieser Gedanke etwas gedemüthiget hatte, so fand sich auch schon wieder ein heimlicher Trostsprecher ein, und eben diesem hatte er den Leichtsinn zu danken, mit welchem er am späten Abend in einer angesehenen Stadt anlangte. —

Der erste Gedanke, der ihn gleich beim Eintritt in die Wirthsstube beschäftigte, war derjenige, wegen seines Namens. Er durfte sich weder von Zimmer, noch von Stann nennen; und seinen angebohrnen Namen zu führen, dies war ihm gleichfalls bedenklich. Endlich entschlos er sich, Heumann zu heisen. — Der Wirth sezte ihm einen Krug Bier vor, und gab ihm nach seiner Gewohnheit einige Zeitungsblätter in die Hände. „Gar wol, dachte Martin, nun fällt mir wieder ein, was mir heute mein Dorfwirth gesagt hat; ich will den Spizbuben mit Stekbriefen verfolgen.“ — Mit Stekbriefen verfolgen? lispelte ihm sein Genius nach; Ein Betrüger will den andern mit Stekbriefen verfolgen? — „Du hast Recht, sagte Martin; das Ding will ich bleiben

ben lassen. Der Kerl hat ja mein ganzes Herz mit allen seinen Geheimnissen in Händen — wie geschwind, daß ich verrathen, gefangen, und an dem Galgen wäre, wenn ich so hizig auf meinen zweitausend Thalern bestände!“ — So geschwind er sich inzwischen über diesen Punkt zufrieden gegeben hatte, so wenig war ihm doch damit wegen seiner künftigen Aussichten geholfen. Seine ganze Baarschaft bestand nun noch in 15. Thl. 9. gl. wie konnte er sich wol damit eine freudige Zukunft versprechen? — Unterdeßen hatte er in dem einen Zeitungsblatt wahrgenommen, daß sich verschiedene Personen zu verschiedenen Diensten erboten, und glaubte daher, weislich zu thun, wenn er etwas Aehnliches unternehme. Die einzige Schwierigkeit war nur noch, zu was er sich eigentlich determiniren sollte. — Eine Flasche Wein, Herr Wirth! — Diese sollt' ihn determiniren. Und nun hört einmal, was die Zauberkraft einer Weinflasche vermag! Eben der Mann, der sich wohl zwoo Stunden lang den Kopf über seine künftige Bestimmung zerbrochen hatte, war nun mit einem Male entschlossen, ein Schreiber zu werden, sobald er nur die Flasche gesehn, umarmt und ausgeleert hatte. —

Ein Schreiber, fragen unsre hochgeehrtesten Leser? 's fragt sich erst, ob der Bube wol schreiben konnte?„ — Ja, bei unsrer Ehre, das konnt' er, und er konnts baß, und damit Sie noch besser davon überzeugt werden, so wollen wir Ihnen den Beweis sagen, den heute Morgens um neun Uhr

unser Nachbar geführt hat. Die Gelehrten schreiben schlecht, sagte er; Martin war kein Gelehrter, mithin mußte er gut schreiben. — Was das doch für eine herrliche Sache ist, durch Syllogismen zu reden! Und Martin freute sich, daß er sich zu einem Schreiber determinirt hatte, und schlief ein. —

Die liebe Sonne hatte noch nicht sobald in sein Dachkämmerchen geschienen, als er sich schon in das einzige Ueberbleibsel seiner sonst so prächtigen Equipage, in einen abgetragenen Plüschrok, warf, und nach dem Zeitungskomtoir verfügte. „Wer sind Sie, fragte der Mann? der für acht Groschen ein Avertissement in die Zeitungen einrükt.“ Ich heise Heumann, sagte Martin, bin ein verunglükter Studiosus Juris, und wünschte nun, irgendwo als Schreiber in eine Amtsstube zu kommen. — „Ganz gut, antwortete iener; wo sind Sie anzutreffen?„ — In der wilden Gans. — „Und haben Sie auch acht Groschen bei sich?“ Hier sind sie, mein Herr. — „So gehen Sie nun in des Herrn Namen wieder in die wilde Gans zurük! Morgen sollen Sie Ihr Anliegen gedrukt lesen.“ — Martin bedankte sich höchlich ob der Versicherung des schielenden Zeitungsschreibers, und gieng ab. — Sobald er nach Hause kam, lies er sich von seinem Wirthe Dinte, Pappier, und Federn geben, eilte damit in sein Dachkämmerchen, und übte sich im Schreiben. Er hatte eben zween grose Buchstaben fertig, als der Wirth zu ihm hinein trat, und ihn fragte; ob er nicht eine Flasche Wein verlange? —

Heute

Heute nicht, gab er zur Antwort; ich habe nothwendig zu arbeiten. — Der Wirth bewunderte seine schönen Buchstaben, und fragte: ob er nicht seinem Mädchen für Geld und gute Worte das Schreiben lehren möchte? — Warum das nicht? sagte er. Ich will ihr wohl noch mehr lehren, dachte er. — Es wurde nun ausgemacht, daß, so lange Herr Martin für gut befinden würde, sich hier aufzuhalten, und der Tochter das Schreiben zu lehren, er weder für Wohnung, noch für Aufwartung, noch für Essen und Trinken etwas bezahlen sollte; und nun fieng er gleich mit dem folgenden Morgen seine Lehrstunden an. — Das Mädchen war schön und gelehrig. Man kann sich also leicht vorstellen, daß er mit Vergnügen werde gearbeitet haben. Aber es waren noch nicht acht Tage verflossen, als er sie schon wieder verlassen, und sein gesuchtes Amt antreten mußte.

Ein Amtmann in derselbigen Gegend hatte das Avertissement gelesen; und weil er eben eines Schreibers benöthigt war, so reißte er selbst nach der Stadt, stieg in der wilden Gans ab, und liess sich dann mit dem vorgeblichen Herrn Heumann in ein Gespräch ein. — Es dauerte nicht zwoo Stunden, so war der Handel schon richtig, und Martin reißte mit seinem Principal auf das Dorf zu. Da der Herr Amtmann keine Frau Amtmänninn hatte, so war auf dieser Seite kein Krieg zu befürchten. Martin begnügte sich, iezuweilen einer Dorfnymphe zu schmeicheln, die, wenn sie auch noch so

häßlich

häßlich war, demungeachtet Liebreiz genug für ihn hatte, wenn sie nur Gottes reichen Segen vor sich trug, und mit vollen lieblichen Waden herum watschelte. Die Kirchweihen wurden daher sehr fleisig von ihm besucht; und auch dies erlaubte ihm sein Principal herzlich gerne, wenn er nur zuvor seine Arbeiten that, und sonst die Kirche besuchte.

Auf solche Art waren schon zwei Jahre verstrichen, als sich die Sache mit einander zu verändern begann. Der Amtmann, welcher wol schon zwanzig Jahre lang ein Wittwer gewesen war, miethete sich eine Köchinn, und glaubte gewiß eben so wenig, daß sie ihn fesseln würde, als er vermuthet hatte, daß sich sein Schreiber vergaffen würde. Nichts desto weniger erfolgte dies Beides nur allzubald, und veranlaßte zuletzt Martins traurigen Abschied. — Der Principal traf seinen Skribenten eben zu der Zeit bei der Köchinn an, da er ihr einen Besuch ablegen wollte; und was war nun wol natürlicher, als daß Zank, Eifersucht und Zwietracht entstehen mußte? — Der Amtmann warf den Martin zur Thüre hinaus, drohte ihm mit einem Paar Duzend Prügel, und gab ihm seinen Abschied. „Wenns denn nicht anders ist, dachte Martin, so gehst du eben auf gut Glük wieder weiter.“ Er verlies seinen Principal ohne allen Abschied, pakte sein Bündelchen auf den Rüken, und gieng nach R. . — Hier glaubte er, möchte was zu verdienen seyn; und wirklich hatte ers auch so ziemlich getroffen. Aber als Schreiber nicht, meine Herren!

ren! Da war schon Alles besetzt. Er entschloß sich daher, Alles das zu seyn, wozu man ihn auffodern, und Alles das zu werden, was sich ihm anbieten würde. — Mit diesen Gedanken sas er in dem äuserſten Winkel einer Gaſtſtube, als ein wohlgekleideter Herr zur Thüre hereintrat, und der ganzen Gesellschaft einen freundlichen Abend bot. „Ich wäre nun mit Allem zufrieden! fieng dieſer Mann an, nachdem er schon einige Zeit mit ſeinem Nachbar geplaudert hatte, wenn ich nur auch in Ansehung meiner Kinder beſſer berathen wäre.“ — Wie meinen Sie das, fragte der Nachbar? — „Wie ichs meine? Sehen Sie, ich habe die Buben lieb. Es ſind liebe, gute Jungen, die ich nicht gerne auf gerathe wol in die Welt hinaus ſchiken möchte. Sie wiſſen, wies drauſſen zugeht, und wie leicht einer weg iſt, wenn er nicht zuvor gute Principia geſammelt, und nach Grundſätzen zu leben gelernt hat. Wenn ich ſie nun aber immer im Winkel ſizen laſſe, da wird wieder nichts draus; und eben das macht mich bisweilen mit mir unzufrieden.“ — So ſchiken Sie ſie in die Schule, ſagte der Nachbar! — „In die Schule mag ich ſie auch nicht ſchiken. Die Buben möchten mir von der böſen Brut angeſtekt werden, und da wüßt ich hernach meines Jammers kein Ende zu finden.“ — So halten Sie ihnen einen Hofmeiſter! — „Wenn ich einen wüßte, mein lieber Herr Vetter! Kandidaten genug, daß man die Schweine damit mäſten könnte! Aber wie ſind ſie? Ich bitte Sie ums Himmelswillen, wie kann ich

meine

meine Buben Leuten anvertrauen, die selbst noch der Ruthe bedürfen, die ohne Kopf in den Tag und in die Welt hinein leben, die selbst nicht wissen, warum sie auf der Erde sind, die in den gröbsten Lastern ersoffen —

Indem er dies sagte, schob sich unser Herr Martin in seinem bleifarbenen Rok aus dem Winkel hervor, und gieng zweimal ganz gravitätisch in der Stube herum. — Wer ist der Mensch? sagte der Unbekannte zu seinem Nachbar. — Ich kenne ihn nicht, antwortete dieser. — Man befahl daher alsobald dem Wirth, daß er ihn auskundschaften sollte; und als sich dieser die Erlaubniß nahm: so gab Herr Martin mit zufriedner Mine die Antwort, daß er ein armer Kandidat sei, der einen Hofmeisterdienst suche. — Einen Hofmeisterdienst? sagte der Unbekannte; 's ist doch ein wahres Sprichwort, wenn man den Wolfen nennt, so kommt er gerennt. Um Vergebung, mein Herr, sagte er, indem er sich sehr bescheiden unserm Herrn Martin näherte, möchten Sie nicht die Gewogenheit haben, und sich hieher an unsern Tisch sezen? — Martin nahm dieses Anerbieten mit vielem Vergnügen an, sezte sich hin, und wußte sich die vollkommenste Mine eines erfahrnen Mentors zu geben. Da er voraus merkte, daß man ihn ausforschen wollte, so hatte er sich schon auf alle Fälle gefaßt gemacht, und ertheilte daher auf alle Fragen die bereitesten Antworten. „Mein Seele, sagte der Unbekannte zu seinem Nachbar, der Mann

ist

ist nicht übel. Seine Bildung, sein Umgang — Alles gefällt mir an ihm.“ — Nachdem sie lange Zeit in die Länge und Breite von den indifferentesten Dingen gesprochen hatten, so rükte endlich dieser Unbekannte mit seinem Vorhaben heraus, und fragte unsern Helden: ob er sichs wol gefallen liese, in seine Dienste zu treten? — Martin stellte sich Anfangs, als ob dies Nachdenken erfoderte; da sich ihm aber im Grunde nichts erwünschters eräugnen konnte, so gab er endlich seine Einwilligung dazu, und versprach, gleich den folgenden Morgen seine Aufwartung zu machen. —

Der Unbekannte, in dessen Haus nunmehro Martin als Hofmeister kam, war ehedem Kassirer bei einer fürstlichen Wittwe gewesen. Sobald sie tod war, pakte er seine Renten zusammen, und lebte iezt in R . . als ein reicher Privatmann. Er gehörte ehemals unter die Klasse der Vielwisser, und hatte sich eben dadurch bis zum Kassirer geschwungen. Da er nun aber älter ward, so beschäftigte er sich lediglich mit der Erziehung seiner drei Buben; und wenn sich diese zu Bette gelegt hatten, mit den Flaschen der Weinwirthe. —

Martin befand sich bei diesem Manne in den wohlhabendsten Umständen. Die Eleven lernten, so viel sie von ihm lernen konnten, und der Kassirer sezte ihm deswegen einen sehr reichlichen Gehalt aus. Ohne Zweifel würde er ihm auch einmal etwas im Testamente vermacht haben, wenn er sich in der

Folge

Folge beſſer betragen hätte. Aber wie es nun bekannt iſt, daß manche Thiere, wenn es ihnen zu wohl wird, aufs Eis gehen; alſo gieng es auch iezt wieder mit unſerm Herrn Martin. Das beſtändige Wohlleben, die Achtung, in der er ſtand, der Ueberfluß an Allem, was er ſich wünſchen konnte, machten ihn endlich ſo übermüthig, daß er aller ſeiner Pflichten vergas, und aufs Neue in die nämlichen Laſter zurükfiel, die er ſchon ehedem zu ſeinem größten Nachtheile ſo ſehr geliebt hatte. — Er war ſchon über drei Jahre lang Hofmeiſter geweſen, als er dieſe ſchleunige Wendung ergrif. Der Kaſſirer merkte es gleich, und gab ihm bei Gelegenheit ganz gelinde Verweiſe. Aber er achtete ſie nicht, und machte endlich der tollkühnen und ärgerlichen Streiche ſo viel, daß ſein Principal Bedenken trug, ihn länger im Hauſe zu laſſen. Demungeachtet würde er ſich doch vielleicht noch länger erhalten haben, wenn er nicht zulezt das ganze Haus in Brand geſtekt hätte. —

Er kam einſtmalen betrunken nach Hauſe, ſezte das Licht nah an die Bücher hin, legte ſich nieder, ſchlief ein, und auf einmal — ſiehe, da ſtand ſchon das ganze Haus in Flammen, ehe er ſich nur noch beſinnen konnte, ob er geſchlafen habe. — In der Angſt rafte er geſchwind ſeine Kleider zuſammen, und ſprang zu ſeinem Principale hinunter. Aber wie erſtaunte er nicht, als ihn dieſer mit drohender Stimme von ſich wies, und ihm den Fluch gab, weil er ihm ein ſo groſes Unglük

erregt

erregt hatte! „Groſer Gott, ſagte Martin, wie können Sie mich in Verdacht haben, als ob ich Ihr Haus angezündet hätte?“ — Mit Willen haben Sies freilich nicht gethan, ſagte der Kaſſirer, das weiß ich: aber Ihre verdammte Liederlichkeit, Ihr verfluchtes Vollſaufen iſt Urſache, daß ich nun zum armen Manne werde. — Martin wollte ſich weitläufig entſchuldigen, und allen Verdacht von ſich abzulehnen ſuchen; aber es waren ſchon Leute zugegen, die es bezeugten, daß von ſeinem Zimmer das Feuer ausgekommen wäre; und alſo ſah er nun weiter nichts mehr übrig, als ſein Vergehen zu bereuen, und um Gnade zu bitten. Aber damit war der Kaſſirer noch nicht zufrieden. Er verlangte, daß er ſich auf der Stelle davon machen ſollte; und weil er denn ohnehin voraus ſah, daß ſich in einem niedergebrannten Hauſe wenig mehr würde hofmeiſtern laſſen, ſo ergrif er ſeinen Stab, und gieng davon. —

Es war der 7. Merz 1738. da er troſtlos die R.. Mauern verlies, und ſein Schikſal verwünſchte. „Iſts möglich, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß du deinen gegenwärtigen Zuſtand überleben kannſt? Wirds dir noch ferner gelingen, die kluge Welt zu betrügen? Wirſt du noch ferner unentdekt bleiben, und werden nicht deine Schandthaten einmal mit einander ans Licht kommen? — Du Elender! Hier ſizeſt du nun auf einem Stük Raſen, ſieheſt die junge Frühlingsſonne vor dir emporſteigen, hörſt, wie die bevölkerte Luft um dich herum

seiner Freuden genießt, und du allein — du alleine mußt sie entbehren, mußt deine Klaglieder in ihren Gesang mischen? — Wer war ich, da ich einst zufrieden in den N . . und H . . Mauern sas? Da mir die Wollust fröhnte, und kein Frühlingslüftchen ungenoßen vorüber strich? — Ein Halbgott, ein angebeteter, ein glüklicher Jüngling, der seine Jahre genos, der es empfand, daß er glüklich war, und von einem ewigen Glük träumete! — O wie schnell, wie gar zu schnell seid ihr mir verschwunden, ihr Tage meiner seligen Jugend! Würde ichs wol damals geglaubt haben, daß ich in wenigen Jahren ein Schreiber, ein Hofmeister, und zulezt gar nichts, ein elender Mensch, ein Bettler seyn würde? Und leider — leider hat mich das glänzende Glük verlassen, und ich drehe mich izt im Staube herum. O, wie gewiß ists, daß uns die Noth beten lernt; wie gewiß, daß wir zum Kreuze kriechen, wenn wir, von aller Hülfe verlassen, die Hände zum Himmel heben! — Aber der erzörnte Himmel wird mich nicht hören; er wird mich umsonst die Arme nach ihm ausbreiten, umsonst mich weinen lassen. Ich habe ihn zu sehr beleidigt, als daß er mir helfen sollte. —

Voll von Kummer und Unmuth schlief er izt auf dem Rasenstük ein, und erwachte nicht eher, als bis es schon dunkel war. Der grauenvolle Anblik der herabsinkenden Nacht machte ihn noch schwermüthiger. Er erinnerte sich aufs Neue an seine verflossenen Jahre zurük, und je öfter ers

that,

that, desto beklemmter wurd ihm das Herz, desto verzweiflungsvoller erwartete er die Zukunft. „Wie zufrieden lag ich sonst bei den Abendstunden an dem Busen meiner geliebten Sängerin, wie zufrieden in den Armen Blandinens, wie vergnügt bisweilen am Spieltische! Wie unbekümmert, ob es kalt oder warm sei, obs Stürme oder Schnee gebe! Und iezt, iezt tappe ich, als ein Irrender, auf dem ungebahnten Wege herum, wünsche zu sterben, und sehe den Tod nicht, wünsche zu leben, und sehe nichts, als Trübsale, nichts, als Bitterkeiten, die mich erwarten!“ — Es schien ihm unbegreiflich zu seyn, wie sichs so gar geschwind mit ihm habe umändern können; und noch mehr wunderte er sich, wie er zu der Herablassung gekommen seyn müsse, erst ein Schreiber, und dann ein Hofmeister zu werden. „Aber freilich — die Noth, die liebe Noth, fieng er wieder zu sich selbst an, was kann, was vermag sie nicht! Wie geschwind vergessen wir dann unsern vorigen Zustand, und freuen uns, wenn wir nur Brod haben! — Trauriger Wechsel! Wie mancher hat dich schon empfunden, und wie mancher wird dich noch ferner empfinden müssen! Und wie oft hat mir nicht Kolomann von diesen Folgen voraus gesagt!“ — Er fieng bitterlich an zu weinen, da er izt an seinen Vater zurük dachte, und bitterlicher noch, wenn er das Unrecht erwog, das er Karln und seiner geliebten Charlotte gethan hatte. „Es ist geschehen, sagte er endlich, und ich büse dafür: aber wie lange ich werde büsen, wie lange leiden müssen?“ —

Nachdem er sich auf diese Art manche Stunde lang abgehärmt hatte, so fiels ihm endlich wieder ein, seinen Stab weiter zu sezen. Der wenige Vorrath, den er noch bei sich führte, war in einigen Tagen vollends aufgezehrt; und nun sah er zu seiner Erhaltung kein weiteres Mittel mehr übrig, als sich aufs Betteln zu legen. Wie bitter, wie sauer mußte ihm dieser Schritt werden! — Er kündigte sich vor allen Thüren als einen armen Kandidaten an, aber an den meisten wurde er, wie gewöhnlich, trostlos zurük gewiesen. Es waren schon sechs Tage verstrichen, als er auf seiner Reise an einen Edelhof gerieth, und auch dort sein Anliegen eröfnete. — Das Fenster gieng auf, ein Frauenzimmer erschien, sie erschrak, Martin erschrak, sie reichte ihm einen Groschen, er lies ihn fallen — was will das sagen? — Das Frauenzimmer, meine Herren, war eben diejenige Friederike, die Martin ehemals in R . . gekannt, und zum lezten Male in Hamburg gesehen hatte. War es nun wol ein Wunder, daß beide Theile erschroken zurük fuhren? — Sobald sich Martin von seinem ersten Erstaunen wieder erholt hatte, hob er den Groschen auf, bedankte sich, und beschäftigte sich mit dem Einfalle, ob wol nicht Friederike des Edelherrn Maitresse seyn möchte. Es mag seyn, oder nicht seyn, das geht uns iezt nichts an; aber gewiß iste, daß dieser unwillkommene Gedanke seinen Kopf dergestalt in Unordnung gesezt hat, daß er länger, als zwoo Stunden lang, seinen Weg fortgieng, ohne sich nur zu besinnen, daß es ihm am Brod mangle. —

In dem nächsten Dorfe kaufte er sich zwoo Semmeln. Es war das Lezte, was er noch essen wollte; denn er hatte beschlossen, sich gleich am kommenden Tage ins Wasser zu stürzen. Aber ein Zufall hielt ihn noch von dieser That zurück, und der war folgender. Da er Abends nach C.. kam, so hörte er, daß der Superintendent des Orts Heumann heise. „Ich heise auch so, dachte er; vielleicht kann mich dieser Vetter wieder zu Ehren bringen.“ — Ohne noch lange darüber nachzusinnen, verfügte er sich also auf seines vermeintlichen Herrn Vettern Studierstube, und verlangte ein Viatikum. Da er dieses erhalten hatte, so bat er sich die Erlaubnis aus, noch etwas vortragen zu dürfen. Der Superintendent verwilligte ihm das; und nun erzehlte er ihm mit vielen Umständen, daß er Heumann hiese, und also vermuthlich mit ihm verwandt sei, daß seine Eltern Meklenburger gewesen, und sehr frühzeitig gestorben wären, daß er schon einige Jahre her theils als Schreiber, theils als Informater sein Brod verdient habe, daß er iezt außer Diensten, und in den elendesten Umständen sei, daß er nun schon acht Tage lang habe betteln müssen, und daß er endlich der Vetterschaft wegen das gegründete Zutrauen habe, er werde ihn auf irgend eine Art unterzubringen und zu versorgen wissen. Er unterlies bei dieser Gelegenheit nicht, sich öfters die Augen zu wischen; und da Herr Superintendent Heumann keine Thräne ansehen konnte, ohne gerührt zu werden, so machte dies natürlicher Weise zu Martins Vortheile keinen geringen

Eindruck. — Ich bedaure Sie, mein Herr, fieng der Superintendent an, und habe in der That mit Ihren betrübten Umständen das ungeheucheltste Mitleiden. Aber, wenn Sie wüßten, — wenn Sie wüßten, wie schwer es hier hält, einen Fremden unterzubringen! Martin wischte sich bey dieser Gelegenheit die Augen wieder. — „Ja, wahrhaftig, fuhr der Geistliche fort, wenn es nur in meinen Kräften stände! Ich bin wie dazu geboren, allen Nothleidenden beizustehen, und allen Betrübten aufzuhelfen. Aber, wenn einem die Mittel fehlen, wenn man auffer Stande ist“ — Martin weinte von Neuem, und eh er noch ausgeweint hatte, so trat ein alter abgelebter Mann zur Thüre herein, und hinterbrachte dem Herrn Superintendenten die Nachricht, daß der Dorfschulmeister gestorben sei. — „So? Ist der gute Mann auch einmal gestorben, sagte dieser? Ich bedaure ihn.“ — Der Bote war noch nicht zum Hause hinaus, als schon Herr Martin diese Gelegenheit ergrif, sich als Schulmeister in Vorschlag zu bringen. „Wahrhaftig, sagte der Herr Superintendent, dieser Zufall hat sich, wie gerufen, eräugnet. Ich danke Gott, daß er mich nun in den Stand gesezt hat, Ihnen helfen zu können. Sie haben hiermit mein Wort, daß Sie Schulmeister werden sollen.“ — Wer konnte wol vergnügter seyn, als unser Martin? Feurig küßte er ihm die runzlichte Hand, und rief allen Segen des Himmels über seine Scheitel herab, und also — ward Martin Schulmeister. —

Wenn wir unsern Budel dreimal aufs Maul hauen, so garantiren wir, daß er bescheiden wird, keine verbotene Speise berührt, und ohne Leidenschaft in der Küche herum trappelt. Aber so gescheid war unser Held noch nicht. So oft er auch schon Prügel empfangen, so oft er auch schon das Herbe des menschlichen Elends empfunden, und sich zu bessern beschlossen hatte; so geschwind war er doch wieder umgekehrt, wenn sich ihm eine nur halb erträgliche Aussicht bot, die ihn mit dem Glanz seines ehemaligen Zustandes wieder vertraut machte. — Man wird nun mit weniger Mühe errathen können, wo wir hinaus wollen. — Aufrichtig zu sagen, so versah er zwar sein Schulmeisteramt mit dem brennendsten Eifer. Er lies sichs angelegen seyn, seinen Unterricht deutlich zu machen, und erwarb sich dadurch die Achtung seiner Lehrlinge und des ganzen Dorfes. „Die Kinder lernen doch was bei ihm, sagten die Bauern, und es ist ein braver, redlicher Mensch. Frau, du mußt ihm ja eine gute Mezelsuppe schicken! — Die Frau thats, und alle Weiber folgten ihr nach, und die ganze Gemeinde freute sich ob des braven Schulmeisters. — Dem Martin konnte das Lob, das man ihm beylegte, unmöglich verborgen bleiben. Man sagte es ihm überall vertraulich ins Ohr; er schlos es noch mehr aus den Geschenken, die man ihm schikte, und was sollte ihn nun hindern, mit seinem Schicksale zufrieden zu seyn? — Aber dies war er nicht. Er gehörte unter diejenigen, die, wenn man ihnen den Finger reicht, die ganze Hand haben wollen.

Unter so vielen jungen und erwachsenen Dorfnymphen konnte es gar nicht fehlen, daß nicht auch einige schön und artig gewesen seyn sollten, — denn Mädchen, die das Dorf erzogen hat, sind, wie die Mädchen in der Stadt, — und weil denn Martin von der allgemeinen Hochachtung, die man für seine unbedeutende Scheitel hegte, hinlänglich überzeugt war, so glaubte er auch, daß man ihm durch die Finger sehen würde, wenn es ihm allenfalls zu Zeiten belieben sollte, mit seinen Schülerinnen zu scherzen. Er hielt sich daher während seines Unterrichts immer am längsten bei derienigen auf, die ihm am besten gefiel, und suchte auch ausserdem, wie er sie recht oft zu sich ins Haus loken könnte. In dieser Absicht gab er Privatstunden, und die Leute schikten ihre Kinder um so lieber hinein, weil sie daraus auf seine Begierde, nüzlich zu seyn, den betrüglichen Schluß machten. Die Mädchen kamen fleißig. „Warte, sagte Martin, da kriecht dir etwas am Halse!„ Er that, als ob ers wegnehmen wollte, und lies seine Hand ganz langsam unter das Halstuch schlüpfen. Wenn sich die Mädchen gefällig erzeigten, so brauchte es weiter keiner Umstände. Zogen sie sich aber zurük, so sagte er: sie sollten nicht wunderlich thun, wenn er ihnen eine Spinne oder dergleichen weghaschen wollte; denn das thäte er ia blos zu ihrem Besten. — Aber diese Wirthschaft konnte unmöglich in die Länge bestehen.

Die Mädchen kamen von der Schule nach Hause, und weinten, und flehten, und verschworens,

daß

daß sie nicht mehr zu ihrem Schulmeister gehen wollten. Warum, warum, schrien die Mütter? Was hat er dir gethan, riefen die Väter? — „Ach, da giebt er einem immer Mäulchen, sagte die eine, und wenn man nicht halten will, so droht er einem, Schläge zu geben.“ — Zu mir, sagte die andere, sezt er sich immer in den Winkel hin, und langt mir unters Halstuch, und wenn ichs nicht leiden will, so sagt er, es frör' ihn, ich sollt' ihn doch wärmen lassen, sonst wär' er mir in meinem Leben nicht mehr gut.“ — Denk' sie nur an, Mutter, sagte die dritte! Heute hat er mich geplagt, ich sollt ihm sein Bett machen, und wie ichs ihm machen wollte, so gab er mir einen Seitenstos, daß ich ins Bett fiel, und da wär' ich bey einem Haare erstikt, und ums Leben gekommen.„ — „So, so? schrien die Väter, und klopften auf die Hosen, das thut euer Schulmeister? Das sind die Privatstunden, die er euch hält?“ — Auf einmal entstand der gräßlichste Aufruhr im Dorfe, und es hätte nicht viel gefehlt, sie würden den Martin zu Tode gesteiniget haben, wenn er sich nicht noch bei Zeiten aus dem Wege gemacht hätte. — Unterdessen wurde diese schändliche Aufführung bei der Superintendur geziemend angezeigt, und die Bauern bestanden darauf, daß sie einen andern Schulmeister haben wollten. Der Superintendent, so gerne er auch seinem vermeintlichen Herrn Vettern die Stange gehalten hätte, so wenig konnte ers doch diesmal, weil dadurch seine übrigen Pflichten in Kollision gekommen wären; er befahl daher, daß

man zuvor die Mädchen auf ihr Gewissen ausfragen sollte, und versprach sodann, nach Recht und Gerechtigkeit die Sache auseinander zu sezen. — Die Mädchen kamen, und sagten eben das, was wir schon oben unsern Lesern gesagt haben, mit den haarkleinsten Umständen, und — auf ihr Gewissen. — „Nun kann ich nicht anders, dachte der Superintendent; mein Vetter muß springen.“ Er schikte ihm also die Kassation ins Haus, und Herr Martin, der sich schon seit acht Tagen nichts bessers vermuthet hatte, nahm in der Stille seinen Abschied. Er war 2. Jahre, 8. Wochen, und 3. Tage lang Schulmeister gewesen, wie wir solches erst kürzlich aus der Dorfchronik entlehnt haben, und hatte in diesem Zeitraum vier und funfzig Schlachtschüsseln erhalten. — Und nun, armer Martin, hilf dir selber!

Fünftes Kapitel.

Enthält einige Briefe.

Karl an Sigmunden.

O mein Bester! Was hab' ich gesehen! Was hab' ich empfunden! Wie eine Welt lags auf mir, da ichs sah, und da ichs empfand. — Ich will Sie nicht länger aufhalten, und Ihnen gleich die ganze Geschichte erzehlen. Sie werden dann selbst fühlen, was ich in dieser Zeit, und bei diesen Umständen, nothwendig empfinden mußte. —

Unter der Menge von Verbrechern und Missethätern, die hier das ganze Jahr hindurch eingezogen,

gen, verurtheilt, und zum Tode geführt werden, befand sich auch heuer eben der Herr von N . ., der vor zwölf Jahren meine Charlotte entführt hatte. Ich wußte nichts davon, und er eben so wenig, daß ich mich hier aufhielte, als ich vor einigen Wochen von ungefähr hinter die Sache gerieth. — Ein sehr vertraulicher Bekannter von mir, mit dem ich gemeiniglich meine Abendstunden verzehre, hatte über diesen Herrn von N . . die Untersuchung erhalten. Da er in solchen Dingen, wie billig, sehr geheimnisvoll ist, so erfuhr ich lange nichts davon, bis er endlich gezwungen ward, mir von Amtswegen einige Punkte seines Protokolls vorzulesen. Und diese Punkte bestanden darinnen: „daß der Inquisit unter einem Schwall von grösern und kleinern Verbrechen auch dasjenige eingestand, daß er vor zwölf Jahren meine liebe Charlotte entführt, sie grausam behandelt, und den Vorsaz gehabt habe, sie bei ihrem fernern Widerstand ohne Gnade und Barmherzigkeit ums Leben zu bringen. Sie seie ihm aber entwischt, sezte er hinzu, und vermuthlich habe sie dann einen gewissen Beisizer Karl in ihrer Vaterstadt geheurathet, mit dem sie schon ehemals einen sehr vertrauten Umgang gehabt hätte.“ — Mein Freund las mir also diese Punkte vor, und fragte mich: ob dies wahr sei? — „Wahr, rief ich in der äuserstten Bestürzung aus? Ob es wahr sei? — Ach freilich ist es nur allzu wahr. Aber wie ist der Unglükliche in diese Umstände gekommen? Charlotte und ich haben ihm schon lange vergeben.“ — Der Inquisitionsrath

rath erzehlte mir nun, daß der Herr von N . . einer der größten Betrüger gewesen sei, daß er mehr, als zwanzig, falsche Wechsel ausgestellt, daß er Menschen verkauft, daß er auf verschiedene Potentaten schändlich gelogen, ihre Siegel und Handschrift nachgemacht, daß er unter andern auch 1732. einem gewissen Candidaten Martin Flachs zweytausend Thaler gestohlen, und, überhaupt genommen, so viel Böses zu Schulden gebracht habe, daß sein schmäliger Tod eine unvermeidliche Sache sei. —

Ich wunderte mich über diese Erzehlung, und noch mehr darüber, daß auch der uns immer noch verborgene Herr Martin mit ins Spiel kam, und eröfnete daher meinem Freunde das Verlangen, den Inquisiten selbst zu sprechen. Er erlaubte mir das, und wir giengen am folgenden Tage mit einander zu ihm. — Himmel, wie erschrak ich! Da sas der Elende an Händen und Füssen geschlossen an der Mauer, und sein fürchterlicher Bart hieng ihm über die Brust herab. Ich konnte mir bei dieser Gelegenheit den Gedanken nicht verhelen, daß er ehemals meine Charlotte so schändlich an den Stuhl gebunden hatte; und seufzte. Der Mensch sah mich an. „Hier, sagte mein Freund zu ihm, dies ist der Gemahl desjenigen Frauenzimmers, das Er vor zwölf Jahren so niederträchtig entführt, und so grausam behandelt hat!“ — Er stuzte, hob seine Augen gen Himmel, und weinte. „Ists möglich, rief er endlich aus, daß Sie eben derjenige sind, den ich so schändlicher Weise beleidiget habe?

habe? O vergeben Sie mir, vergeben Sie mir, mein theuerster Herr! Ich stehe iezt an den Pforten des Todes; was hilfts Ihnen, wenn Sie mir nicht vergeben wollen?“ — Ich wurde gerührt. — „Tausendmal, fuhr er fort, hab' ich schon von dem Himmel die Vergebung meiner Sünden gefleht, und ich weis auch, ich bins versichert, daß ich sie erhalten habe. — Lassen Sie mich nicht umsonst bitten; vergeben Sie mir auch!“ — Man sahs ihm an, daß ihms ein Ernst war. Ich versicherte ihn daher in den gefälligsten Ausdrücken, daß ich seine Beleidigung schon längstens wieder vergessen, und ihm eben sowol, als meine Charlotte, Alles vergeben hätte. Ich rief darüber den Himmel zum Zeugen an, und der Malefikant schien durch diese Erklärung wie neu gebohren zu werden. — Haben Sie denn, fieng ich hierauf an, seit der Zeit, da Sie in * * * studierten, den Herrn Martin Flachs nicht wieder gesehen? — „Ach ja, sagte er; ich hab' ihn auch unglüklich gemacht. Vor acht Jahren kamen wir einmal in einem Dorfe zusammen; ich gab mich für einen Unterofficier aus, und er erkannte mich gleich, und gestand mir im Rausche, daß er zweitausend Thaler bei sich hätte. Weil mirs eben damals an Geld fehlte, und er mich bei ihm schlafen hies, so benuzte ich diese Gelegenheit, und bestahl ihn. Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. So viel weis ich auch noch, daß er sich damals einen falschen Namen gegeben hatte; aber der Name ist mir wieder entfallen.“ — Diese Nachricht war mir allerdings sehr interessant gewesen.

sen. Ich redete noch Verschiedenes mit ihm, bezeigte ihm mein Mitleiden über seine verdrieslichen Umstände, und wünschte, daß er Pardon erhalten möchte. — „Nichts Pardon, rief er! Ich habe den Tod nur allzu wol verdient, und es würde mir wirklich iezt eine Strafe seyn, wenn ich länger beim Leben bleiben sollte; denn ich denke, man ist nicht immer so zum Sterben geneigt, wie ichs iezt bin. Ich habe mich nun schon einmal mit dem Tode hinlänglich bekannt gemacht, und fürchte ihn nicht mehr.“ —

Je mehr ich aus allen seinen Reden und Blikken eine herzliche Reue über seine begangenen Laster entdekte, und ie standhafter er dem auf ihn harrenden Tod entgegen gieng, desto gröser wurde auch mein Mitleiden, und mein Schmerz. Wir wollten eben wieder fortgehen, als der Priester erschien, der ihn auf sein bevorstehendes Ende zubereiten sollte. Ich erstaunte über die Art, mit der er ihn aufnahm, und noch mehr über die Freudigkeit seines Geistes, der so zufrieden in das künftige Leben hinüber blikte. Wir alle, selbst der Priester, wurden gerührt; und er gestand uns, daß er noch nie einen so bereiteten Missethäter gesehen hätte. Endlich nahmen wir von ihm Abschied, und ich gieng mit weinenden Augen und mit äuserst beklemmtem Herzen zum Gefängniß hinaus. „Haben Sie Dank, rief er mir nach, daß Sie mich in meinem gegenwärtigen Elende besucht haben! In ienem Leben finden wir uns gewiß wieder.“ — Das gebe Gott, dacht' ich,

ich, und eilte nun zu meiner Charlotte, um ihr von diesem Auftritte Nachricht zu geben. Ihr Schmerz war eben so theilnehmend, als der meinige. Sie wünschte, daß er Pardon erhalten möchte, und triebs mit ihrem Mitleiden endlich gar so weit, daß sie in Vorschlag brachte, ob ich mich wol nicht mit einigen meiner angesehensten Freunde zu seinem Besten verwenden wollte? So bereitwillig ich dazu gewesen wäre, so gewiß wußte ich schon aus dem Munde des Inquisitionsraths, daß sein Tod, wenn auch die Strafe selbst noch so sehr gemildert werden sollte, demungeachtet eine unvermeidliche Sache sei. Ich versprach ihr aber dennoch, daß ich es thun wollte; und thats auch; und unsre Verwendung hat auch so viel gefruchtet, daß er nicht, wie es in dem Urthel stand, gerädert, sondern enthauptet wurde. —

Ich habe ihn sterben gesehen, und dadurch eine neue Gelegenheit gehabt, die Gegenwart seines Geistes zu bewundern. Alle Umstehende wurden durch die aus dem Innersten seines Herzens hergeholte Rede gerührt, mit der er von der Welt seinen Abschied genommen. — Was doch die Wirkung der göttlichen heilbringenden Gnade vermag, dachte ich oft! Welche Verwandlung, welche Veränderung der Sinnen und des Geistes! Wie geschwind schmilzt sie aus dem gröbsten Sünder den besten Christen, und aus dem Müssiggänger den fleissigen Menschen zusammen! — Zu einem Beweis, wie sehr ich mir das Schikfal dieses armen Edelmanns

manns zu Gemüthe gezogen habe, mag Ihnen das dienen, daß ich gleich nach seiner Enthauptung über vier Tage zu Bette gelegen, und die quälendste Mattigkeit in allen meinen Gliedern empfunden habe. — Leben Sie wol, und bleiben Sie hübsch gesund! Am 18. Januar, 1741.

N. S.

Wenn sie den Herrn Proceßrath M.. in seinem blauen Plüschroke zu sehen bekommen, so fragen Sie ihn doch: wo er den Plüsch gekauft, und wieviel er gekostet habe? Ich stehe Ihnen dafür, daß er roth werden wird: und dies verlange ich eben; denn ich habe ihm auf sein Begehren den Plüsch eingekauft und geschikt; und die ganze Zeit her — es sind nunmehr vier Monate — ist er mausstille, und schreibt mir eben so wenig, als er mir das Geld schikt. Ein andermal mag er sich den Plüsch selbst kaufen!

Sigmund an Karln.

Wenn Sie in voriger Woche bei mir gewesen wären, so hätten Sie einen vornehmen Spas mit ansehen können. Ich wurde von einem jungen Teutschen besucht, der ein reicher Kaufmannssohn ist, und seit zwei Jahren in Paris war. Der liebe Herr muß alle Leute neben sich für eben so dumm halten, als ers in der That selbst ist, denn sonst könnte ich mir seine Frechheit im Lügen nicht erklären. Er erzehlte mir unter andern, daß er zweimal

mal mit Racinen in Gesellschaft gewesen sei, und Voltairens Grab besucht habe, und trieb seine Unverschämtheit endlich gar so weit, daß er mir des Leztern Grabschrift recitirte, als ob er sie wirklich gelesen, recht aufmerksam gelesen, und seitdem im Gedächtnis behalten hätte. — Was, sagte mein kleinster Sohn, der, wie Sie wissen, erst vierzehn Jahr' alt ist, — Sie hätten Racinen und Voltairens Grab gesehen? Ist nicht Racine schon längst unter den Todten, und Voltaire hat erst diese Messe wieder etwas Neues herausgegeben?" — Ich winkte dem Buben, daß er stillschweigen sollte; aber bei allem dem konnte ichs doch nicht verhindern, daß nicht mein Gast roth geworden, und bei Seite gegangen wäre. Rathen Sie nun selbst, wie mich dieser lustige Auftritt divertirt haben müsse! Der Unverschämte kommt von Paris zurük, will uns mit Neuigkeiten unterhalten, giebt sich für einen Gelehrten aus, wird von der halben Stadt dafür angesehen, und mein kleiner Bube, mein kleiner vierzehnjähriger Bube tritt da her, und sagt ihm so frei die Wahrheit unter die Augen! Glauben Sie nur, dies Ding nimmt mich für den Buben ausserordentlich ein. Eben so, wie Sie wissen, habe ich es auch gemacht; und ich konnte selten was auf dem Herzen behalten, wenn es die liebe Wahrheit betraf. Der liebe junge Herr wird mich nun schwerlich wieder besuchen: und er thut wohl daran. Aber thöricht, und abermal thöricht ists, daß unsre Landsleute ihre Kinder so gar gerne nach Paris schiken. Da denken sie nun, werden sies 'raus reissen; und wanns 'rum und 'num

kommt, so erhalten wir einen Narren, einen Windbeutel, einen Possenmacher zurük, und das ists Alles. — Daß es doch beherziget würde, was erst vor drei Jahren unser lieber Zacharia in seinen Tagszeiten gesagt hat! Daß es doch einträfe, was ich schon so oft von unserm guten Teutschland geträumt habe! Ists nicht Einbildung, leerer Wahn, Tollheit, möchte ich sagen, daß man die Ausländer für gelehrter und besser, als uns, hält? Sind nicht Leibniz und Newtons Lehrer Teutsche gewesen? Haben wir nicht Gleime und Kleiste, und Gellerte, und Rabnere, und Wielande, und Klopstoke? Und was ist der englische Milton gegen den teutschen Klopstok? — Wie mich das Ding in Eifer bringt, wenn ich an die rasende Sucht, ins Ausland zu reisen, gedenke! —

Mein ältester Sohn ist vor vierzehn Tagen ordinirt worden; und daß meine zwote Tochter den jungen F.. geheurathet hat, das wird Ihnen ohne Zweifel meine Frau schon geschrieben haben. Ausserdem muß ich Ihnen nun eine Neuigkeit, eine wichtige Neuigkeit sagen; und wenn Sie sich Ihren alten Sigmund noch eben so vorstellen können, wie Sie ihn von Jugend auf gekannt haben, so kann es gar nicht fehlen, daß Sie nicht auch meine ganze Freude darüber sympathetisch empfinden sollten. — Unser guter Landesvater ist auf den glüklichen Einfall gekommen, den lächerlichen Exorcismus abzuschaffen. — „Und das ist Alles?“ — Ja, mein Freund! Dies ist meine ganze wichtige

Neuig-

Neuigkeit. Ist es aber wol nicht genug, um iedes Biederherz in Aufwallung zu bringen, um die Stunde zu segnen, die uns einen so guten Landesvater geschenkt hat? Wie lange schmachtet nicht schon unser liebes Vaterland unter den traurigen Fesseln des Aberglaubens, der Blindheit, und der Vorurtheile? Wie lange herrscht nicht schon dieses chaotische Dunkel selbst über den aufgeklärtesten Ständen unsrer bevölkerten Erde? Ist es wol nicht endlich einmal Zeit, diese Fesseln herab zu schütteln, sich in Freiheit zu sezen, durch das mächtige Dunkel zu dringen, und das Licht der Wahrheit, der Vernunft über die Welt zu verbreiten? — Tausendmal segn' ich den Fürsten, der den Vatermord, der den Raub, der den Diebstal bestraft; aber tausendmal mehr werde ich denjenigen segnen, der sein Volk kultivirt, der die Vorurtheile verbannt, der den Aberglauben austreibet; denn das ist noch mehr, als Raub, mehr noch, als Diebstal, mehr noch, als Vatermord. Wie viele, oft die edelsten, Handlungen bleiben blos darum unvollzogen, weil man sich durch ein ärgerliches Vorurtheil binden läßt? Wie mancher Mensch, wie manche vermeintliche Hexe würde schon beim Leben erhalten worden seyn, wenn man weniger abergläubisch gewesen wäre? — Doch, zu was halte ich Ihnen da diese Vorlesung? Sie wissens, und empfindens eben so gut, als ich, welchen Schaden ein so vielköpfichtes Thier stiftet, und welcher Nuzen es daher seyn würde, wenn man ihm nachdrüklich zu Leibe gienge. Freude genug, daß nun nur einmal eine bes-

sere Aussicht vorhanden ist! Mags meinetwegen erst in zehn, oder in zwanzig Jahren zu Stande gebracht werden — immer hinlängliches Verdienst für den, der es zuerst gewagt hat, dem Ungeheuer auf den Naken zu treten! — Man will für gewiß sagen, daß diese Einrichtung schon mit dem künftigen Jahre ihren Anfang nehmen werde; und das wäre mir recht. Ich hab' es schon längst im Stillen gewünscht; und nur Sie wissen, wie oft ich darüber geseufzt habe. Wenn ich daran denke, wie es bisweilen einem schwangern Weibe zu Muthe seyn muß, wenn sie sich an den fürchterlichen Exorcismus erinnert, wenn sie dadurch auf die Einbildung gebracht wird, als ob die Frucht ihres Leibes wirklich den Teufel, in sich den Teufel habe — sollte sie nicht gleich vor Schreken zu Boden sinken, ein Abortus, oder wol gar der Tod erfolgen? Und diese Raserei, diese himmelschreiende Raserei — ich weiß gar nicht, wie ichs schlimm genug nennen soll — dieses Unding wird noch so feyerlich an den aufgeklärtesten Orten geduldet? — Schnaufen Sie ein wenig aus! Ich will es auch thun. —

Eben fällt mir wieder etwas anders bei. Ich werd's Ihnen doch, vermuthlich schon geschrieben haben, daß ich iezt erster Professor der Theologie bin? — Und eben, weil ich das bin, so gerathe ich auf den herrlichen Einfall, ob wol nicht meine Fürsprache, meine Vorstellung etwas ausrichten könnte, wenn ich mich qua talis an den Fürsten verwendete, ihm das Lächerliche so mancher Gebräu-

bräuche, den Misbrauch so mancher guten Sache, und überhaupt das Unanständige, Abgeschmakte, und Ungereimte, das sich so vielfach in die heilige Religion eingeschlichen hat, umständlich und überzeugend vortrüge, und um erforderliche Beherzigung bäte. Meinen Sie nicht, daß ich etwas durchsezen könnte? — Ich hoffe es wenigstens, und dann soll es eines von den vornehmsten mit seyn, daß ich darum ansuche, den Türken und den Vater Pabst aus allen Gebeten und Liedern wegzulassen, und sie eben so gut, als andere Menschen, für brave, ehrliche Leute zu halten. Sinds ja doch auch Menschen, wie wir, haben den nämlichen Gott zum Vater, wie wir, hoffen und wünschen eben so sehr, selig zu werden, wie wir! — Es ist ein wahrer Widerspruch, wenn wir das Gesez des Mittlers, und hernach unsere Gebete betrachten. Jenes befiehlt uns, daß wir verzeihen, daß wir unsere Feinde, wie uns selbst, lieben sollen: und der Gesezgeber geht uns selbst mit seinem Beispiele voran; und in diesen handeln wir schnurstraks iener göttlichen Vorschrift zuwider, indem wir allen Fluch und alles Unheil über die Häupter dieser Männer herabbeten wollen. Ists nicht sündlich, nicht menschenfeindlich? — Der Christ, der Jude, der Türke, der Heide — alle sind Menschen, alle meine Brüder, alle soll ich sie lieben, keinen einzigen hassen. — Ich will nicht einmal sagen, daß es an und für sich schon die gröbste und beleidigendste Injurie, und wider alle Politik ist, gekrönte Häupter, als öffentliche Schelme, Feinde und Mörder von

den Kanzeln herab zu kündigen — ist es denn wirklich schon ausgemacht und erwiesen, daß sie eben das sind, wofür sie die dumme Bigotterie ausschreiet? — „Sie sind unsre Feinde, unsre Verfolger, wollen den christlichen Glauben zerstören, sagen sie.“ — Gut! Gewesen sind sies, und sinds nicht mehr; und, auch da sies gewesen sind, hättet ihr ihnen von ganzem Herzen verzeihen, und nicht so gotteslästerlich auf sie losfluchen sollen! Gott giebt uns auch ohne unser Gebet, er wird auch ohne unser Gebet unsere Feinde bestrafen; und habt ihr wol nicht unter euern Religionsbrüdern oft noch grösere Feinde, noch grösere Verfolger, als es ehedem der Türke und der Pabst gewesen sind? — Es schaudert mir, wenn ich diesen blinden Religionseifer betrachte, der uns eben in der Ausübung derjenigen Moral hindert, die so göttlichen Ursprungs, so sanften Innhalts, und so voll seliger Folgen ist. Und sehen Sie, mein Bester, solche Sachen beschäftigen mich nun ohne Aufhören; und ich werde mein Haupt nicht eher sanft legen, bis ich einen und den andern solcher groben Irrthümer werde ausgejagt haben. —

Wenn es doch mit dem leidigen Krieg ein Ende würde! Da haben wir heute schon wieder neue Besazung erhalten; und der Himmel weiß, ob nicht auch zulezt die Professoren Soldaten ins Haus nehmen müssen! — Sie werden doch schon von den Predigten gehört, oder sie vielleicht gar schon gelesen haben, die der saubere Herr Pastor Martin Flachs herausgegeben hat? — Die Haare stehen

mir

mir zu Berge, wenn ich einen Mann von den heiligsten Pflichten reden höre, die er ehemals so oft und vorsezlich unter die Füsse getreten hat. Ich möchte nur wissen, wo er zu der mystischen Kenntnis gelangt ist, die aus seinen Reden hervor brauset? wo er die Lehrsäze eingesogen hat, die so sehr nach dem türkischen Himmel schmeken? — Ich möchte wissen, wie er sich bezeigen würde, wenn Sie und Ihre Charlotte mit seinen Predigten in der Hand zu ihm kämen, und ihm mit seinen eigenen Worten bewiesen, daß er ehedem ein Schelm, ein Schurke, ein Schalksknecht, wie er sich ausdrükt, gewesen seie. — Lassen Sie mich schliesen, und leben Sie wol! — Am 15. August, 1758.

N. S.

Endlich fängt man auch hier zu Lande an, sich der teutschen Addressen zu bedienen. Es versteht sich aber, nur bei dem kultivirtesten Theile; und schon das ist genug. — Einer meiner Kollegen zeigte mir neulich einen Brief, den der Pfarrer zu L.. an ihn geschrieben hatte. Im Briefe waren teutsche, griechische, und hebräische Worte, und die Addresse war französisch, und ganz unten stand zum Ueberflusse noch das franco. „Sehen Sie, wie viel Sprachen auf einem einzigen halben Bogen, sagte der Kolleg! Wenn ein Ausländer den Brief sähe, so könnte er fast mathematisch daraus beweisen, daß wir die albernste Nation auf der ganzen Welt wären.“ — Aber, wie gesagt, das Ding wird sich ändern.

Karl an Sigmunden.

Vor vierzehn Tagen machte ich mit meiner Charlotte eine Spazierreise. Wir waren eben wieder auf dem Rükwege begriffen, als sich ein alter Mann mit grauen Haaren und zerrißenen Kleidern uns näherte, und um einen Zehrpfennig bat. Wir gaben ihm den, und indem ich ihm solchen hinausreichte, so wunderte sich Charlotte, die ihn unterdessen aufmerksam betrachtet hatte, über die grose Aehnlichkeit, die der Arme mit dem ehemaligen Bedienten des enthaupteten Herrn von N.. habe. „Seid ihr niemals, fragte sie ihn, in des Herrn von N.. Diensten gewesen?“ — Ach ia, gnädige Frau, ich bin lange bei ihm gewesen, und habe viel bei ihm ausgestanden. Haben Sie ihn etwa gekannt, gnädige Frau? — „Nur gar zu wol habe ich ihn gekannt, und wo ich nicht irre, so seid ihr eben der Johann, der mich ehemals aus dem Gefängnis befreit hat.“ — Aus dem Gefängnis? stuzte der Alte. Ich verstehe nicht, was Sie meinen. — „Seid ihr nicht von dem Herrn von N.. zu dem Herrn von Fletsen gekommen?“ — Ach, ums Himmels willen! rief der Alte iezt freudig aus. Nun erinnere ich mich erst, woran ich bin. Sind Sie etwa gar das liebe Frauenzimmer, das ich damals im Keller bewachen mußte? —

Meine Frau bejahete das, und nun sollten Sie gesehen haben, wie der alte Narr so begierig nach ihrer und meiner Hand schnappte, wie er sich so ungeberdig zu unsern Füssen herum wälzte, und

wie

wie er einmal um das andere enthusiastisch ausrief: Gott segne Sie, Gott behüte Sie! — Charlotten giengen die Augen über. Sie fragte ihn: wie er in diese betrübten Umstände gerathen sei? — „Ach, fieng er an, da könnt' ich gar kein Ende finden, wenn ich Ihnen Alles mit Umständen erzehlen wollte. Das wissen Sie doch noch, daß mich der Herr von Fletsen in seine Dienste genommen hat?" — Freilich weiß ichs noch, sagte Charlotte. Ich bin ia über drei Wochen in Fletsens Hause gewesen. — „Nun recht, izt fällt mirs wieder bei, versezte der Alte. Das ist ein rechtes Elend, daß ich so gar vergessen bin. Ich wills Ihnen also ganz kurz sagen. Beim Herrn von Fletsen bin ich sieben Jahre in Diensten gewesen; und hernach starb er. Seine Gemahlinn folgte ihm auch bald nach, und ich heurathete hierauf das Fletsische Kammermädchen. Sie hatte sich eben sowol, als ich, einiges Vermögen gesammelt; wir kauften uns daher auf einem benachbarten Dorfe ein Häuschen an, und ich ernährte mich, als ein gelernter Schneider, von meinem Handwerke. Ob wir wol keine Kinder zeugten, so hatten wir doch eine sehr vergnügte Ehe, und ein reichliches Einkommen. Aber auf einmal schlug das Blatt um. Meine Frau wurde auf freiem Felde von dem Schlage getroffen, und wenig Monate darauf gieng mein liebes Häuschen mit meinem ganzen Vermögen im Rauch auf. Ich weiß heute nicht, wie das Feuer entstanden ist; aber die Leute wollten mir sagen, es sei eingelegt worden. Ich wurde also gezwungen,

diesen Bettelstab zu ergreifen; und den trage ich nun schon sechs Jahre in meinen Händen herum, und bin dabei, wie Sie sehen, alle Tage elender geworden." —

Er wollte weiter reden; aber er hatte schon zu viel gesagt, um unser Mitleiden rege zu machen. Wir baten ihn also, daß er nun einhalten, sich zu uns in die Kutsche sezen, und sich unsrer weitern Vorsorge überlassen möchte. — O wie vergnügt war der gute Alte, da er dies Wort hörte! Seine ganze Sprache bestand nun in Thränen, und im Händedrüken. Charlotte weinte ebenfalls. Jener aus Dankbarkeit, und diese aus Wollust, daß ihr der Himmel eine Gelegenheit schikte, sich an ihrem alten Wohlthäter und Erretter revangiren zu können. Ich erzehlte ihm dabei das traurige Ende seines ehemaligen Principals, und wie ich ihn im Gefängnis gesprochen, wie er mich um Verzeihung gebeten, wie er mich versichert, daß er sich noch zur Stunde über die Standhaftigkeit und Treue meiner Charlotte wundre, und wie ich ihn mit der größten Gelassenheit sterben gesehen habe. Dies war ihm eine unerwartete Neuigkeit, und er weinte von Neuem. — In dieser Verfassung kamen wir nach Hause, und kündigten ihm nun an, daß es ihm frei stehe, sich aller Bequemlichkeiten zu bedienen, und sein Leben bei uns beschliessen zu dürfen. Er nahm dieses wiederholte Anerbieten mit dem größten Entzüken an, und nun wurden gleich die möglichsten Anstalten zu seiner Bewirthung

thung gemacht. Charlotte wies ihm ein eigenes Kämmerchen mit einem eigenen Bett' an, und ich nahm mir die Freiheit, seine alten Lumpen hinter die Thüre zu werfen, und kleidete ihn nach meinem Gutdünken. Seitdem ist er nun unser angenehmster Gast im Hause. Meine Kinder lieben ihn ausserordentlich, und ziehen ihn gemeiniglich mit in ihre Spiele. „Ja, sagte gestern mein Frize zu ihm, ich weis wol, warum ich Ihm so gut bin. Er hat einmal meiner Mama eine Leiter gebracht — nicht wahr?“ — Er siehts, daß wir ihn gerne haben, und dies macht ihm Muth. Er ißt und trinkt, was ihm schmekt, und das von Rechtswegen. Wir haben Ueberfluß, sagt Charlotte; aber, wie er mir damals sein Essen ins Gewölb brachte, da litte er selbst Mangel. — Wär' es doch möglich, daß Sie uns bald wieder einmal besuchen könnten! Nun sinds schon vierzehn Jahre, daß wir uns nicht gesehen haben. Denken Sie einmal! Vierzehn Jahre! —

Ihren Brief vom 15. August habe ich, dünkt mir, schon vor drei Wochen beantwortet. Ich sage Ihnen also nur dieses noch, daß ich die Flachsischen Predigten gelesen, und sie ganz und gar nicht nach meinem Geschmake befunden habe. Inzwischen schwalbt man doch an einigen Orten, als ob er ein grund- und tiefgelehrter Mann wäre, der weniger nicht, als eine Superintendentur, verdiente. Ich bins zufrieden, und Sie haben doch wol auch nichts darwider? — Von der Bataille, die vor

einigen Tagen in unsrer Nachbarschaft vorgefallen ist, werden Sie ohne Zweifel schon nähere Nachrichten haben. Ich unterlasse es also, Sie davon zu unterhalten, und wünsche, daß Sie wol leben mögen. Am 12. Oktober, 1758.

Sechstes Kapitel.

Enthält eine sonderbare Jagd, und etwas von der edlen Musika.

Proh dolor iterum ad incitas sum redactus, sagte Herr Martin, da er seine Kassation erhielt! Er las sie durch, zerriß sie, und zertrat sie mit den Füssen. — Die Bauern hatten ihre herzliche Freude, da der kassirte Schulmeister in seinem abgetragenen schwarzen Roke seine bisherige Wohnung verlies. Der eine sah ihn über die Achsel an, der andre schien vor ihm ausspeien zu wollen, der dritte schlug das Fenster zu, da er vorüber gieng, der vierte blekte ihm die Zähne, der fünfte klatschte in die Hände, der sechste zog ganz spöttisch sein Mützchen ab, und empfahl sich zu geneigtem Andenken; und nicht ein einziger war im Dorfe, der mit ihm nur das mindeste Mitleiden gehabt hätte. Er hats verdient, der Schlingel, sagte Veit; die Beine sollt' man ihm noch oben drein abschlagen, sagte Peter; ich wollte, daß er die Angst kriegte, sagte Töffel; und Martin — Martin, der dies Alles mit seinen Ohren vernahm, der die Beleidigungen, die man ihm anthat, fühlte, und sie stark fühlte —

dieser

dieser schlug die Augen zur Erde, seufzte zum Himmel, und gieng davon. —

Es war der 23. Mai, 1740. da er das unbarmherzige Dorf verlies. Sobald er sich auf freiem Felde befand, fühlte er auch schon die ganze Stärke seines gegenwärtigen Elendes. Ausser vier Achtgroschenstüken, die er sich noch von seiner lezten Besoldung zurük gelegt hatte, besas er nun weiter nichts mehr, als ein altes spanisches Rohr mit einem Kokusknopfe, und seinen schwarzen Ornat, von dem wir schon oben gesagt haben. „Nun steht dir die Welt wieder überall offen," sprach er zu sich, und sah dabey auf seinen Rok hin. Aber dieser Rok, dieser jämmerliche Aufzug — Unmuthsvoll, schlich er izt durch einen buschichten Wald fort, beweinte sein Elend, und stillte seinen Hunger. Er bot an allen Orten seine wenigen Dienste an; wollte bald Schreiber, bald Hofmeister, bald Schulmeister werden: aber nirgends fand er Gehör, und Alles, was er zur Antwort erhielt, war ein nachlässiges: Gott helfe Ihnen! —

Bey diesen Umständen hatte er nicht allein in kurzer Zeit seine vier Achtgroschenstüke verzehrt, sondern war auch ausserdem noch in die Nothwendigkeit versezt worden, sein liebes spanisches Rohr mit dem Kokusknopfe zu verkaufen. Der Schuster, ders ihm abgekauft hatte, gab ihm nur einen halben Thaler dafür, und auch dieser war schon wieder bis auf zween Groschen herunter gekommen, als

er sich

er sich traurig hinter einen Busch sezte, und der Nachtigall zuhorchte. Es war schon späte Nacht, und er zweifelte, ob er noch eine Herberge erreichen könnte. Du willst also hinter diesem Busche liegen bleiben, dacht' er, und schlief ein. — Auf einmal hop, hop, hop, hop — und immer näher — und immer näher — hop, hop, hop, hop — Martin wachte auf, und sah sich um. Bei dem wenigen Mondlicht konnte er nur so viel erkennen, daß der Reiter ein Jude war; aber desto deutlicher vernahm ers, daß er etwas fallen gelassen: und suchte nach. Was wars? — Eine Tobakpfeife mit Silber beschlagen. — Das hat dir Gott zugeschikt, dachte er, und gieng gleich mit anbrechendem Morgen auf eine Stadt zu, um sie zu Gelde zu machen. Ein junger Herr, der eben vorüber gieng, als Martin zum Thore hinein trat, fragte ihn gleich: ob ihm dieser Kopf feil wäre? — Wenn er mir bezahlt wird, sagte Martin. — „Was soll er kosten?“ — Er ist braun geraucht, wie Sie sehen, und mit Silber beschlagen — sechs Thaler. — Der junge Herr gab ihm diese sechs Thaler, und Martin stekte sie vergnügt zu sich, und gieng weiter. —

Diese sechs Thaler schienen ihm nun ein groses Kapital zu seyn, und er glaubte vielleicht eben so wenig, daß sie ein Ende nehmen könnten, als ers ehemals von seinem ganzen väterlichen Erbtheile geglaubt hatte; wenigstens schliesen wir dies daraus, weil er in weniger, als vierzehn Tagen mit

diesen

diesen sechs Thalern glüklich zu Ende war. — Er hatte nicht so bald den lezten Groschen herausgezogen, als er schon wieder mit melankolischer Geberde auf seinen Rok sah, und sein Schiksal verwünschte. „Sollst du denn wirklich in diesem Elende verschmachten müssen, rief er aus; und sollst du nie wieder zu Ehren kommen? Ist denn gar kein Glük, gar keine Sonne, gar kein Mitleiden mehr für dich auf Erden?“ — Indem er dies gesagt hatte, war er eben durch eine lange Strasse gegangen, und wollte nach einer Herberge. Aber ein unvermuthetes Geränsch hies ihn stille stehen. Es waren zween wolgekleidete Herren, die sehr künstlich wegen der rechten Hand stritten. Jeder wollte zur Linken seyn, und keiner wollt' es doch zugeben. Aus dieser Absicht machten sie unaufhörliche Seitensprünge, suchten einander die linke Hand abzugewinnen, und bei dieser Gelegenheit geschah es denn, daß der eine derselben seinen goldenen Ring verlor. Martin hatte dies nicht so bald bemerkt, als er schon langsam hinten nach schlich, und ihn aufhob. — „Abermals hat dir das der Himmel zugeschikt, dachte er, und machte ihn gleich am folgenden Morgen wieder zu Gelde. Aber die acht Thaler, die er dafür erhalten hatte, nahmen fast eben wieder so ein plözliches Ende, als sie gefunden waren; und weil denn, ihm zu gefallen, keine Sele mehr etwas verlieren wollte, so sah er sich endlich genöthigt, vor den Thüren zu betteln. —

Ein saures Stük Brod, sagte der Konsistorialrath Sternebok, als er jüngst einen Bettler sah,

der

der die Ranze mit verschimmelten Grumpen gefüllt hatte! Und doch war dieses saure Stük Brod Alles, was sich unser Martin nur wünschen konnte; und er befand sich auch so ziemlich wol dabei. — Wenn wir aber dem geneigten Leser umständlich erzehlen wollten, wie oft und wie schimpflich dieser trostlose Bettler von den Thüren gewiesen worden, wie oft er Hunger gelitten, wie oft er in Gefahr, zu sterben, gewesen, und wie betrübt er oft Tage lang in den Wäldern herum geschlichen sei; so würden wir zwar damit einige Blätter anfüllen können, im Grunde aber nicht das Mindeste dabei gewinnen, und uns überhaupt den Vorwurf der Weitschweifigkeit zuziehen, den wir doch, so viel als möglich, zu vermeiden, uns äuserst empfohlen haben. Wir hinterbringen daher nur so viel, daß er in diesem schmerzlichen Zustande schon sechs Monden geschmachtet habe, als ihm auf einmal eine ganz sonderbare Begebenheit auffties. — Er hatte sich in dem elendesten Wirthshause einer gewissen angesehenen Stadt seine Herberge ausersehen, und von dem Wirthe die Erlaubnis erhalten, daß er sich so lange, als bis seine zerrissenen Hosen geflickt wären, auf dem Dachboden verweilen dürfte. Dem zu Folge begab er sich also ungesäumt auf den Dachboden, zog Zwirn und Nadel hervor, und flikte seine Beinkleider. Er war so ruhig, als mans bei solchen Umständen immer nur seyn kann, und glaubte nichts weniger, als daß ihm diese Emsigkeit einen Verdruß zuziehen würde. Aber der Nachbar, welcher ein Schneider war, und von seiner

Stube

Stube aus der erschreklichen Nahrungsbeeinträchtigung zusah, hatte diese Operation nicht so bald zu Gesichte bekommen, als er schon die Scheere zu Boden warf, seinen blauen Mantel herunter nahm, und sich zu dem geschwornen Meister verfügte. —

Meister, sagte er, ich habe eben izt in meiner Nachbarschaft einen fremden Schneider entdekt, und dem Kerl müssen wir den Kolben lausen. Unser Handwerk ist ohnehin schon hinlänglich übersetzt, und kann sich kaum die Helfte davon ehrlich genug forthelfen; wenn wir nun vollends noch die ausländischen Schneider herein lassen wollten, so könnten wir in kurzer Zeit gar zu Bettlern werden: und diesem Unheile müssen wir vorbauen." — Ja wol, ia wol! sagte der Geschworne! Dank' ihm gar schön für seine Anzeige; will gleich das Handwerk zusammen berufen. — Das Handwerk kam, und nun berathschlagte man, wie man dem vermeintlichen Schneider nachdrücklich zu Leibe gehen wollte. Wir müssen ihn in actu überfallen, sagte der eine, sonst leugnet er uns Alles aus den Augen weg. — Nein, sagte der Denunciant! Das kann ich nicht zugeben. Der Wirth ist mein lieber Nachbar; und wenn er erführe, daß ich an allen diesen Anstalten Schuld hätte, so könnte ich auf Zeit Lebens seine Freundschaft verlohren haben. Im Hause schikt sichs ohnehin nicht wol, einen Ueberfall vorzunehmen; wir könnten dadurch in ein Wespennest stosen, und einen gefährlichen Proceß über den Hals kriegen.

— „Er hat Recht, er hat Recht! schrie die Zunft, Wol ausgedacht, wol ausgedacht!“ — Aber wie wollen wir denn den Burschen in unsre Hände bekommen, wenn euch dieser Vorschlag nicht anständig ist? fieng wieder ein anderer an. — „Mein Vorschlag ist dieser, sagte der Geschworne: Man beseze die Thore, und gebe genau Acht, daß er nicht entwischen könne! Haben wir ihn dann, so wollen wir ihn schon zur gebührenden Strafe ziehen.“ — Gewiß, gewiß! schrie die ganze Zunft: Das ist ein kluger Einfall. Jezt laßt uns keinen Augenblik mehr versäumen, damit uns der Brodbieb nicht entspringen könne! —

Sie besezten die Thore, und stellten auch sonst noch einige Spionen auf, und erwarteten nun den fremden Schneider mit vieler Sehnsucht. — Unterdessen war Martin mit seiner Beschäftigung fertig geworden, bedankte sich bey dem Wirthe für die Herberge, und gieng ganz ruhig und gutes Muths zu einem Nebenthore hinaus. Er war kaum hundert Schritte gegangen, als sich der eine von den aufgestellten Spionen unter das Thor zu den versammelten Schneidern verfügte, und ihnen anzeigte, daß der fremde Pfuscher durch ein unbeseztes Nebenthor bereits entwichen, und allem Vermuthen nach schon tief im Felde sei — Was, was? schrien die Schneider. Der Dieb sollte uns bei der Nase herum führen? Mit nichten! — Sie holten in der möglichsten Geschwindigkeit einige Fleischershunde zusammen, und verfolgten nun den

armen

armen Martin mit dem heftigsten Eifer. — Er gieng eben ganz bedächtlich über die Felder hin, als ihn der Nachtrapp erblikte. „Heh, heh! schrien sie, Bleib stehen, Hund, bleib stehen, Schlingel!“ — Martin kehrte sich um, und wußte nicht, was er aus dem Geschrei machen sollte. Je näher sie aber auf ihn los kamen, desto genauer merkte er auch, daß es auf ihn gehe; und ob er sich gleich keines frischen Vergehens bewußt wars, so war ihm doch nicht anders, als ob er gesündiget hätte; und er begann also, mit vollen Schritten davon zu laufen. — Urap, dap, dap, schrien seine Verfolger hinter ihm her — urap, dap, dap — und ehe er sichs versehen hatte, so rissen ihn schon zween große Fleischershunde darnieder, und er befand sich in den Händen der rachgierigen Schneiderzunft. — „Du Schlingel, fieng der eine an, ist das auch recht, daß du dich in fremde Städte einschleichest, und uns angesessene ehrliche Männer in ihrer Nahrung beeinträchtigest? Ist das erlaubt? — Martin verstand nicht, was sie da haben wollten, und bat, sie möchten ihn doch belehren, warum sie ihn mit Hunden verfolgt hätten. — „Weil du in unser Handwerk gepfuscht hast, sagte eben der, der ihn fliken gesehen hatte.“ — Martin wußte noch immer nicht, was das seyn sollte. Ich bin ein armer Studiosus Juris, sagte er, und verdiene mein Brod mit Betteln; was geht mich euer Handwerk an? — „Willst du noch leugnen, Schlingel? fieng der vorige wieder an. Habe ich dich nicht mit meinen eigenen Augen auf

des Wirths Dachboden mit Schneidersarbeit begriffen gesehen? — „Ha, ha, schrie Martin, nun merk' ich erst, wo ihr hinaus wollt. Da seht, da will ich euch die Arbeit weisen, die euch so sehr in Eifer gesezt hat!“ — und hier zeigte er ihnen die geflikten Beinkleider. — Aber die Schneider waren damit noch nicht zufrieden, sondern faßten ihn beim Ermel, und schleppten ihn mit sich in die Stadt, und in das nämliche Wirthshaus zurük, wo man ihn arbeiten gesehen hatte. „Herr Wirth, sagte die Zunft, geb' er Gott die Ehre, und sag' er uns, ob nicht dieser Mensch ein ausherrischer Schneider ist, und ob er nicht auf seinem Dachboden gearbeitet hat!“ — Der Wirth fieng bei dieser Anfrage ein lautes Gelächter an, und bezeugte ihnen, daß unser Martin nichts anders, als ein Bettler. sei, der sich heute auf seinem Dachboden die Hosen geflikt habe; ob er wirklich ein Schneider wäre, könne er nicht wissen: aber das wisse er wol, daß er sich nicht das Mindeste von ihm habe arbeiten lassen. — Je genauer sie nachforschten, desto mehr wurden sie überzeugt, daß sie geirrt hatten. Sie sahen endlich also kein anderes Mittel übrig, als den vermeintlichen Schneider wieder laufen zu lassen, und sich unter einander auszulachen.

Martin, den die freche Begegnung mit den Fleischershunden in groses Schreken gesezt hatte, wollte das erlittene Unrecht nicht so gerade zu umsonst erduldet haben, und drohte daher, daß er zum Zunftrichter gehen, und sich Genugthuung verschaffen

schaffen wollte. Den armen Schneidern wurde bei dieser Drohung das Herz schwer; sie baten ihn um Verzeihung, und versprachen ihm eine herrliche Mahlzeit. Durch diese lies er sich denn endlich wieder besänftigen, und sezte, nachdem er sich hinlänglich gesättiget hatte, seinen Stab weiter. Der Henker hat doch die Schneider gemacht, sagte er zu sich, indem er sich zugleich an ihren schelmischen Kollegen in N.. erinnerte! —

Nach dieser Geschichte, die wir am Eingange dieses Kapitels eine sonderbare Jagd zu nennen beliebet haben, verfügte sich Herr Martin auf die weltberühmte Stadt A** zu. Er hatte schon durch verschiedene Strassen sein Brod gebettelt, als er vor das Haus eines sogenanuten lateinischen Schusters kam, und auch da einen Zehrpfennig verlangte. Der Schuster machte mit einer gelehrten Miene das Fenster auf, und fragte ihn: was er für ein Handwerker wäre? — Ich bin kein Handwerker, sagte Martin, sondern ein armer Studiosus Juris. — „Studiosus iuris? Veni paulisper intus!“ Der Kerl ist ein Narre, dachte Martin. Wenn er mir lieber einen Groschen gäbe! — „Veni intus! Secunda vice te rogo.“ — Weil der Schuster nicht nachlies, so gieng er endlich hinein. — „Tu es pauper diabolus, vti video?“ — Omnino! — „Et ego gaudeo, quod habeo vnum hominem pro me, qui potest linguam latinam. Ego sum magnus amicus de hac lingua.“ — Ego etiam. — Sie unterredeten sich hierauf eine geraume Zeit von dem Elende der Armuth, und von dem kalten Win-

ter, und der Schuster war aus Freude beinahe närrisch geworden, daß er nach langer Zeit wieder einmal einen Menschen gefunden hatte, bei dem er seine Weisheit mit so guter Manier anbringen konnte. Weil ihm Martin auf alle seine Fragen die gehörige Antwort gab, so hatte er sich dadurch so sehr bei ihm empfohlen, daß er auf der Stelle den edelmüthigen Entschluß faßte, ihm einen noch ganzen, aber abgetragenen Rok zu schenken. — Martin versicherte, daß er dergleichen eben zur höchsten Noth bedürfe, und zog ihn an. Aber er war ihm zu weit, und der Schuster fuhr mit einem brüllenden Gelächter heraus: hic vides sicuti Mausdreckius in laterna. Doch dem Uebel konnte geholfen werden. Er hatte einen etwas engern bei der Hand; und weil dieser unserm Helden vollkommen auf den Leib paßte, so erhielt er ihn auch, zog ihn an, und nahm mit vielen Komplimenten und den verbindlichsten Danksagungen von dem lateinischen Schuster Abschied. Bene vale, rief er ihm nach. Ago gratias, sagte Martin. —

Er war noch keine hundert Schritte gegangen, als sich ein unbekannter Spielmann zu ihm gesellte. Der Spielmann war ein Kerl, der wenigstens schon sechzig Jahre auf dem Leib, und sich von Jugend auf sein Brod mit der Zither verdient hatte. „Wir wollen gemeine Sache machen, sagte Martin. Was du verdienst, soll mein, und was ich verdiene, dein gehören.“ — Topp, sagte der Spielmann, und von dieser Stunde an blieben sie die unzertrennlichsten Freunde. Sie theilten sich zwar den Tag über in verschiedene Gegenden aus; aber

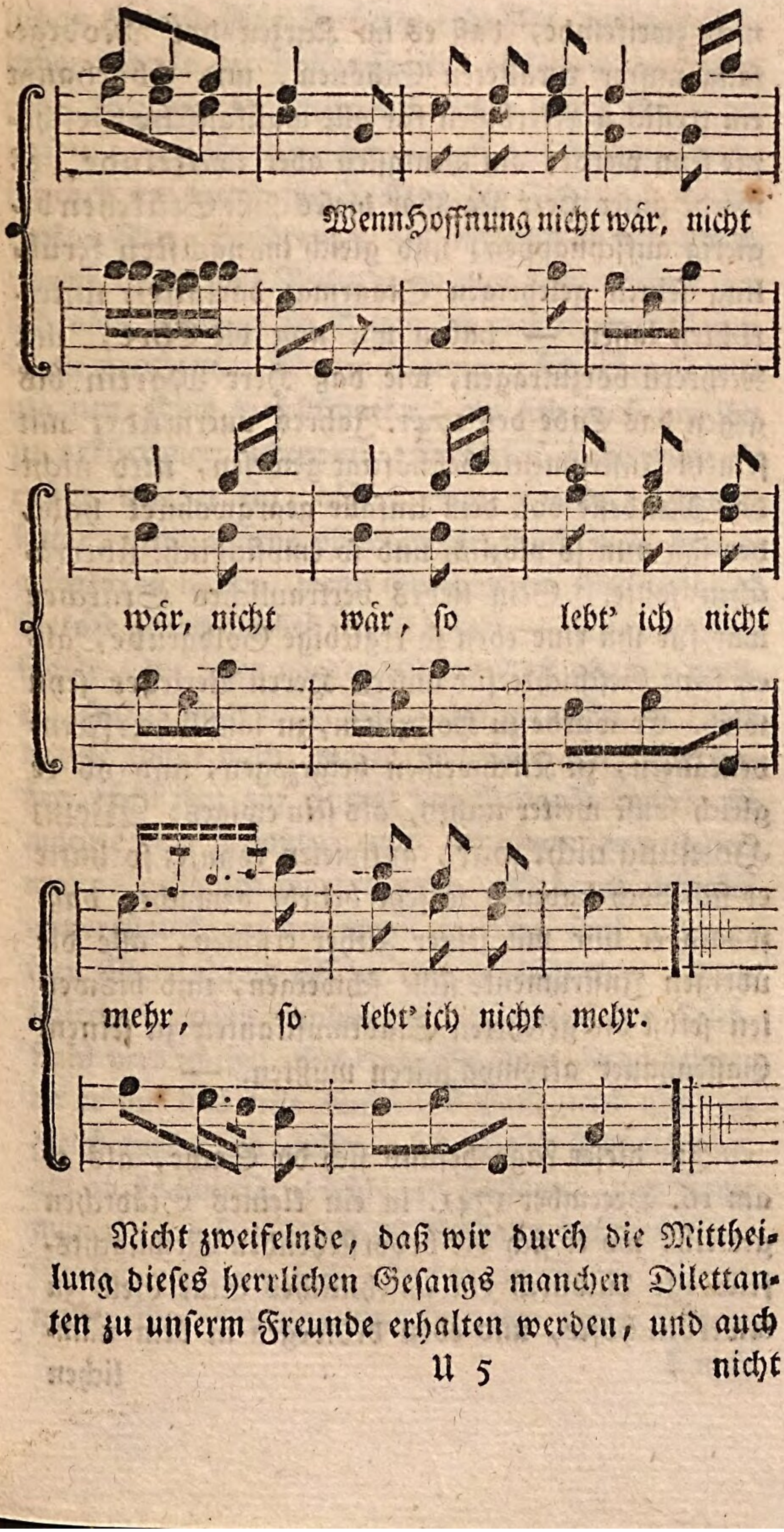
sie rich-

sie richteten ihre Marschroute immer so ein, daß sie am Abend wieder richtig zusammen trafen. — Bei dieser Gelegenheit versäumte Martin nicht, einige Stüke auf der Zither zu lernen, und er würde es vielleicht noch eben so weit, als der Spielmann, gebracht haben, woferne dieser nicht so plözlich gestorben wäre. Sie waren eben mit einander über eine Haide gegangen, als diesen der Schlag rührte. Martin wendete alles an, um ihn wieder ins Leben zu bringen; aber umsonst. Der Spielmann blieb tod, und unser Held sahe nun weiter nichts mehr übrig, als von diesem Vorfalle bei dem nächsten Dorfe die Anzeige zu machen, und für ihn um ein ehrliches Begräbnis zu bitten. Dies erhielt er auch, Martin aber erbte seine Zither, und suchte nun sein Brod weiter. —

Zur damaligen Zeit konnte es ein musikalischer Bettler hoch bringen. Alles sperrte die Ohren auf, wenn die Schalmei, oder die Leier, oder die Geige, oder die Zither vor den Thüren ertönte, und unsre Leser können daher leicht errathen, daß sich auch Martin iezt ungleich mehr, als vorhin, werde verdient haben. „Das ist ein vortreflicher Spielmann, sagten die Leute. Sagt ihm doch, daß er sein Stük wiederholen soll!“ — Er wiederholte es mit Vergnügen: und noch vergnügter stekte er dann die kleine Gabe ein, die er sich mit der lieben Zither so spielend verdient hatte. Damit aber auch unsre Leser das Stük kennen lernen, das dem armen Martin so manche Reize gebracht hat, so unterfangen wir uns hier, es mit dem Texte säuberlich bei-

druken zu lassen, und versprechen uns seiner Zierlichkeit wegen die erwünschteste Aufnahme. —

Munter.



Nicht zweifelnde, daß wir durch die Mittheilung dieses herrlichen Gesangs manchen Dilettanten zu unserm Freunde erhalten werden, und auch

nicht zweifelnde, daß es im Kurzen der Mobegesang unsrer veralteren Schönen, und überhaupt ein treflicher Lekerbissen für alle musikalische Geschöpfe seyn werde; am wenigsten aber zweifelnde, es werde unser Herr Nachbar dieses süße Stükchen begierig auffschnappen, und gleich im nächsten Frühling seinen gelehrigen Staarmaz darinnen unterrichten lassen — haben wir nun die Ehre, mit Mehrern vorzutragen, wie daß Herr Martin bis gegen das Ende des 1741. Jahres unermüdet mit seinem Instrumente beschäftigt gewesen, und nicht das Mindeste von dem Unfalle geargwohnet habe, der ihn nun so plözlich und so empfindlich überraschen sollte. Sein liebes vertrauliches Stükchen war für ihn eine eben so ergiebige Goldgrube, als es seine Geschichte für unsern Herrn Verleger seyn wird. Er wurde zu Hochzeiten, zu ländlichen Freudentänzen, zu Kirchweihen beigezogen, und ob er gleich sonst weiter nichts, als sein ewiges: Wenn Hofnung nicht wär, aufspielen konnte; so hatte er sich doch dadurch so sehr beliebt gemacht, daß, sobald er nur mit seiner Zither erschien, alle die übrigen Instrumente stille schweigen, und bisweilen selbst die gelehrten Stadtmusikanten zu seinem Gassenhauer akkompagniren mußten. —

In dieser Lage befand sich die Sache, als er am 16. December 1741. in ein kleines Städtchen gerieth, wo er sich die bevorstehenden Weihnachtsfeiertage hindurch ein ansehnliches Stük Geld zu erwerben hofte, und eben deswegen in dem nämlichen

lichen Hause seine Herberge erwehlte, wo gewöhnlicher Weise die Postpassagiere abstiegen, und bis zum Abgang der weitern Post der kurzen Ruhe genosen. — Er war schon längst auf seinem Strohbündel gelegen, zur Rechten die Zither, und zur Linken seine Brodranze, als auf einmal der Wirth zween vornehme Reisende an seine Seite führte, die sich aus Mangel an Betten, so wie er, aufs Stroh legen mußten. Martin kümmerte sich eben so wenig um seine Gesellschafter, als sich diese um ihn zu bekümmern schienen. Er schlief daher eben so ruhig wieder ein, als er schon vorher geschlafen hatte, und würde ohne Zweifel noch weit länger geschlafen haben, wenn ihn nicht ein fürchterliches Getöse unvermuthet erwekt hätte. — Der eine Passagier, der eben wieder mit der Post abgehen wollte, suchte nach seiner Uhr, und vermißte sie. Er dachte lange nach, wo er sie müßte hingestekt haben, bis ihm auf einmal der Gedanke beifiel, sie möchte ihm gestohlen, und zwar von dem Spielmanne gestohlen worden seyn. Er begab sich also unverzüglich auf den Stall zu, und fand den armen Martin noch tief im Schlafe begraben. Sein schlechter Anzug machte ihn allerdings des Diebstals verdächtig; aber er wurde noch verdächtiger, da er auf das erste Rufen des Passagiers nicht sogleich aufwachen wollte. Die Bestie stellt sich nur, als ob sie schliefe, dachte der Passagier, und damit man ihn um so weniger im Verdacht haben soll. — Endlich schrie er laut, fluchte ein Paar Donnerwetter über ihm hin, und sties ihn an die Lenden.

Durch ein so unsanftes Weken mußte er allerdings munter werden. Er richtete sich daher halb schlaftrunken in die Höhe, und fragte: was das seyn sollte? — „Meine Uhr hast du mir gestohlen, sagte der Passagier, und giebst du mir sie nicht den Augenblik wieder, so bist du des Todes.“ — Martin erschrak bei dieser Anrede, als ob ihn der Donner gerührt hätte. Er versicherte, daß er die ganze Nacht hindurch unaufhörlich geschlafen, und an nichts weniger, als ans Stehlen, gedacht habe. Er sei ein ehrlicher Kerl, und verlange auch, als ein solcher zu sterben. — „Nur nicht viele Umstände, sagte der Passagier, sonst schlag' ich dir die Rippen entzwei.“ — Er berief sich von Neuem auf seine Unschuld, schwur bei dem Himmel, daß er nichts von seiner Uhr wisse, und erbot sich endlich und seine Brodranze zum Durchsuchen.

Man suchte durch; aber es war keine Uhr da. — „So hast du sie eben verstekt, Canaille; und ich sage dir, wenn du mir nicht auf der Stelle gestehst, wo du sie hin gethan hast, so sei dir Gott gnädig!“ — „Ich weiß warlich nicht, warum Sie Ihre Uhr eben von mir verlangen. Können Sie sie denn nicht verlohren haben, oder kann sie Ihnen nicht schon sonstwo gestohlen worden seyn, oder kann sich nicht ein Fremder in den Stall geschlichen, und Ihnen die Uhr genommen haben?“ — So sehr er sich auch vertheidigte, so wenig war ihm doch damit geholfen. Der Passagier beharrte darauf, daß er seine Uhr habe, und weil denn dieser

ser unaufhörlich das Gegentheil versicherte, so gerieth endlich jener dergestalt in Wuth, daß er sein spanisches Rohr ergrif, die Zither zerschmetterte, und den armen Spielmann bis auf den Tod schlug. — Der Passagier hatte nicht sobald bemerkt, daß er mit dem Tode ränge, als er ihn blutrünstig liegen lies, und sich in die Wirthsstube verfügte. Er erzehlte da, wie er den Spielmann gemishandelt habe, und rief einmal um das andere aus: nun habe ich mich doch an dem Spizbuben revangirt; nun mag er verreken!“ — Aber kaum, daß ers gesagt hatte, so trat ein kaiserlicher Stallmeister zur Thüre herein, und erzehlte der Gesellschaft, daß er diesen Augenblik vor den Stadtthoren eine silberne Uhr gefunden habe. „Eine silberne Uhr? fragte der Passagier; Zeigen Sie mir sie doch.“ — Er zeigte sie ihm. — „Warlich, das ist meine Uhr, rief er aus! Nun erinnere ich mich erst, daß ich kurz vor dem Thore ausgestiegen war, und bei dieser Gelegenheit muß ich sie verlohren haben.“ Der Stallmeister glaubte Anfangs, daß es nur ein Pfiff sei, und verlangte deswegen die Uhr wieder zurük. Da ihm aber die ganze Gesellschaft den Vorfall mit dem Spielmanne erzehlte, und daß man ihn eben wegen des Diebstals im Verdacht gehabt habe, so gab er sich endlich zufrieden, und sezte seine Reise weiter fort. — Aber desto verlegener war man nun, daß man dem unschuldigen Spielmanne so übel mitgespielt hatte. Der Passagier gieng stehenden Fuses zu ihm, und wollt' ihn um Verzihung des Unrechts bitten. Aber Martin hörte

ihn

ihn nicht. Er lag in einem todesähnlichen Schlummer, und schien ieden Augenblik sterben zu wollen. Nun ward dem Passagiere das Herz schwer; er machte sich die heftigsten Vorwürfe wegen seiner grausamen Handlung, er bereute seinen Zorn, er bat den Himmel um Vergebung und um das Leben des Spielmanns, er gelobte, daß er ihn wollte heilen lassen. —

Die Post gieng ab, und der Passagier blieb zurük. Er wollte erst abwarten, wie es mit dem Spielmanne gienge. Der Wirth mußte ihn auf seinen Befehl in ein erwärmtes Zimmer bringen, und zugleich den Arzt holen lassen. Er versprach, alle Kosten zu tragen, bis er geheilt seyn würde. — Der Arzt erschien, und versicherte, daß die Kur schwer sei. Er war gefährlich am Kopfe beschädigt, und hatte zween noch weit gefährlichere Streiche über den Unterleib bekommen. Inzwischen wendete dieser Alles an, was in seinem Vermögen stand, und brachte es auch in wenigen Tagen wieder so weit, daß Martin empor sehen, und einige Fleischbrühen genießen konnte. Sobald der Passagier bemerkt hatte, daß es nun wieder besser war, und ihm der Arzt zugleich die Versicherung gab, daß der Kranke iezt ausser Gefahr sei; so bezahlte er ihn sowol, als den Wirth, für seine Mühe, lies noch einige Goldstüke zur weitern Verpflegung des Spielmanns zurük, bat den armen Martin um Vergebung, und schenkte ihm gleichfalls einige Goldstüke zur Vergütung des erlittenen

Unrechts,

Unrechts, und fuhr nun getrost mit der nächsten Post auf L. . zu. —

Es dauerte sechs Wochen, bis der Arme vollkommen wieder gesund ward; und es war eben Zeit dazu gewesen: denn die Goldstüke, welche man zu seiner Verpflegung bestimmt hatte, waren eben mit dem lezten Tage auf die Neige gegangen, und wer würde ihn wohl dann noch ferner verpflegt haben? — „Gnädiger Gott, rief er aus, da er wieder auftreten konnte, ich danke dir aus dem Innersten meines Herzens, daß du mich wieder in das Leben zurükgebracht hast; ich danke deiner gütigen Vorsorge und deiner augenscheinlichen Hülfe, die du mir bey dieser schweren Krankheit hast angedeihen lassen, und werde deine Barmherzigkeit Zeit Lebens nicht vergessen, und auf ewig dein Diener seyn, auf ewig deine Gebote halten, auf ewig in deinen Gesezen wandeln.“ — Ists Ernst oder Spas? — Ernst ists, meine Herren, und wir garantiren für iedes Wörtchen, das in diesem Gebete enthalten ist. Ehe wir aber weiter gehen, so halten wir uns auch für verbunden, Ihnen die mächtige Metamorphose zu sagen, die mit dem Martin während seiner Krankheit vorgegangen ist, und die das vorhergehende Gebet unmittelbarer Weise hervorgebracht hat. Nichts ist leichter und gewöhnlicher in der Welt, als daß die Menschen von dem einen Aeuersten zu dem andern Aeuersten übergehen. Martin, der, wie wir wissen, der ungesittetste, leichtsinnigste, und lasterhafteste Jüng-

ling

ling war, der von seiner Jugend an die schlimmsten Streiche verübt hatte, und nur dann vergnügt war, wenn er seinen Lüsten uneingeschränkt nachhängen konnte — Martin, der seinen guten Vater so grob beleidiget, seine Freunde vor dem Kopf gestosen, manches Mädchen unglüklich gemacht, und eine Mordthat begangen hatte — eben dieser Martin wurde nun mit einem Male der fertigste Kopfhänger, träumte von nichts, als Frömmigkeit und gottseligem Wesen. und ward mit einem Worte gerade das Gegentheil von dem, was er zuvor war. Lassen Sie uns die Sache näher betrachten! — Es war in den ersten Tagen seiner Krankheit, als er zum ersten Male wieder das Glük hatte, sich seiner Sinne bewusst zu seyn. Er überlegte sein bisheriges Schiksal, seinen gegenwärtigen Zustand, die Gröse seiner Sünden, die Gröse seiner Schmerzen, die schrekliche Ungewißheit der Zukunft — Was ist wol fähiger, uns zum Nachdenken zu bringen, als wenn wir so verlassen, und wie angefesselt im Bette liegen, weder Sonne noch Mond sehen, nichts, als Schmerzen und Leid, empfinden, und den ungewissen Tod fürchten? — Ich hab' es verdient, rief er aus, ich hab' es verdient, dieses schmerzliche Elend. Tausendfach habe ichs verdient, und ich fühle nun, daß es noch weit zu wenig Strafe für das ist, womit ich einst den guten und barmherzigen Himmel so ruchlos erzörnt habe. O wie blind, wie toll lebte ich nicht in den lieben Tag hinein! Wie muthwillig trat ich die Vermahnungen meiner theuern Lehrer, die Vermahnun-

mahnungen meiner Freunde, die Vermahnungen meines guten Vaters mit Füssen? Wie unbesonnen arbeitete ich selbst mit unablässigen Kräften meinem gegenwärtigen Unglük entgegen! Wie wenig sorgte ich damals für das Heil meiner Seele, für die immerwährende Zufriedenheit meines Herzens! — Lasten von Sünden, ungeheure Verbrechen liegen auf mir. Wär' es noch Wunder, wenn ich mit allen Gerichten des Himmels, mit allen Strafen der göttlichen Gerechtigkeit heimgesucht, und in die unterste Hölle verdammt würde? Das sind sie, die Folgen deiner Jugendsünden; das sind sie, die Begleiter deiner schäumenden Laster! O woher, woher nehm' ich izt Ruhe für meine Sele, Sicherheit für mein Gewissen? — Da nagt er mich, der fressende Wurm, und zerfleischt mir mein Innerstes. — Gütiger Himmel, ists möglich, daß du einen zurük kehrenden Sünder nicht aufnehmen solltest? Hat deine Gnade, deine Barmherzigkeit nur bei mir ein Ende? Bin ich der einzige, den du verworfen hast, und soll ich der einzige seyn, der vergebens um Gnade fleht, vergebens deine Versöhnung wünschet?" —

Diese und dergleichen Gedanken waren nun sein täglicher Gegenstand, und ie mehr sich die Krankheit verminderte, desto gelassener, desto ruhiger ward er auch bei seinem Nachdenken. Er glaubte, daß er unendlich schwer gesündiget hätte, er glaubte, daß noch Verzeihung für ihn zu hoffen sei, er beschlos also auch, künftighin ein frömmeres

Leben zu führen, und gelobte dieses dem Himmel in den feierlichsten Ausdrüken. Sobald er nun von seiner Krankheit genesen war, bestätigte er diesen Entschluß von Neuem, und damit er Gott um so aufrichtiger, um so ungestörter, und um so gewissenhafter dienen könnte, so fügte er diesem Entschluß noch einen zweyten bei, und dieser war derjenige, daß er sich nun von Stund' an unter dem Beistande des Himmels der heiligen Theologie widmen, und als ein frommer und tugendhafter Mann sein Leben beschliessen wolle. Und nun wollen wir unserm Herrn Martin zu dieser Veränderung herzlich Glück wünschen, und ein neues Kapitel beginnen.

Siebentes Kapitel.

Was wird nun endlich da herauskommen?

Da der Kranke wieder genas, ward er ärger als fürbaß. — So sagt das Sprichwort; und wie sehr freuen wir uns daher, daß wirs durch das Beispiel unsers Martins aufs Neue entkräften können! — Eine fast unglaubliche Herzens- und Sinnesänderung war mit ihm vorgegangen; und daß es sein Ernst gewesen sei, dies wird die Zeit lehren. Sobald er also wieder gesund war, verlies er mit Freuden über seine plözliche Verwandlung seine bisherige Herberge, dankte dem Wirthe für die gute Aufwartung, und überrechnete nun den Rest der Goldstüke, die ihm der Passagier zur Vergütung seines erlittenen Unrechts zurük gelassen hatte.

Es

Es waren noch acht Thaler, und sechs Groschen. — Mit diesen, sagte er, will ich mich denn in Gottes Namen nach * * verfügen, mich der heiligen Gottesgelehrheit widmen, und fromm seyn. — Er war auf freiem Felde, da er dies sagte. Eine geheime Wollust durchströmte alle seine Glieder; er fühlte sich urplözlich in dem Zustande der Seligen; er sah nun die Welt in einer weit gebrechlichern Lage, als sie ihm vorhin schien; es ist kein dauernd Glük auf Erden, sagte er; Nichts ists; Eitelkeit ists; vergängliches Wesen ists; ein Nebel den die Sonne verscheucht! — Wie glüklich werde ich seyn, wenn ich den von Angesicht zu Angesicht schauen werde, der da ist, der da war, und der da seyn wird! Der uns, wie Säuglinge, mit seinen Fittigen dekt, der uns ernährt, der uns erhält, der uns vergiebt, wenn wir gesündiget haben! — Welch ein glänzender Zustand, sein Bote auf Erden zu seyn, seine Befehle zu verkündigen, sein Hirt über seine Heerde zu werden, sie väterlich zu weiden, und am Ende der Laufbahn mit sich in seine Arme zu bringen! Wie sehr entzükt mich nicht diese herrliche Zukunft! Ist wol nur ein Stand auf Erden, der der Welt mehr Vortheile bringen kann, als der Predigerstand? Gehen nicht alle mit weltlichen, sündlichen Dingen um, und vergessen dabei das Nothwendigste, das Heil ihrer Selen? Sind sie nicht alle in irrdische Geschäfte verstrikt, alle vom Sinnlichen hingerissen, alle weit vom Himmel entfernt? Aber ein Prediger, ein Prie-

ster — welch' ein tröstender Gedanke, das zu seyn!" —

Martin glaubte in der That für unumstöslich gewiß, daß der Predigerstand den meisten Nuzen stifte; und ob wir gleich bei dieser Gelegenheit mit vielen Gründen umständlich darthun könnten, daß eine solche Behauptung ein mit nichten verdiene, und daß die übrigen Stände vielleicht eben so viel, wo nicht bisweilen noch weit mehr zu dem Besten der Erdbürger beitrügen; so wollen wir ihn doch bei seinem Dünkel lassen, und es für izt um so mehr mit vorsezlichem Stillschweigen übergehen, als ein ieder vernünftiger und einsichtsvoller Leser unsre in petto behaltenen Gedanken ohnehin errathen, und auch die Gründe nicht verkennen wird, aus welchen wir unsre unvorgreifliche Meinung mit dem besten Erfolg ableiten könnten. Schlimm genug, daß man noch heute das thörichte Vorurtheil nährt, als ob der geistliche Stand das gröste Verdienst, die vorzüglichste Würde habe! Als ob man nicht in iedem Stande eben sowol Gelegenheit hätte, Gutes zu thun, und Nuzen zu stiften, als in dem geistlichen! Als ob sich Alles, was nur gut und köstlich ist, einzig und allein in den Priesterrok einschliesen lasse! — Diesem Vorurtheile habens schon so Manche zu danken, daß sie einem ehrbaren Handwerk entzogen, auf die hohe Schule geschikt worden sind, und noch zur Stunde vielleicht als arme verlaßne Kandidaten eine Winkelschule errichten, und es verwünschen, daß sie diesen so hochgeprie-

gepriesenen Stand so unbesonnen erwählt haben. Und wie oft, wie oft wird man noch den nämlichen Fehler begehen, und die nämlichen Folgen erleben, und demungeachtet nicht klug werden? — Man will uns zwar versichern, als ob viele diesen Stand nur darum erwählten, damit sie desto bequemer des lieben Müssiggangs geniesen, und an der den Priestern schon seit Alters her allgemein zugestandenen Hochachtung Theil nehmen könnten. Da aber in unsern Tagen sowol die Emsigkeit, als die Demuth der Priester beinahe aufs Höchste gestiegen ist, so können wir ienem Geflister nicht im Mindesten beitreten, und beharren dagegen auf unsrer obigen Meinung. —

Martin eilte also nun mit starken Schritten auf * * zu, in der Absicht, die Theologie zu studieren. Aber so spät, so spät — er war ia nun schon fünf und dreisig Jahr' alt, — was kann da aus dem Eselein werden? — Nichts zu bedenken! Zu einem desperaten Vorsaz gehören desperate Mittel, und daß er diese wolweislich ergreifen werde, dafür lassen wir ihn sorgen. — „Kein Unfall, keine Gefahr, keine Drohungen sollen mich nun mehr abschreken, meine reiflich überlegte Entschliessung fahren zu lassen, sagte er zu sich. Selbst der Himmel scheint mich schon von meiner Jugend an zu diesem Stande bestimmt zu haben, indem er es durch einen Zufall geschehen lies, daß mir die Haare ausgerauft, und meine selige Mutter dadurch in die Nothwendigkeit versezt wurde, mir eine Perüke

machen zu lassen. Was ist die Perüke anders, als der äusserliche Charakter dieses verehrungswürdigen Standes? — Ahndung genug für mich — und ein hinlänglicher Fingerzeig, daß ich durch das Ablegen der Perüke den Himmel beleidigte, und daß es wider meine Bestimmung war, die Haare so wollüstig über den Rüken herunter hängen zu lassen.“ — Wir übergehen die fernern Betrachtungen, die unsern Helden auf seiner Reise nach * * beschäftigten, indem wir voraussehen, daß sie wenig oder gar nicht interessiren würden, und melden nur dieses noch, daß er die Sorge wegen seines künftigen Unterhaltes ganz allein dem Himmel überlassen, und den übrigen Theil seiner Reise hindurch unaufhörlich gebetet habe.

Es war der dritte Februar, 1742. da er gesund und wohlbehalten in * * anlangte. Er erkundigte sich sogleich nach dem ersten Professer der Gottesgelehrheit, und verfügte sich auf der Stelle zu ihm. — „Wer sind Sie, mein Herr, fragte ihn dieser? — Martin, der sich gleich bei seinem Eintritte als einen gottesfürchtigen Menschen angekündiget, und mehr, als zehnmal andächtig seine Augen verzogen hatte, machte bei dieser Frage einen sehr bescheidenen Bükling, und sagte, daß er Martin Flachs heise. — „Martin Flachs? wiederholte der Professer. Da sind Sie wol vielleicht gar ein Sohn von einem gewissen Herrn Kolomannus Flachs, mit dem ich vor ungefehr zwanzig Jahren wegen einer gewissen Angelegenheit korrespondirt habe?“ —

Martin. Unterthänig aufzuwarten, Ihre Magnificenz! Eben dieser Kolomannus Flachs ist mein Vater gewesen. Aber der Himmel hat ihn schon vor vierzehn Jahren zu sich genommen.

Professer. So? Er lebt also nicht mehr? Und was ist denn eigentlich Ihre Absicht, warum Sie hieher gekommen sind?

Martin. Ich schäme mich beinahe, Denenselben meine Geschichte zu erzehlen. Wenn Sie mir aber erlauben wollen —

Professer. Legen Sie immer die Schüchternheit bei Seite!

Martin. Ich habe eigentlich das Jus studiert, und hatte auch meine Studia bereits zu Ende gebracht, als mir unvermuthet mein Vater starb. Sein Tod versezte mich in den schmerzlichsten Zustand. Ich ererbte zwar ein reichliches Vermögen, aber ich bin desselben durch verschiedene Unglücksfälle im Kurzen wieder beraubt worden, und sahe, mich dadurch in die Nothwendigkeit versezt, Schreibersdienste zu suchen. Diese erhielt ich: aber nicht lange, so mußte ich sie wieder verlassen, und war hierauf verschiedene Jahre nach einander bei einem vornehmen Manne Hofmeister. Der Tod seines Sohns brachte mir aufs Neue meinen Abschied zuwege, und ich mußte mich sodann kümmerlich als ein Dorfschulmeister ernähren. Aber ein größerer Nebenbuhler entzog mir endlich auch dieses

dieses Brod wieder; und so wurde ich denn vollends an den Bettelstab gebracht. In diesem Elende zog ich nun schon eine geraume Zeit auf der Erde herum, als mir auf einmal ein wichtiger Traum erschien. Gehe nach * *, rief mir eine unbekannte Stimme ins Ohr, und melde Dich bei dem ersten Professer der Theologie daselbst, und widme dich der heiligen Gottesgelehrheit, so wirst du glüklich werden. Ich nahm diesen entzükenden Traum für einen Fingerzeig des barmherzigen Himmels an, und habe mich von Stund an auf den Weg gemacht, um Ihre Magnificenz aufzusuchen, und mich unterthänig zu Füssen zu legen. — „Das ist sonderbar, sagte der Professer! In der That, das ist sonderbar. Was auch immer unsre neuern Gelehrten behaupten mögen, so behaupte ich demungeachtet, daß der Himmel noch bisweilen durch Träume zu uns redet, und ich halte es allerdings für nothwendig, dergleichen Erscheinungen nicht für Wirkungen des Geblüts und der Einbildungskraft anzusehen, sondern ihnen blindlings zu folgen, und sich dabei der Führung der gnädigen Vorsicht zu überlassen.“— Martin versicherte, daß dies gleichfalls von ieher seine Meinung gewesen sei, und verdrehte die Augen. — Das mag mir in der That ein frommer guter Mensch seyn, dachte der Professer. „Sie wollen also Ihren Vorsaz ins Werk bringen? fragte er ihn.“ —

Martin. Wenn mir Ihre Magnificenz die nöthige Unterstüzung dazu angedeihen lassen, so

bin

bin ich fest entschlossen, was es auch koste, diesem Traume nachzuleben, und mit der Zeit ein Diener Gottes zu werden.

Professer. So seyn Sie mir willkommen! Ich hoffe und wünsche, daß die liebe Kirche einen redlichen und unermüdeten Arbeiter an Ihnen erhalten möge. — Ich bin eben izt Rektor, und Sie können sich sogleich unentgeldlich bei mir einschreiben. — Er holte ein groses Buch her, und Martin schrieb sich ein. — Und wie wollen Sies dann mit Ihren Kollegiis halten?

Martin. In diesem Stücke überlasse ich mich einzig und alleine Ihrer weisen Führung. Sie werden am besten wissen, was ich als ein Anfänger zu beobachten habe, und ich verspreche auch hiermit, Ihren Vorschriften auf das pünktlichste nachzukommen. — Der Professer bedankte sich für sein gutes Zutrauen, und lächelte. Es war ihm dies Lächeln, wodurch er andern seine Menschenliebe, sein Wohlwollen, seine Neigung, Gutes zu thun, zu erkennen geben wollte, schon seit langen Jahren so zur Gewohnheit geworden, daß es ihm beinahe unmöglich war, eine ernste Miene anzunehmen. „In der That, fuhr er fort, ich pflege sonst wenig oder gar nichts von mir selbst zu reden. Wenn es aber die Gelegenheit giebt, und besonders, wenn sich junge Leute auf gerathe wol meinem Patrocinio anvertrauen. dann, deucht mir, erforderts meine Pflicht, ein Bischen eigenliebisch

zu scheinen, damit die andern desto zuversichtlicher wissen, mit wem sie es zu thun haben, und überlegen können, ob ihnen mein Patrocinium vortheilhaft, oder nicht sei. Aus dieser Absicht pflege ich denn auch gemeiniglich meine Herren Kollegen zu schildern, damit man um so mehr mit sich zu Rathe gehen könne, welcher vor dem andern den Vorzug habe, und wessen Vorlesungen am fleissigsten zu besuchen seien. Es haben mirs schon viele gedankt, daß ich hierinnen so unverstellt und aufrichtig mit ihnen zu Werke gegangen bin, und ich hoffe, Sie werden mirs auch danken. — Ich sage Ihnen also, daß mein Charakter der friedfertigste auf der Welt ist. Ich liebe gerne die Stille, vermeide alle Gesellschaften, und lebe so eingezogen, als es mein Beruf mir immer nur zuläßt. Mein Weib und meine Kinder bekommen mich selten auffer dem Tische zu sehen. Ich size entweder in meiner Studierstube, oder auf dem Lehrstuhle. Alle Jünglinge, die einen stillen, bescheidenen, und tugendhaften Wandel führen, haben freien Zutritt bei mir. Ich liebe sie, wie meine Kinder, zeige ihnen väterlich die Wege, die sie betreten sollen, und warne sie vor allen Ausschweifungen. Wer also mein Schüler seyn will, der darf weder die Schenke, noch das Bourdell, noch die Komödie, noch die Oper, noch die Tänze, noch die Kirchweihen besuchen. Solche Ergözungen, wie sie die Welt nennt, sind die Lokspeisen des Teufels, womit er uns in sein Nez zu ziehen sucht. Dagegen biete ich ihnen die Hand zu geistlichen Ergözungen, die mit dem

Heil

Heil unsrer Selen bestehen können. Das heißt, ich unterhalte sie von den wichtigen Pflichten, die uns die Religion auflegt; ich lasse sie in meine geheimen Aufsäze blikken, die — ohne Ruhm zu melden, so viel, als göttliche Eingebungen, enthalten; ich stimme zuweilen ein erbauliches Lied mit ihnen an, ich leihe ihnen meine besten Bücher, ich sage ihnen, wie sie sich vor allen Zweifeln hinlänglich verwahren, wie sie glüklich und ruhig leben können — kurz, ich bin ein Vater gegen sie, und verlange auch, daß sie mich, als einen solchen, ansehen sollen.

Martin hatte bei dieser Erzehlung sehr aufmerksam zugehorcht. „Ich werde glüklich seyn, sagte er, wenn Sie mich unter die Zahl ihrer Schüler aufnehmen wollen; aber ich fürchte nur, daß ichs nicht werth bin.“ — Nicht werth, wiederholte der Professer? Sie solltens nicht werth seyn? — Ich muß Ihnen nun noch weiter sagen, von welchem Schlage die meisten meiner Herren Kollegen sind. Der * * ist ein zänkischer böser Mann. Er hat den eigensinnigsten Kopf, den man sich nur denken mag. Im vorigen Sommer hat er mich öffentlich einen einfältigen Mann gescholten, weil ich seine Predigt nicht loben wollte; aber ich hab' es ihm im Namen des Herrn vergeben. Vor diesem hüten Sie sich! — Der * * * ist ein groser Gelehrter, aber ein schlechter Christ, wie denn dieses gemeiniglich so beisammen steht. Er glaubt, alle andere übersehen zu können, mischt von seiner

irrdi-

irrdischen Gelehrsamkeit sehr viel in das himmlische Studium, behauptet viele heterodoxe Säze, und dies gefällt mir nicht an ihm, ob er gleich mein Schwager ist. Sie können zugleich daraus absehen, wie unpartheiisch ich bei meinen Beurtheilungen zu Werke gehe. — Der ** ist gleichfalls ein groser Gelehrter, aber für einen Lehrer der Theologie viel zu skeptisch. Daher kommts denn, daß auch seine Zuhörer schwankend in ihren Grundsäzen bleiben, und ich trage auch deswegen Bedenken, seine Vorlesungen einem rechtschaffenen Jüngling anzupreisen. — Daß ich von allen diesen Fehlern durch die Gnade Gottes frei bin, werden Sie aus der Folge erfahren. Ich sage ihnen also nur dieses noch, daß Sie iezt überlegen mögen: ob Ihnen mein Patrocinium vortheilhaft, oder nicht scheine?" —

Wie könnte ich wol irgend besser angekommen seyn? dachte Martin. — Er versicherte nochmals, daß er sich seinen väterlichen Rath und Beistand vor allen andern erwählen, und sich seiner Leitung ungehindert überlassen wolle.

Professer. So wollen Sie also auch Ihre Kollegia bei mir hören? —

Martin. Ja, Ihre Magnificenz! Wenn ich aber wider Vermuthen mit dem Gelde —

Professer. Sorgen Sie nicht dafür! Wenn Sie omnia bei mir hören, so dürfen Sie keinen Heller bezahlen. —

Omnia,

Omnia, omnia, schrie Martin, und hätte sich aus Freuden fast vor seine Füsse geworfen; denn einen so ausserordentlichen Edelmuth hätt' er sich in alle Ewigkeit nicht vermuthet. — „Ich will omnia hören.“ —

Professer. Dies gefällt mir, und Sie können auch hieraus wahrnehmen, daß alle meine Handlungen die beste Absicht haben. Meine Herren Kollegen sind viel zu geldgierig, als daß sie ihre Kollegia umsonst lesen sollten. Aber dies thue ich nicht. Ich mache mir vielmehr eine Freude daraus, iedem Bedürftigen unter die Arme zu greifen; und der müßte der gröbste Lügner seyn, der mir nachsagen wollte, daß ich iemals einen Supplikanten gerade zu von mir gewiesen hätte. Wenn einer freilich nicht omnia bei mir hören will —

Ohne die lieben Leser noch länger mit diesem äuserst ennüyanten Gespräche zu quälen, hinterbringen wir iezo ganz gehorsamst, daß sich Herr Martin nach dieser gnädigen Zusicherung freudig empfohlen, und sogleich ein enges Dachstübchen gemiethet habe. — Der Professer hielt sein Wort richtig. Er las ihm nicht allein alle seine Kollegia umsonst, sondern verschafte ihm auch außerdem noch durch sein mächtiges Ansehen das Konvikt, und manche einträgliche Informators-Stelle. Bei solchen Umständen konnte es also unserm Helden gar nicht fehlschlagen; er müßte denn in sein voriges Leben wieder zurük gefallen seyn, welches aber nach seiner glüklichen Metamorphose gar nicht mehr zu

vermu-

vermuthen war, „Aber, aber“ — Und was denn? — Haben Sies denn nicht gehört, wie der böse Martin den Professer so abscheulich belogen hat?“ — Ja freilich haben wirs gehört. — „Nun, und wie läßt sich denn das mit der grosen Sinnesänderung reimen, die Sie uns vorhin so umständlich erzehlt haben?“ — Es mag sich nun reimen, oder nicht reimen! Daß sich Martin geändert haben müsse, beweißt schon dieses, daß er sich nun weiter keines falschen Namens bedient, und dem Professer seinen wahren Namen gesagt hat. Daß er aber gelogen hat, bleibt eben so ausgemacht; und wie wärs, wenn wir diese Nothlüge damit entschuldigten, daß er durch eine aufrichtigere Erzehlung seinen Entzwek verfehlt hätte? — Er wollte nun einmal die Theologie studieren; wie konnte er aber nur vermuthen, daß man ihn nicht zurük weisen werde, wenn er sein ganzes schändliches Leben mit allen Intervallen erzehlt haben würde? Wenn er gesagt hätte: diesen hab' ich erstochen, ienen hab' ich im Spiel betrogen, dieses Mädchen hat sich durch mich verführen lassen, ienes schleppt sich im Elende herum? — Nimmermehr würde er bei solchen Umständen Schuz und Hülfe gefunden haben; und der müßte der gräßlichste Thor seyn, der dergleichen wichtige Eräugnisse auch nur seinem Beichtvater gestehen wollte. Wir begnügen uns damit, und gehen weiter. — Martin lies sich äuserst angelegen seyn, die Gunst seines Gönners zu verdienen. Er versäumte kein einziges Kollegium, er studierte fleisig für sich zu

Hause,

Hause, und besonders die griechische und hebräische Sprache, er besuchte ieden Gottesdienst, lebte nüchtern und eingezogen, enthielt sich aller verdächtigen Gesellschaften, stimmte bisweilen ein erbauliches Lied an — rathe man selbst, wie sehr ihn nun der eifrige Professer geliebt haben müsse, da er noch überdies den grosen Fortgang entdekte, den er von Tage zu Tage so merklich in seinen Studien machte! — „Hier, sagte er einst zu ihm, hier schenke ich Ihnen Alles, was ich Ihnen nur schenken kann! Lesen Sie fleisig darinnen, so müssen Sie ohne Zweifel der glüklichste und gelehrteste Mann werden.“ — Es waren des Professers theologische und philosophische Schriften, wovon der halbe Verlag schon längst unter Moder lag, ehe noch Herr Martin nach ** gekommen war. — Martin glaubte in der That, daß ihm nichts Grösers geschenkt werden könnte; er bedankte sich also auf das Verbindlichste, und bestimmte sie nun zu seinen Leibbüchern. Bei dieser Gelegenheit empfahl ihm auch sein Gönner, ia recht fleisig in der Bibel zu lesen, und vor allen Dingen die Offenbahrung Johannis zu beherzigen. Es ist ein schweres Buch, sagte er, aber ein nüzliches, ein wundervolles Buch, das uns so manche Geheimnisse aufschließt, wenn wir ohne Ermüdung darüber nachdenken. Es hat mir viele selige Stunden gemacht, und ich denke, es wirds Ihnen auch machen.“ — Zum Ueberfluß schenkte er ihm nun auch die Bengelianische Erklärung darüber, und Martin schlich sich mit dem innigsten Vergnügen auf sein Dachstübchen. —

Offen-

Offenbahrung Johannis, und Bengel, und theologische, und philosophische Schriften! Das ist ein Mann, das ist ein Gönner! — Martin studierte iezt mit dem unablässigsten Eifer, und ehe noch zwei Jahre vergangen waren, so erklärte ihm schon der Professer, der ihn unterdessen fleisig examinirt hatte, daß er im Kurzen fähig seyn werde, einen Gelehrten von der ersten Grose zu spielen. Damit er nun dies um so eher werden möchte, so nahm er ihn iezt auch zu seinem Famulus an, hielt ihm besondere philosophische Vorlesungen, und brachte es wirklich dadurch so weit, daß Martin am 12. Merz, 1745. schon Magister wurde. — „Willkommen, Herr Magister, riefen ihm nun alle die Studenten zu, die ihn vorher wegen seines Alters nur den Studentenvater genennt hatten — willkommen, willkommen!“ — Aber Martin gieng mit gravitätischen Schritten vorüber, und achtete ihrer Komplimenten eben so wenig, als er ehemals ihres Spottes geachtet hatte. Der Herr ist mein Theil, der Herr ist mein Erbe, sagte er zu sich, was können mir Menschen thun? — Das Ansehen, welches er sich bisher durch seine strenge Lebensart erworben hatte, wurde izt um ein Groses vermehrt, da er zum ersten Male die Kanzel betrat. Alles war auf seinen Vortrag begierig gewesen, Alles hatte die Ohren gespizt, und fast Jedermann versicherte, daß er noch nie eine so herrliche Predigt gehört habe. — „Eine schöne Predigt, sagten seine und des Professers Feinde! Da mag der Henker draus klug werden! Man steht an, zu entscheiden, ob der Redner das hizige, oder das kalte Fieber

gehabt habe. Ein Schwärmer ist er, ein blinder Eiferer, ein unverständlicher Philosoph. — „Lassen Sie den Teufel brummen, sagte der Professer zu ihm! Die vernünftige Welt wird Sie demungeachtet hochschäzen, und ich garantire Ihnen, daß ich bei allem dem Gequäke Ihrer stolzen Nebenbuler dennoch Ihr Glük machen werde.“ —

Je öffentlicher sich nun Martin für des Professers Anhänger erklärte, desto mehr wuchs auch die Anzahl seiner Feinde. Er lies sich aber nicht irre machen, und war immer frölich und gutes Muths in der gewissen Hofnung, daß ihn sein Patron in Schuz nehmen, und mit der Zeit hinlänglich versorgen werde. — Da er iezt keine Kollegia mehr besuchte, so studierte er desto fleisiger zu Hause, und übersezte unter andern auch ein gewisses Büchlein, das sein theurer Gönner kurz zuvor in lateinischer Sprache geschrieben hatte. — „Das ist vortreflich, vortreflich übersezt, schrie der Professer, der durch diese unvermuthete Erscheinung ausserordentlich überrascht worden war; und verfertigte mit eigner hoher Hand eine Recension darüber, die er in das nächste Zeitungsblatt unter verdektem Namen einrüken lies. — Martin hatte sich ihn dadurch noch mehr verbunden. „Ich werde gewiß Ihr Glük machen, sagte er, aber üben Sie sich nur zuvor noch fleisiger im Predigen!“ — Dies that er, und mit dem größten Beifalle. Es blieb ihm nun weiter nichts mehr übrig, als Bakkalaureus der Theologie zu werden; und um diesen Ent-

zwek zu erreichen, unterwarf er sich dem Examen, und schrieb hierauf eine unbedeutende Dissertation von dem Orte Harmageddon. — Man kann sich leicht vorstellen, daß er bei dieser Gelegenheit alle seine Belesenheit in der Offenbahrung Johannis und der Bengelianischen Erklärung darüber ausgekramt haben werde: aber demungeachtet konnte er nicht verhindern, daß er nicht von seinen Feinden öffentlich ad absurdum und zum Wiederruf gebracht, und sodann feierlich zum Sale hinaus gepfiffen wurde. — „Lassen Sies seyn! sagte der Professer. Es giebt kein gröseres Glük, als ein Märtyrer der Wahrheit zu werden. Die Pinsel haben viel zu stumpfe Sinne, als daß sie die Offenbahrung verstehen könnten. Man muß sie also mehr bemitleiden, als unwillig über sie werden.“ — Ja wol! sagte Martin, Ueberhaupt haben sies gar zu genau mit mir genommen. Den einzigen grammatikalischen Fehler, den ich in feruore disputandi zu Schulden brachte, haben sie mir eben so arg aufgemuzt, als ob ich in meinem Leben noch keine Silbe von der lateinischen Sprache verstanden hätte. Gott verzeihs Ihnen!“ —

Es kamen nach dieser Geschichte kaum sechs Monate ins Land, als er demungeachtet eine Priesterstelle erhielt, und zwar lediglich auf das dringende Anhalten seines bei Hofe in gröstem Ansehen gestandenen Herrn Professers. Er heurathete nun auch seine jüngste Tochter dazu, und hielt am 8. Mai, 1747. feierlich seinen Aufzug.

Achtes

Achtes Kapitel.

Es wird nichts heraus kommen.

Martin und seine Frau nahmen von ihrem respektive Vater und Schwiegervater den respektive zärtlichsten und brüderlichsten Abschied. „Wer nur den lieben Gott läßt walten;“ fieng er an zu singen, da er sich auf freiem Felde befand, und der Kutscher ärgerte sich von Herzen, daß er sich nicht inzwischen etwas Lustiges auf einem Blatte vorpfeifen konnte. — Nach fünf Stunden kam er glüklich in seiner Pfarrei an, und sahe sich von dem muntern Pöbel umgeben. Gott grüsse Sie, Gott grüsse Sie, schrie Alt und Jung durcheinander, und Martin begab sich nach einem majestätischen Kopfniken in sein Pfarrhaus. — „Was meinst du, Katharina? sagte er zu seiner Frau. Wird uns auch wol in diesem Hause die Gnade Gottes nicht verlassen?“ — Sie wird uns nicht verlassen, sagte sie, wenn wir beten und arbeiten. — „Da hast du Recht. Diese Lehren hat dir dein Vater beigebracht, und eben deswegen habe ich dich lieb gewonnen.“ — Martin machte sich in wenigen Monaten bei seiner Gemeinde so sehr beliebt, daß sie sich haufenweise zu ihm drangen, und schon vom Himmel erhört zu seyn glaubten, wenn er ihnen nur die Versicherung gab, daß er fleisig ihres Anliegens halber für sie zu Gott beten wolle. Sie schikten ihm daher die herrlichsten Geschenke ins Haus, und an einem ergiebigen Beichtgelde liesen sies noch weit weniger mangeln. Seine Predigten waren

ihnen noch theurer, als Orakelsprüche. Sein frommer Wandel, sein zu rechter Zeit angebrachtes Seufzen, seine ehrwürdige Perüke, sein steifer Gang, sein bedächtliches Reden — Alles dieses zog ihm bald die tiefste Hochachtung zu; und wir zweifeln, ob ie ein Superintendent von seiner ganzen Dioces so sehr verehrt worden sei, als unser Herr Martin hier von seinem kleinen Dorfe. — „Wies ihm nicht ein Ernst ist, sagte der herrenhutische Schulmeister, wenn er uns das Wort Gottes ans Herz legt! Wie er nicht weint, wenn er auf den elenden und bejammernswürdigen Zustand unsers sündlichen und gottlosen Wesens zu reden kommt! Wie er nicht so freudig und so vergnügt ist, wenn er uns das ewige Leben, das Glük der Frommen schildert! Ach, das ist gar ein guter Herr! Ich glaube, in hundert Jahren hat unser Fleken keinen so rechtschaffenen und braven Herrn Magister gehabt.“ —

Da bekanntlich der Schulmeister und der Schultheiß die Stimme des ganzen Dorfs sind, so brauchen wir uns bei diesem Umstande um so weniger aufzuhalten, als es an und für sich schon ausgemacht ist, daß man dem geistlichen Stande mit der tiefsten Verehrung begegnet; und verfügen uns also wieder zum Herrn Martin ins Pfarrhaus. —

Er lebte mit seiner Katharina in der größten Eintracht. Sein Wille war der Ihrige, und der Ihrige auch der Seine. Sie kannten kein gröseres Vergnügen, als sehr fleisig zu Gott zu beten, und

wenn

wenn dieses vorüber war, die Küchengeschenke zu verzehren, die man ihnen von allen Seiten her so wohlthätig zuschleppte. — „Wer bin ich, sagte er einst, wer bin ich, Vater, daß du dich meiner so gnädig annimmst, daß du mir so viel Gutes erzeigest? Bin ich nicht der gröbste, der gröseste unter den Sündern? Der ärgste unter denen, die vor Zeiten deine Gnade verscherzt haben? Und doch — doch überschüttest du mich mit deiner Liebe, doch hast du deine Hand nicht von mir abgezogen, doch ist deine Gnade noch alle Morgen neu an mir. — Unterdessen war sein liebes Weib in die Wochen gekommen, und hatte einen Knaben gebracht. Nach den Grundsäzen des Kolomanns sollte der Geburtstag auch den Namenstag bestimmen. Da er nun inzwischen alle die lächerlichen Meinungen seines Vaters nach und nach angenommen hatte, so gieng er auch izt von dieser nicht ab, und nannte den Buben, weil er eben am 31. Mai geboren war, Petronella. — Petronella? schrie sein Weib. Das ist ia ein Frauenzimmernamen? — „Das hat nichts zu bedeuten, sagte Martin. Der Himmel läßt nichts ohne Ursache geschehen; und ich weiß, dein Vater wird auch vollkommen damit zufrieden seyn. Heise ich ja auch Martin, weil ich am 11. November geboren bin. Warum sollte der Bube nicht Petronella heisen, weil er am 31. Mai geboren ist? Und ausserdem wirst du auch schon selbst gehört haben, daß dies eben nichts Ungewöhnliches sei; denn die grosen Herren nennen sich oft Joseph Maria, oder Karl Maria, oder Hein-

rich Maria, u. s. w. — Dies war der erste Streit, der sich zwischen den jungen Eheleuten entsponnen hatte: aber zuverlässig auch der lezte. Dennoch am folgenden Tage gab die liebe Katharina ihren Geist auf, und Martin begleitete sie unter fast unzählbaren Thränen zu ihrem frühen Grabe. — Er soll Petronella heisen, dachte er, da er wieder nach Hause kam. Aber wie erschrak er nicht, da auch unterdessen der junge Herr Petronella an dem Genikfraische gestorben war! — Mutter und Sohn so plözlich hinter einander! — Dies war ein betäubender Schlag für ihn. „Aber die göttliche Gnade hat mich in meinem Leiden nicht ganz versinken lassen, sagte er zu seinem Schwiegervater, der, ihn zu trösten, gekommen war. Sie hat mir liebreich die Hand geboten, und ich verehre die Schläge des Himmels in Staub und Asche. Der Herr hat mich schon aus so vielen Trübsalen errettet; er hat mich auch in dieser erhalten: er wird es noch ferner thun. Der Name des Herrn sei gelobet!“ —

„Christlicher Mann! fieng der Professer an, Wie sehr bewundere ich ihre Standhaftigkeit! Wie sehr ihr zuversichtliches Vertrauen auf den Himmel! Es thut mir leid, daß ich keine Tochter mehr habe, um sie wieder einem so verehrungswürdigen Manne in die Arme führen zu können. Aber unsre Verbindung bleibt demungeachtet, und die Freundschaft, die wir in der Furcht des Herrn unter einander aufgerichtet haben, soll nur der Tod trennen. “

nen.“ — Der Professer reißte nun wieder nach Hause; aber beim Martin regte sich der Schalk wieder. — Da er seine Schäfchen sehr fleisig zu besuchen pflegte, und aus allen seinen Gesprächen die größte Vertraulichkeit hervorbliken lies, so ermangelten die Leute auch nicht, seinen Vorschriften zu folgen: und ein ieder suchte es an Gefälligkeit gegen den lieben Herrn Beichtvater dem andern zuvor zu thun. Daher kam es denn auch, daß er fast bei allen Eheverträgen, bei iedem Tausch, bei iedem Kauf, bei iedem Testamente zu Rathe gezogen wurde; und was er gesagt hatte, das galt eben so heilig, als ein Evangelium, und wurde durchgehends für ein Gesez gehalten. Aber keine Gelegenheit ergriff er begieriger, als wenn man ihn zum Testamentmachen bestellt hatte. Er sezte sich dann, eben so fertig, als ein Notarius, an den Tisch hin, und versäumte niemals, sowol für sich, als für das Gotteshaus, die erforderliche Sorgfalt zu tragen. „Es stehet lediglich in der Gewalt des Priesters, euch eure Sünden entweder zu vergeben, oder zu behalten, sagte er bisweilen zu seiner Gemeinde. Aber niemals habt ihr die Vergebung eurer Sünden nothwendiger, als wenn ihr auf dem Krankenbette lieget, euer Testament machen wollt, und dem Tode entgegen gehet. Dies ist ein groser, ein entscheidender Augenblik. Und auch da müßt ihr eurer redlichen Lehrer nicht vergessen, die für eure Selen gewacht, die euch auf den Händen getragen, die euch eure Sünden vergeben haben.“ — Durch diese Lehre hatte er das

ganze Dorf auf den Gedanken gebracht, als ob man nie ein Testament auffezen sollte, ohne zugleich den Pfarrer zu bedenken, weil ers einem sonst mit der Vergebung der Sünden sauer machen könnte; und in der That wurde zu damahliger Zeit fast kein einziger lezter Wille eröfnet, in welchem nicht sowol dem Gotteshause, als auch dem Herrn Magister Flachs trefliche Legata verlassen gewesen wären. Wir stellen es dahin, ob sich dieses Verfahren auf irgend eine Art entschuldigen lasse, und bemerken nur so viel, daß er hierinnen mit der Zeit sehr viele Nachahmer gefunden habe. —

Es war am 29. September 1751. als ihm alles Obst, was sein fruchtbarer Pfarrgarten getragen hatte, in einem Abend gestohlen wurde. Der Verlust that ihm weh. Er hatte Verdacht, aber er konnte nichts beweisen. „Desto schärfer will ich ihm dagegen ins Gewissen reden, sagte er zu sich, wenn ich nächsten Sonntag auf die Kanzel komme. Denn ein Diebstahl ist ein Verbrechen; und er mag nun im Obste, oder im Gelde bestanden haben, so bleibt er ein Verbrechen, und ein desto gröseres, wenn es an dem Selenhirten begangen worden.“ — Er hielt auch redlich, was er beschlossen hatte. Er schikte eine kurze Erzehlung von dem Diebstale voraus, sagte, daß er auf Jemand aus der Gemeinde Verdacht hege, und fieng hierauf folgender Gestalt an: „Wo bist du, du Dieb, du abscheuliches, du gottloses Geschöpf, das du meinen Pfarrgarten bestohlen hast? Glaubst

du et-

du etwa, es werde deine häßliche That im Verborgenen bleiben, und das allsehende Auge werde dich nicht entdeken? — Nein, du Schändlicher! Hierinnen betrügst du dich. Der Unfall wird dich übereilen, wie ein Fußgänger, und die Strafe, wie ein gewapneter Mann. Deine Schandthat, dein Kirchenraub, möchte ich sagen — denn was ein Priester hat, das gehört auch zur Kirche — dein Kirchenraub wird ans Licht kommen; man wird dich binden, man wird dich fesseln, man wird dich dem peinlichen Richter überantworten, du wirst zehnfache Streiche leiden müssen, und Heulen und Zähnklappen wird dein Lohn seyn. Zittre, du Frevler, vor den Gerichten des strafenden Himmels! Du wirst entfliehen wollen, aber man wird dich einholen; du wirst die Berge und Hügel um ihre Bedekung anflehen, aber sie werden von dir weichen, und dich blos stehen lassen; du wirst zittern und zagen, heulen und weinen, aber keine Gnade, keine Barmherzigkeit wirst du antreffen. Hize und Frost wird dich plagen, Hunger und Durst wird dich quälen; und so süß dir iezt meine Aepfel gewesen sind, so bitter werden sie dir alsdann seyn. Wermuth und Galle werden sie dir seyn, und wie das Büchlein, das der Johannes verschlukt hat, das ihm im Munde süß war, und ihn darauf im Bauch grimmte. Zittre, Frevler, sage ich dir! Denn du wirst in den Pfuhl geworfen werden, der mit Feuer und Schwefel brennet, in die Hölle, aus der keine Erlösung mehr ist, in den Abgrund des Verderbens, unter die Skorpionen und Natterubrut, wo keine

Sonne und kein Mond scheint, wo das Schreken und die Angst seine Behausungen hat, und die Basiliken ihre Wohnungen haben.“ —

Wir tragen Bedenken, einen grösern Auszug zu liefern. Aber dies können wir unmöglich unbemerkt laßen, daß er sich in der Hize seines Eifers dergestalt ungeberdig gestellet und gekollert, und dergestalt mit den Händen gefochten habe, daß er unversehens den in der Gestalt einer Taube über sein Haupt herabhangenden heiligen Geist an dem Schwanze beschädigte, und dadurch ein groses Aufsehen verursachte. Der Tischler konnte zwar dem vermeintlich unersezlichen Schaden wieder abhelfen, und sezte auch in seiner nächsten Rechnung für die Ausbesserung des Schwanzes vier Groschen an; aber das gestohlne Obst erhielt unser Herr Martin doch nicht wieder, und mußte sich also lediglich mit dem Troste begnügen, daß der Thäter der Strafe des Himmels schon anheim fallen werde. — Nach dieser grausamen Geschichte blieb es in seinem Kirchspiele einige Jahre ganz ruhig. Er war mit seiner Gemeinde, und sie mit ihm zufrieden, und keiner wagte es mehr, in den Pfarrgarten zu steigen. —

Unterdessen lies der Beamte des Orts ein Mädchen taufen, und diese feierliche Handlung wurde am 26. Januar 1754. glüklich vollzogen. Die geladenen Gäste samt dem Herrn Magister sasen in gröster Vertraulichkeit beisammen, und keiner dachte daran,

daran, daß es schon finstre Nacht sei, als auf einmal ein wüthendes Feuergeschrei durch die Zimmer erscholl, und der Schreiber mit vielem Herzklopfen versicherte, daß der amtliche Schlot brenne. — „O Himmel, o Himmel, schrie die ganze Versammlung durch einander! Wie werden wir fortkommen, wie werden wir uns erretten können?“ — Niemand war bei diesen Umständen wol übler dran, als die ohnehin schon kranke Frau Kindbetterinn; und nach unserm Ermessen hätte es izt immer Martins erste Pflicht seyn sollen, sich zu dieser zu sezen, und sie mit Trost zu versehen. Aber dies war sein geringstes Anliegen. Er stolperte vielmehr in der dikstен Finsternis die Treppen hinab, um auch in dem Dorfe Feuer zu rufen; und da ihm eben in seinem Wege eine kleine Trommel auffties, womit sich der älteste Sohn des Amtmanns gemeiniglich zu vergnügen pflegte, so ergrif er sie ohne vieles Nachdenken, schnallte sie um den Leib herum, und gieng nun als ein geistlicher Tambour durch alle Gäßchen hin, um die unbekümmerte Gemeinde zur Hülfe zu rufen. — Sein rasches Trommeln, das auch ausserdem noch von einem brüllenden Feuergeschrei begleitet wurde, brachte in wenigen Minuten das ganze Dorf in Aufruhr; und das Feuer wurde auch glüklich wieder gelöscht. Aber nun wurde der Aufruhr desto gröser, als der Herr Magister mit dem geistlichen Ornate und der Kindertrommel erschien, und vor Todesschreken so blaß, als die Wand, war. „Um alles in der Welt, rief ihm der Amtmann entgegen, was haben Sie

da ge-

da gemacht, Herr Magister?“ — Martin Flachs schnallte sich ganz bedächtlich die Trommel ab, und versicherte, daß auch die grösste Unanständigkeit im Nothfalle zum Anstand werde. „Ausserdem, sezte er hinzu, würde ich mich freilich darüber besonnen haben. Aber in der Noth müssen wir Alles andere vergessen, und nur darauf denken, wie wir unsern Nächsten aus seinem Unglüke erretten wollen.“ — Der Amtmann bedankte sich für seine allzu pünktliche Fürsorge, und die übrigen thaten es auch dem Scheine nach; aber heimlich konnte sich fast Niemand des Lachens enthalten; und der versammelte Pöbel sperrte noch immer, wie von Wundern gerührt, sein weites Maul auf. — „Geht nur izt nach Hause! rief ihnen Martin zu. Was stehet ihr da müssig? Danket Gott, daß er euch aus einer so grosen Gefahr errettet hat, und legt euch nieder!“ — Ob sich nun zwar die versammelten Gäste von ihrem Schreken so ziemlich wieder erholt hatten, so war es doch nicht möglich, die vorige Freude und Vertraulichkeit wieder herzustellen: man machte sich daher noch einige unbedeutende Glükwünsche, und empfahl sich. —

Martin hatte das Spektakel mit der Trommel im Kurzen wieder vergessen. Aber der Amtmann und die übrigen des Dorfs vergasen es nicht so leicht. Der erstere breitete vielmehr die burleske Geschichte im ganzen Land aus, log noch einige komische Umstände dazu, und bemühte sich bei ieder Gelegenheit, seinen Herrn Beichtvater auf die empfind-

pfindlichste Art lächerlich zu machen. — Ganz natürlich mußte er dadurch nicht wenig verächtlich werden; sein bisheriges Ansehen verlor von Tage zu Tage; er erhielt von allen Orten her die anzüglichsten Sendschreiben; man fragte ihn, ob er denn wirklich den närrischen Streich begangen habe; er erfuhr endlich auch, von wem die spöttische Ausbreitung dieser Geschichte herrühre, man erzehlte ihm, daß der Amtmann an Allem Schuld sei, daß er sich Tag und Nacht darüber lustig zu machen pflege, daß er ihn einen geistlichen Hanswurst nenne, u. s. w. — „Was? rief er aus, da man ihm diese Nachricht hinterbrachte; Dies sollte der Amtmann gethan haben? Mein Beichtkind sollte das gesagt haben?“ — Er sann auf Rache.

Der Amtmann hatte ihm schon vor sechs Jahren im Beichtstuhle anvertraut, daß er in seiner Jugend einige Male Sodomiterei getrieben habe. Ob es nun gleich nicht schiklich ist, daß der Beichtvater die geheimen Bekenntnisse seiner Beichtkinder ausbreite, zumal, wenn sie ihren empfindlichsten und unvermeidlichsten Schaden nach sich ziehen; so war doch Martin hierinnen ganz unbekümmert, freute sich vielmehr, daß ihm dieser Einfall eben so zu gelegener Zeit kam, und machte nun von Stund' an bei der Obrigkeit die verächtliche Anzeige. Diese lies den Amtmann in der größten Geschwindigkeit wegschnappen, spannte ihn auf die Folter, zwang ihn dadurch zum Bekenntnisse, und lies ihn hin

richten.

richten. — „Was hat er gethan, was hat er denn gethan? schrie das ganze Dorf.“ — Es erfuhrs Niemand, und diese Stunde noch würde mans nicht erfahren haben, wenn wir nicht so unvermuthet hinter die Archivakten gerathen wären, und dadurch die ganze schrekliche Geschichte mit der ganzen Ehrlichkeit eines Geschichtschreibers an den Tag gebracht hätten. —

Martin freuete sich, daß ihm die Rache so gut gelungen war, und entschuldigte seinen schlechten und niederträchtigen Streich mit der kahlen Ausflucht, daß man zwar in regula die Bekenntnisse seiner Beichtkinder sorgfältig verschweigen müsse; wenn sie aber öffentliche und schwere Verbrechen beträfen: so sei schon ieder Geistlicher an und für sich in seinem Gewissen verpflichtet, davon die Anzeige zu machen, auf daß man den Bösen von sich thue. — Wie weit er da Recht gehabt habe, mögen andre entscheiden! Wir vermuthen inzwischen nicht ohne Gründe, es werde ihm diese Handlung manches nachtheilige Urtheil zuziehen; und wenn unsere Leser sich die Freiheit nehmen sollten, ihn dieserwegen unter die niedrigsten Schurken zu zählen, so müssen wirs uns gefallen lassen, und können nichts dafür. —

Er versuchte es hierauf einige Male hinter einander, wieder zu heurathen; aber er bekam überall Körbe. Dies hinderte ihn unterdessen nicht im Mindesten, in der Offenbahrung Johannis zu studieren;

dieren; und er ärgerte sich eben über den bösen Bischoff, der weder kalt noch warm war, als ein ungeheures Gepolter auf seiner Treppe entstand, und sich allgemach der Thüre näherte. — Herein, sagte er mit einer sanften theologischen Stimme, und die Thüre gieng auf. Es war ein preussischer Officier, der eben durch dieses Dorf nach seiner Armee reißte; und damit die Leser an der Wahrheit dieser Geschichte um so weniger zweifeln mögen, so sagen wir ihnen hiermit, daß sie am 7. April, 1757. vorgefallen sei, wo bekanntlich das böse Kriegsfeuer schon halb Europa entzündet hatte. — Martin, der nichts mehr, als den Teufel und die Soldaten, fürchtete, erschrak bei dieser unvermutheten Erscheinung bis zur Unmacht. Ich bin ein Priester, sagte er, was wollen Sie denn bei mir suchen? — „Eben, weil Sie ein Priester sind, komme ich zu Ihnen, sagte der Officier. Ich gehe iezt nach meiner Armee ab, und der Himmel weiß, wie bald mich eine Kugel in die elisäischen Felder schikt; Sie sollen mir also noch zuvor das heilige Sakrament reichen, damit ich nicht, wie ein Vieh, aus dieser Welt fahre.“ — Das heilige Sakrament? wiederholte Martin. Ist es Ihr Ernst, oder wollen Sie mich nur zum Besten haben? — „Es ist mein wahrer Ernst, und wenn Sie noch einen Augenblik daran zweifeln wollen, so gehe ich eben weiter, und suche mir einen andern.“ — Nein! dachte Martin. Die Jura Stolä will ich mir nicht entwischen lassen. Der Mann sieht vornehm aus; er kann bezahlen.“ — Er versicherte ihn hierauf,

hierauf, daß er bereit sei, sein Verlangen zu erfüllen, und schikte auf der Stelle nach dem Küster, daß er die Sakristei öfnen sollte. — Dieser öfnete sie, Martin warf seinen Priesterrok um, und nun giengen sie beide ihres Wegs hin. —

Sobald sie an dem bestimmten Orte angekommen waren, hielte Herr Martin eine lange, sehr bewegliche Rede, und verlangte sodann, daß der Officier die Beichte ablegen sollte. — Je was Beichte, sagte dieser? Was wollen Sie da mit Ihrer Beichte haben? —

Martin. Sie werden ia aber doch wissen, daß es die christliche Kirche erfodert? —

Officier. Das kümmert mich Alles nichts. Ich habe schon seit sechs Jahren nicht mehr gebeichtet, und nun werde ichs nicht erst wieder von vorne anfangen.

Martin. Aber was wollen Sie denn sonst?

Officier. Was ich Ihnen schon gesagt habe. Ich beichte nicht. —

Martin wußte lange nicht, was er aus seinem vermeintlichen Beichtkinde machen sollte. Nicht beichten zu wollen, dachte er? Ist das nicht erschreklich? — Er drang aufs Neue in ihn, daß er sich dem Kirchengebrauch unterwerfen sollte; denn sonst, sezte er hinzu, kann ich Ihnen auch das hei-

lige

lige Sakrament nicht reichen. — „So mags bleiben! fieng iener an. Ich hätte doch in meinem Leben nicht gedacht, daß man sich hier zu Lande noch mit dergleichen W = = abgeben würde. Sind denn die Beichte und das heilige Sakrament so gar unzertrennlich, daß man das Lezte nicht empfangen kann, ohne zuvor das Erste beobachtet zu haben?“ —

Martin. Allerdings, mein Herr! Wenn wir nicht zuvor ein aufrichtiges Bekenntnis unsrer Sünden abgelegt, die Reue darüber empfunden, und den Vorsaz zur Besserung gefaßt haben, so können wir auch das heilige Sakrament nicht geniesen: denn sonst würde es keine Arznei für unsre Seelen, sondern ein Stachel für unsre Seiten, und ein Nagel für unsre Gebeine werden. — „Recht schön! sagte der Officier. Wo haben Sie denn studiert?

Martin. Zu * *, und der noch lebende Herr Professer * * * ist mein Lehrer gewesen.

Officier. Gehorsamer Diener! Nun weiß ich erst, mit wem ichs zu thun habe. Sie beharren also darauf, daß die Beichte eine unvermeidliche Sache sei?

Martin. Allerdings, mein Herr!

Officier. So muß ich Ihnen doch nun sagen, daß ich auch einmal studiert habe, und zwar erst vor fünf Jahren studiert habe.

Martin. Und was denn, wenn ich fragen darf?

Officier. Theologie.

Martin. Und doch wollen Sie nichts von der Beichte wissen?

Officier. Eben, weil ich die Theologie studiert, und sie nach meinem Ermessen gründlich studiert habe, so kann ich auch mit gutem Gewissen nichts von der Beichte statuiren, sondern muß sie schlechterdings für eine verwerfliche Sache erkennen.

Martin. Herr Gott, Herr Gott! Eine verwerfliche Sache! Das sagt ein Kandidat des heiligen Predigeramts? —

Officier. Nicht anders, mein Herr! Und wenn mich gleich die Noth gezwungen hat, ein Soldate zu werden, so dürfen Sie demungeachtet versichert seyn, daß ich noch alle meine Principia gesund und richtig im Kopfe habe; und so lange mir diese zwoo Augen offen stehen, werde ich auch dabei beharren, und die Beichte für ein verwerfliches Ding halten.

Martin. Ums Himmels willen! Lästern Sie doch nicht so gar erschreklich! Glauben Sie wol auch, daß ein Himmel über uns ist, der dieses mit anhört? —

Offi=

Officier. Dies glaub' ich, und bins fest überzeugt; und ich weiß auch, daß er meine Meinung von der Beichte für keine Lästerung halten wird.

Martin. Ei, ei, ei, ei! Da heißts wol: ich fiel auch immer tiefer drein. Ich trage Bedenken, mich länger in Ihrer Gesellschaft zu befinden. — Martin gieng fort, und der Officier wunderte sich über seine Hartnäkigkeit. —

Nach vier Tagen wurde der Herr Paster von einem seiner Herren Amtsbrüder, dem bekannten Sebaldus Rothanker, besucht. „Denken Sie nur, sagte Martin, was mir in diesen Tagen für eine wundersame Historia begegnet ist! Ein preusischer Officier verlangte von mir, ich sollte ihm das heilige Sakrament reichen, und doch wollte er die Beichte nicht zuvor ablegen. —

Sebaldus. Nun? Und Sie habens ihm nicht gereicht?

Martin. Wie hätte ich das auf mein Gewissen nehmen können? Einem so ruchlosen Menschen, der die Beichte verwirft, die Sakra zu administriren?

Sebaldus. Darüber hätt' ich mir nun nicht die mindeste Bedenklichkeit genommen; denn die Beichte und das Nachtmahl stehen ja in keiner Verbindung.

Martin. In keiner Verbindung, Herr Kolleg? Und wenn es auch wäre, ist es denn nicht ein schon längst verjährter Kirchengebrauch, von dem wir iezo nicht mehr abgehen dürfen?

Sebaldus. Das gebe ich Ihnen zu. Aber demungeachtet würde ich nicht den geringsten Anstand nehmen, ihn bei Seite zu sezen, sobald mir die Gelegenheit dazu gegeben würde, die Sie hatten.

Martin. Ganz wol! Ich würde mich endlich auch noch vielleicht dazu entschlossen haben; aber der Mensch war ein böser Lästerer, und sagte mir gerade ins Angesicht, daß die Beichte eine verwerfliche Sache sei.

Sebaldus. Eine verwerfliche Sache möchte ich sie nun wol nicht nennen: aber eine entbehrliche Sache ist sie gewiß.

Martin. Entbehrlich, Herr Kolleg? — Wie stimmt denn diese Meinung mit den symbolischen Büchern, und überhaupt mit unsrer Glaubenslehre überein?

Sebaldus. Sie mag übereinstimmen, oder nicht, so behaupte ich dennoch, daß sie eine entbehrliche Sache sei; und auch, wenn es mir den Verlust meines Amtes zuziehen sollte, würd' ich es behaupten.

Martin. Sie sezen mich in Erstaunen. Aber sagen Sie mir doch, wie kann ein Mensch das hei-

lige

lige Nachtmahl genieſen, ehe und bevor er gebeichtet habe?

Sebaldus. Dies iſt nicht der mindeſten Schwierigkeit ausgeſezt; und wenn Sie die Sache in ihrem natürlichen Lichte betrachten wollen, ſo werden Sie mir Ihren Beifall unmöglich verſagen können.

Martin. Ich kann mir aber die Sache in keinem natürlichern Lichte vorſtellen, als ſies an und für ſich ſchon iſt. Alle unſere Vorfahren haben dieſe Meinung gehabt: warum ſollten wir izt ſo gerade zu davon abgehen? —

Sebaldus. So hören Sie mir einmal zu! Wir wollen erſt den Entzwek des Nachtmahls unterſuchen; und hernach wird ſich das Weitere ſchon von ſelbſt geben. — Dieſer Entzwek beſtehet nach der allgemeinſten Meinung darinnen, daß wir uns bei dem Genuſſe deſſelben an das Leiden und den Tod unſers Mittlers erinnern, das groſe Verſöhnungswerk beherzigen, unſern Glauben ſtärken, unſer ſchwaches Gewiſſen tröſten und aufrichten, und uns verſichert halten ſollen, daß der liebe Heiland auch für uns gelitten habe, daß wir durch ſeinen Tod den Zutritt zu ſeinem Vater wieder erlangt, und das Recht der Kindſchaft erhalten haben, und daß, wenn wir ſolches Nachtmahl im wahren Glauben und Vertrauen auf ſein Verdienſt, und in der gewiſſen Zuverſicht, daß er uns helfen könne und wolle, und uns unſre Sünden vergeben werde,

genieſen, Gott auch unſre Miſſethaten austilgen, und ihrer in Ewigkeit nicht wieder gedenken werde. Iſt dies nicht der nämliche Begrif, den auch Sie haben? —

Martin. Ich läugne es nicht.

Sebaldus. Und alſo müſſen Sie mir auch zugeben, daß man gar wol das Nachtmahl genieſen könne, ohne vorher gebeichtet zu haben. Denn ſo wenig ich leugne, daß bei einem Menſchen, der mit Ueberlegung dieſen Schritt thut, oder thun will, ſchon die Erkenntnis ſeiner Sünden, die Reue darüber, und der Vorſaz zur Beſſerung vorher gegangen ſeyn müſſe; ſo gewiß iſt es doch wieder, daß Alles dieſes auf eine ſehr ſubtile Art in dem Vorſaze, das Nachtmahl zu genieſen, ſchon enthalten iſt; und alſo bleibt das Reſultat übrig, daß die Beichte eine leere Ceremonie, und zwar kein verwerfliches, aber doch ein ſehr entbehrliches Ding ſei. —

Martin wollte dieſe Meinung ſchlechterdings für unächt erklären. Der Dokter Luther hat iene gebilliget, ſagte er: wollen Sie ſich noch mehr, als Dokter Luther, dünken?

Sebaldus. Das ſei ferne! Ich würde glüklich ſeyn, wenn ich auf ſein groſes Verdienſt Anſpruch machen könnte. Aber ſo ein braver und guter Mann, und ſo ein groſer Theolog er auch war, ſo klebte ihm doch das Aeuſſerliche des Pabſtthums noch zu ſehr an, als daß er uns von ſolchen

Dingen,

Dingen, wie die Beichte ist, gereinigte Begriffe geliefert hätte. Wir müssen also bei solchen Umständen unsre eigne Vernunft zu Rathe ziehen: und diese lehrt uns, daß die Beichte nur Menschensazung ist, und daß sie folglich auch wieder aufhören und wegbleiben kann, ohne unsrer Religion zu schaden, und ohne unsrer Seligkeit nur den mindesten Abbruch zu thun.

Martin. Quod non! Die Beichte ist keineswegs eine Menschensazung, sondern eben sowol, als das Nachtmahl, von unserm Erlöser eingesezt worden.

Sebaldus. Das beweisen Sie mir doch einmal!

Martin. Beweisen? — Wie wollen Sie denn die Stelle erklären: welchen ihr die Sünden vergebet, denen sind sie vergeben, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten? —

Sebaldus. Mein lieber Herr Kolleg! Ich weiß gar wol, daß man aus diesen Worten die Heiligkeit und Rechtmäsigkeit der Beichte zu erzwingen sucht. Aber lesen Sie einmal diesen locum mit etwas kälterm Blute, so wird es Ihnen gleich klar werden, daß in dieser Stelle nur eine Specialgewalt für die Apostel enthalten sei, die man nun sehr unrecht auf das iezige Priesterthum zu extendiren gesucht, und die daher zu so manchen irrigen Meinungen Gelegenheit gegeben hat. —

Allem Ansehen nach ist die Beichte die erste Erfindung einiger geldgieriger Priester gewesen; und der Landesherr dürfte es nicht versuchen, das Beichtgeld abzuschaffen: so würden die Prediger in kurzer Zeit wider sich selbst reden, und um nichts so sehr, als um die Abstellung des Beichtsizens, anhalten. Der leidige Gewinn hat bisher diese Meinung im Schwange erhalten. Lassen Sie den ersten verschwinden, so wird ihm die andere in kurzer Zeit nachfolgen! — Martin spizte die Ohren. — Gewiß, fuhr Nothanker fort, gewiß ist es die Erfindung geldgieriger Priester gewesen; und wie schön wär' es nicht, wenn sie endlich einmal wieder abgestellt würde!

Martin. Aber wie kämen dann wir dabei zurechte?

Sebaldus. Man müßte es eben darauf antragen, daß für die Beichtpfennige, die man einzeln und nach und nach einnimmt, eine runde Zahl festgesezt, und dem Priester an Besoldungs Statt alljährlich ausbezahlt würde.

Martin. Da haben Sie Recht.

Sebaldus. Und man würde auch dabei auf einer andern Seite gewinnen: denn viele Leute verschieben öfters den Gebrauch des heiligen Nachtmahls blos deswegen, weil sie ausser Stande sind, den Beichtgroschen zu zahlen. Dünkt Ihnen das nicht bedenklich zu seyn? — Und auch ausserdem

noch

noch — sagen Sie selbst, ob es nicht ein höchst irriger Begrif ist, den man den Leuten von der Absolution ihrer Sünden beibringt? Sie stellen sich hin, beten ihre Beichte her, denken oft nichts dabei, lassen die Hände auf sich legen, und sich die Absolution ertheilen, und nun, glauben sie, ist Alles vorbei, nun sind dir deine Sünden vergeben, nun kannst du wieder aufs Neue los sündigen. Statt, daß man ihnen klar machen sollte, daß die Vergebung der Sünden einzig und allein aus Gnaden geschehe, erhält man sie vielmehr stillschweigend bei der schwächlichen Meinung, daß das Handauflegen und die Absolutionsformel die ganze Sache ausmache; und nun frage ich einen ieden: ob nicht dieser Begrif mit dem römischen Ablasse äuserst verschwägert sei? — Vielleicht würden wir noch mehr von diesem Punkte erfahren haben, wenn nicht ein Zufall das Gespräch unterbrochen hätte. Sie unterhielten sich sodann von der Offenbahrung Johannis; und da sie in ihren Meinungen hierüber vollkommen einstiminten, so wurde auch dadurch ihre Freundschaft bevestigt; und sie schieden am folgenden Tage wieder vergnügt von einander. Bald darauf fiel es unserm Helden ein, die Welt mit Predigten zu beschenken. Er kam eben von einem viertelpfündigen Käs zurük, da dies vorgieng. Das bringt dir Ruhm, und trägt dir Geld ein, dachte er. — Er ergrif daher am 4. Junius, 1757. die Feder, und legte sie nicht eher nieder, bis er zwei Duzend Predigten ausgehekt hatte; und diese vollendete er zur Ostermesse des 1758. Jahres. Da

wir mit gutem Grunde vermuthen können, daß sie gleich in den ersten Jahren ihrer Erscheinung zu Makulatur geworden, und also den wenigsten unsrer Leser bekannt seyn werden, so unterstehen wir uns, um sie doch einigermassen aus der Vergessenheit zu reißen, sie ihren Rubriken nach herzusezen; und dann urtheile man selbst, ob sie der Vergessenheit werth waren! —

Erste Predigt. Wer bin ich, und wer sollte ich seyn? — Zwote. Von dem fürchterlichen Erdbeben zu Lissabon. Dritte. Von den wunderbaren Mitteln, deren sich bisweilen die Vorsehung bedient, uns glüklich zu machen. Vierte. Das durch das Nadelöhr gehende Kamel, oder der unglükselige Reiche. Fünfte. Von den Sünden der Wollust. Sechste. Von der Standhaftigkeit im Unglüke. Siebente. Von den zeitlichen und ewigen Strafen des Diebstals. Unfehlbar bei Gelegenheit des Apfeldiebstals ausgebrütet. Achte. Beweis, daß wir in den lezten Zeiten leben. Aus den Archiven der Offenbahrung gezogen. Neunte. Wie man dem hohnsprechenden Philister getrost entgegen treten solle. Zehente. Beßre dich, weil du noch sündigen kannst. Eilfte. Von der geistlichen Vermählung der Kirche mit ihrem Erlöser, nach Anleitung des Salomonischen hohen Liedes. Zwölfte. Von der Wiedergeburt. Dreizehnte. Von dem Todschlage, der mit der Zunge geschiehet. Vierzehnte. Von der Verbindlichkeit, unsern Bruder keine Noth leiden zu lassen. Funfzehn-

zehnte. Es ist besser, freien, als Brunst leiden. Mit eignen Beispielen erläutert. Sechszehnte. Man soll die Sonne nicht über seinem Zorn untergehen lassen. Siebzehnte. Von den falschen Propheten, die in Schafskleidern einher gehen, und inwendig reissende Wölfe sind. Dieser Predigt soll er insbesondere seine künftige Beförderung zu danken gehabt haben: denn sie war wider alle diejenigen gerichtet, die auch ohne Longhnette noch weiter, als er, sahen. Achtzehnte. Widerstehe dem Teufel! Neunzehnte. Von der Art und Weise, gesund und fromm zu leben. Diese Predigt ist erst neuerlich wieder von dem Pfarrer Gaßner geritten worden. Zwanzigste. Von der gottlosen Verwegenheit der Nichtchristen, welche keine Gespenster, und keine Erscheinungen glauben. Ein und zwanzigste. Von der schädlichen Sicherheit des Fleisches. Zwei und zwanzigste. Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Wider einen seiner Herren Amtsbrüder gerichtet. Drei und zwanzigste. Von den herrlichen Vorzügen eines unbefleckten Gewissens. Vier und zwanzigste. Von der Glükseligkeit derjenigen, welche im Herrn sterben. —

Diese Predigten waren noch nicht so bald im Druke erschienen, als sich schon die ehrbare Zunft der Kritiker mit Piken und Hopfenstangen über ihn her machte, und ihn dergestalt durchbläute, daß man ihn lange, der braunen und blauen Flekken wegen, für einen unehrlichen und gebrandmarkten

Mann

Mann erkannte. Aber demungeachtet wurde er 1759. als Prediger an der Sankt Olaus Kirche nach * * berufen — ein Amt, das jährlich seine tausend Thaler trug, das viele Ehre und wenig Arbeiten hatte, und das, nach der Meinung seines Schwiegervaters, der ihn hauptsächlich dazu in Vorschlag gebracht und empfohlen hatte, keinen redlichern und bessern Vorsteher erhalten konnte, als eben unsern Helden, Ehrn Martin Flachs.

Neuntes Kapitel.

Enthält Briefe.

Sigmund an Karln.

Denken Sie nur, mein Bester! Gestern hat mir Jemand im Vertrauen gesagt, daß unser Herr Martin Flachs Prediger an der hiesigen Sankt Olaus Kirche werden würde. Woher wissen Sie das? fragt' ich ihn. — „Weil ich selbst die Empfehlungsschreiben gelesen habe, die der Professer * * * zu * * an unsern Hof erlassen hat; und noch mehr, weil ich sogar das Vokations-Dekret in meinen Händen gehabt habe.“ — Was sagen Sie dazu? Einen Menschen, dessen verwirrte Grundsäze sich schon aus seinen Predigten geoffenbaret haben, der, wenn nicht eine gänzliche Veränderung mit ihm vorgegangen ist, nicht einmal die Stelle eines Schulmeisters verdient — einen solchen Menschen so gerade zu und ohne alle Untersuchung, und auf die blose Empfehlung eines schwärmeri-

merischen Professers, an einen so wichtigen Posten einer so grosen Gemeinde vorzusezen? — Ich muß Ihnen gestehen, daß mich diese Nachricht ausserordentlich frappirt hat; und wenn ich weniger Menschenliebe hätte, so würde ich mich gewiß mit allem meinen Ansehen nach Hofe verwenden, und die Vokation zu hintertreiben suchen. Aber es sei! Vielleicht wird mans am Ende selbst bereuen, daß man nicht auch andere Leute um Rath gefragt hat. —

Meine Kriegsneuigkeiten haben Sie schon in meinem lezten Schreiben gelesen. Ich schliese also mit der Versicherung, daß ich Ihnen zu der Beförderung Ihres Karls alles mögliche Glük wünsche. Am 19. Julius, 1759.

Sigmund an Karln.

Es ist richtig, mein lieber Karl! Martin Flachs hat den Ruf erhalten, und auch angenommen. Die ganze theologische Fakultät war unzufrieden damit, aber er drang doch durch. — „Wie wird er sich nun wol betragen? dachte ich neulich, als ich von seiner Ankunft hörte. Wird er dich wol seines Besuchs würdigen? Wird er sich noch erinnern, daß du ehedem sein Hofmeister warst! Daß du ihn zur Tugend, zu einen vernünftigen Leben ermahntest?“ — Meine Besorgnisse wurden bald gehoben. Er war keine drei Tage hier, als er sich schon bei mir anmelden lies. — „Friede sei mit Ihnen! sagte er, da er zu meiner Thüre herein trat.

trat. Sie hätten vielleicht wol niemals geglaubt, daß uns der gütige Himmel an einem und dem nämlichen Orte wieder zusammmen bringen würde? Aber so weise, so wunderbar sind die Wege der Vorsehung!“ — Er sezte sich hierauf nieder, und fragte mich ohne viele Umschweife: ob ich seine Predigten gelesen hätte? „Ja wol hab' ich sie gelesen, fieng ich an, und keine hat mich mehr gerührt, als die zwote von dem fürchterlichen Erdbeben zu Lissabon. Sie hat mich zu Thränen gebracht.“ — Er glaubte ohne Zweifel, daß es mein Ernst sei, machte mir einen verbindlichen Kniks, hielt seinen Mantel mit der linken Hand in Falten gewikelt, und verdrehte die Augen. —

Ich hatte mir nichts gewissers vorgestellt, als daß er sich bei meinem Anblike etwas verändern würde. Aber auch hierinnen hatte ich mich betrogen. Seine Miene war so einförmig und so gelassen, als sies bei dem blindsten Orthodoxen immer nur seyn kann. Ich fand allerdings Ursache dazu, mich über unsre so unvermuthete Zusammenkunft zu verwundern; denn, sagte ich, Sie haben ja einstens Jura studiert, und ich dachte schon längst, daß Sie irgendwo Rath oder Konsulente seyn würden. — Er erzehlte mir hierauf ganz kürzlich, daß er bald nach seines Vaters Tode alles seines Vermögens durch den Diebstal beraubt worden sei, und daß ihn dies endlich auf den Gedanken gebracht habe, einen andern Stand zu erwählen; und weil er nun keinen gekannt hätte,

worin-

worinnen man dem lieben Gott besser und eifriger dienen könnte, als den geistlichen: so habe er sich denn entschlossen, umzusatteln, die heilige Theologie zu studieren; und er danke noch iezt dem Himmel dafür, daß er ihm zu diesem Entschlusse so gnädig verholfen habe. Ich bin in meinem Leben noch nicht so glüklich und so zufrieden gewesen, fuhr er fort, als nun, seitdem ich in dem Priesterstande bin; und ich wünschte nichts mehr, als daß ich nur auch meinem Vater Kolomann von dieser glüklichen Veränderung Nachricht geben könnte. — Er brach sodann in übertriebene Lobeserhebungen über meinen ehemaligen Unterricht aus, drükte mir die Hand, und verdrehte aufs Neue die Augen. Ich wunderte mich ie länger, ie mehr über diese Erscheinungen. Er rükte endlich allgemach mit seinen Meinungen heraus; und nun fand ich noch mehr Gelegenheit, mich zu verwundern. Er ist der bigotteste, grillenhafteste, und komischte Theologe, den ich iemals gesehen habe; und ich kann Ihnen gegenwärtig nichts kürzer, und nichts deutlicher sagen, als, daß er iezt gerade das Gegentheil von dem ist, was er sonst war. Wie oft hat er mir nicht sonst die Meinungen seines Vaters erzehlt, und sich selbst darüber lustig gemacht! Wie oft hat er sie für thöricht, für unsinnig erklärt! Und iezt hat er sie alle und noch mehrere dazu angenommen, scheint sie bis aufs Blut vertheidigen zu wollen, und nimmt durchgehends keine Remonstration an. Ich habe mich aber bei dieser ersten Visite so viel, als möglich,

lich, gegen ihn gemäsiget. Er redete von nichts, als Erscheinungen, von Gespenstern, von dem tausendjährigen Reich, von der grosen Hure zu Babel, von den Versuchungen und der Gewalt des Teufels, von dem einreissenden Neologismus, daß wir zuverlässig in den lezten Zeiten lebten, daß die Welt im Argen läge, daß sie die beste nicht sei, daß Wolf ein einfältiger Kerl gewesen sei, daß er es gar nicht hätte wagen sollen, ein Kompendium über die Philosophie zu schreiben, daß iezt so viele Freigeister, Socinianer, Arrianer, Deisten, Naturalisten, und Skeptiker aufstünden, daß man diesem Unfuge steuern, und wenn es angesehene Männer wären, sie des Landes verweisen sollte, daß Johannes alle diese Zeiten klar voraus gesehen habe, daß man sich vor dem brüllenden Löwen bestens verwahren müsse, daß das reine, wahre, und lautere Wort Gottes in Kurzem unter uns rar werden würde, u. s. w. Du magst mir ein rechter Ariel seyn! dacht' ich. Gar wol, sagte ich, ein ieder hat hierinnen seine besondern Meinungen; und diese lassen sich einander nicht so leicht auforingen. — Er machte hierauf noch einige andächtige Grimassen auf meine Bibliothek hin, und empfahl sich. —

Rathen Sie nun selbst, was ich nach seiner Entfernung gedacht haben müsse! Ich bemitleidete ihn, und dies wars alles. — Liebster Freund, was wird es werden, wenn ieder Schüler des*** ein solcher Grillenfänger seyn sollte? Er fragte

mich

mich auch, ob Sie noch lebten, und ob ich nicht wüßte, wo Sie sich aufhielten. Da ich ihm beides beiahte, so bat er, ich möchte Ihnen bei Gelegenheit sein Kompliment vermelden, und weiter sagte er nichts mehr. — Ich will nun sehen, wie lange er sich hier bei dem Ansehen erhalten wird, mit dem man ihn aufgenommen hat. Feinde wird er genug finden, und noch mehrere werden ihm seine lächerlichen Hypothesen bringen. Leben Sie wol! Am 3. Oktober, 1759.

Sigmund an Karln.

Gestern habe ich beim Martin Flachs meine Gegenvisite abgelegt. Er empfieng mich sehr freundschaftlich, und mit der Miene der geheimsten Vertraulichkeit. — Ich hatte es schon so abgeredet, daß mich meine Frau recht bald abrufen lassen sollte; aber er lies mich nicht von der Stelle. Er käute mir seine Meinungen wieder vor, zeigte mir acht neue Predigten im Manuskripte, und bewies mir zugleich, daß er ein groser Philosoph sei. Ich hatte wider Alles dieses nicht das Mindeste einzuwenden, aber er lies mich demungeachtet nicht fort gehen. Ich mußte bei ihm zu Abend essen. — Sie können sich nun leicht vorstellen, daß ich mich äuserst ennüyirt haben werde. Er schenkte mir zur gesegneten Mahlzeit seine Dissertation von dem Orte Harmageddon, und versicherte, daß er nächstens ein detto über die sieben Leuchter heraus geben werde. Hab' nichts darwider. — Er erzehlte mir

auch, welch ein gründlich gelehrter Mann sein Lehrer *** sei. So werden Sie auf der weiten Welt keinen Mann antreffen können, sagte er. Er ist, daß ich mich so ausdrüke, die Gottesgelehrheit selber. Ein Spiegel der Wahrheit, ein Morgenstern für die Verirrten, ein Abendstern für die Bedrükten, eine Sonne für die benebelte Welt, ein Engel für seine Schüler. — Rasender Mensch, dachte ich bei mir, sollte man dich nicht gleich auf der Stelle zum Thore hinaus jagen? — Unsre Tafel war äuserst kärglich gewesen. Aber er hatte sich gleich Anfangs mit diesen Worten entschuldigt: warte des Leibes, doch, daß er nicht geil werde! — Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch unversehens, daß er schon einmal verheurathet gewesen ist, und zwar mit der jüngsten Tochter seines Lehrmeisters. Ich fragte ihn: ob er sich nicht neuerlich wieder in diesen Orden begeben wollte? — Wenns der Himmel will, war seine Antwort. — Wollte doch der Himmel, daß du nicht Prediger an der Klaus Kirche geworden wärest! dachte ich. — In der That, mein lieber Karl, ich hätte heute nichts unnüzers unternehmen können, als daß ich Ihnen da von meiner unbedeutenden Visite vorgeplaudert habe. Am 27. Oktober, 1759.

Sigmund an Karln.

Was ich Ihnen gesagt habe! Martins Ansehen fängt schon überall an zu sinken, und ich fürchte aus guten Ursachen, er werde sich vollends

lends der allgemeinsten Verachtung aussezen, und am Ende gar der Kinder Spott werden. — Ausserdem, daß der Geiz izt seine Hauptleidenschaft seyn soll, macht er sich auch auf andern Seiten verhaßt. Er verlangt von seiner Gemeinde, daß sie gar kein freundliches Gesicht, keine heitre Miene mehr machen, keinen Tanz, kein Koncert, keine Komödie besuchen, sondern immer zu Hause im Winkel sizen, im Benjamin Schmolk oder Millers himmlischen Liebeskuß lesen, unaufhörlich seufzen und singen und beten, und die Augen verdrehen, und an weiter nichts, als an das tausendjährige Reich, und das ewige Leben gedenken sollen. Und wer das nicht thut, und meinen Vorschriften nicht nachlebt, sagt er auf der Kanzel, der ist schon lebendig des Teufels; und wenn ers noch nicht ist, so übergebe ich ihn hiermit dem Satan, daß er ihn mit ewigen Plagen quäle.“ — Ich gestehe es, dies sind harte Worte; und ich wundre mich nun auch nicht, daß er dadurch die Liebe und das Zutrauen verliert. Denn wie sollten wir einen Mann lieben, der so augenscheinlich eine Weide an unserm Unglüke zu erkennen giebt, der uns so steife und misantropische Lehren vorträgt, die auch der elendeste Kopfhänger nicht ganz erfüllen könnte, Lehrsäze, die mit unsrer Bestimmung und wider die Absicht unsers gütigen Schöpfers streiten, der uns auch zur Freude, zum Vergnügen, und zum Wohlthun erschaffen hat, der es selbst gerne sieht, wenn wir lustig und gutes Muths sind, und ihm dabei danken, Lehrsäze, die uns nothwendig von der Er-

füllung unsrer bürgerlichen Pflichten zurük halten, uns nach und nach einen unüberwindlichen Haß gegen uns selbst, und gegen unsre Mitbrüder einflösen, und uns endlich zu unerträglichen Menschen machen müssen? —

Nicht genug, mein Bester! Auf dieser Seite hat er sich als einen Menschenfeind und Freudenhasser gezeigt: und ieder hütet sich, deswegen einem so unfreundlichen und widersinnigen Manne zu nahe zu kommen; aber auf einer andern Seite ist er auch ein schlechter, niederträchtiger Betrüger, und hat sich dadurch bereits die bitterste Verachtung zugezogen. Er wird seit einiger Zeit von dem Bücherwurme genagt. Man kann ihn daher in allen Buchläden, bei allen Trödlern, bei allen Auktionen antreffen; und daß er iederzeit um den niedrigsten Preis buhlen werde, dies können Sie schon daraus errathen, weil er geizig ist. Indessen ist dieses einem ieden, und also auch ihm, zu verzeihen. Aber er begnügt sich noch nicht damit: sondern schlägt auch andere Wege noch ein, zu dem Besize der Bücher zu gelangen; und darunter soll der vorzüglichste und gewöhnlichste dieser seyn. — Er geht in einen Buchladen, und läßt sich eben dasjenige Buch zeigen, das er gerne zu besizen wünscht. In diesem blättert und sucht er nun so lange herum, bis sich der Buchhändler von ungefehr auf die Seite begiebt, oder sonst nicht aufmerksam genug auf ihn ist. Sobald er dies bemerkt hat, reißt er ein Blatt heraus, stekt es ein, kauft das nämliche Exemplar, und

geht

geht nach Hause. Nun bleibt er einige Tage ruhig. Aber bald darauf schikt er das Exemplar wieder zurük, klagt, daß es defekt sei, und verlangt entweder sein Geld zurük, oder, daß ihm das Buch wegen des Mangels um halben Preis gelassen werde. — Ganz natürlich giebt der Buchhändler das Exemplar lieber um halben Preis hin, als daß es ihm ganz und gar unnüz da liegen bleiben sollte; Martin erhält also die Helfte des Preises zurük, und läßt sodann das heraus gerissene Blatt wieder hinein kleben: und so hat er denn ein ganzes Buch um halbe Münze bekommen. —

Was dünkt Ihnen nun davon? Ist das nicht der sordideste, der niederträchtigste Betrug, den man dem ärmsten Studenten nicht einmal, geschweige erst einem Diener des göttlichen Wortes, verzeihen sollte? — Und leider ist diese Geschichte nur allzuwahr; denn man hat ihn erst kürzlich in einem angesehenen Buchladen über dergleichen schlechter Handlung angetroffen: und dadurch ist iezt die Sache ruchbar geworden. — Ich zittre, wenn ich einen solchen Mann denke. Aber hören Sie mir noch ferner zu! — Mit seinem Vermögen treibt er den unverzeihlichsten Wucher. Wenn ein Jude mehr, als sechs Procente, nimmt, so wird er, wie billig, dafür gestraft, und auch nach Gelegenheit ins Zuchthaus geführet. Aber dieser Gedanke bekümmert unsern Herrn Martin nicht im Mindesten. Ohne zu überlegen, daß es schon an und für sich nicht recht sei, wenn ein Geistlicher sein

Vermögen auf Wucher verlehnt, begnügt er sich auch nicht einmal mit den gewöhnlichen Abzinnsen, sondern läßt sich bisweilen zehn, bisweilen gar zwölf vom Hundert von den bedrängten Schuldnern auszahlen, und diese zieht er gemeiniglich schon im Voraus von der ganzen Summe ab, die er verlehnen will. Mir standen die Haare zu Berge, als mir vor einigen Tagen dieses schrekliche Geheimnis entdekt wurde. „Ja, sagte mein Schneider, der eben auch einer von denen war, die Geld bei ihm aufnehmen wollten, der Herr Pastor Flachs ist mir ein sauberer. Ich habe funfzig Thaler bei ihm aufnehmen wollen, und er würde sie mir ohne Zweifel auch gegeben haben; aber acht Procent — acht Procent — das ist in der That zu hart. Da komme ich bei dem Juden Süß noch wohlfeiler dazu, sagte ich ihm. So laß er sichs geben, gab er mir zur Antwort; ich lehne meine Gelder nicht anders, als um acht Procent, hinweg: und wer sie mit dieser Bedingung nicht haben will, der mag sie liegen lassen.“ — Was muß der Landesherr sagen, wenn er hinter so schöne Geschichtchen geräth? — Immer hören Sie mir noch zu! Denn ich habe mir heute vorgenommen, daß mein Brief lang werden soll. — So sehr er auf der Kanzel die Mildthätigkeit gegen die Armen empfiehlt, so wenig handelt er doch nach seinen eigenen Lehrsäzen. Die meisten Bettler gehen trostlos von seiner Thüre zurük, und wollen es nicht begreifen, wie ein Diener Gottes ein so gar hartes und unbiegsames Herz haben könne. „Geht! ruft er ihnen zu, wenn sie

mit anhaltendem Bitten um eine Gabe flehen. Ihr seid vermuthlich grose Sünder gewesen, und darum hat euch Gott in dieses Elend gesezt. Es wäre unverantwortlich, wenn man euch zu Fortsezung eurer Sünden noch unterstüzen wollte. Ihr müßt erst erfahren, was es bedeutet, Gott beleidigt, und seinen Nächsten beleidigt, und gesündiget zu haben. Wenn ihr einmal das eingesehen habt, und zum Verstande kommt, und eure Vergehungen bereuet, und ein frömmeres Leben gelobet: dann wird euch der Himmel schon von selbst helfen, und ihr werdet fremder Unterstüzungen nicht mehr nöthig haben!" — Mit diesen Worten schikt er die meisten Armen von seiner Thüre weg; und ich gebe Ihnen nun zu überlegen, ob dies recht sei. Geweint hab' ich, und von Herzen geweint — Wie kann es möglich seyn, dachte ich, daß ein Priester, ein Lehrer des göttlichen Worts, der eine so unbeflekte Heiligkeit in seinem Wandel zu affektiren sucht, der nicht weiß, wie er stattlich genug die Augen verdrehen, seufzen, und weinen soll, der von nichts, als Gnade, und Wiedergeburt, und Barmherzigkeit, und Liebe gegen den Nächsten, spricht der durchgehends den orthodoxesten Mann machen will — wie kann es möglich seyn, daß ein solcher in seinem Herzen so abscheuliche Grundsäze nährt, so verwerfliche Handlungen begeht, so falsch, so ein Heuchler, so ein Tartüff ist? — Das Herz pocht mir, da ichs schreibe, und ich weiß, daß es auch Ihnen pochen wird. —

Da er sich so ausserordentlich in die Offenbahrung Johannis verliebt hat, und in der siebenten

Zahl so etwas Besonderes finden will, das andere ehrliche Leute mit allen ihren Sinnen und Nachdenken nimmermehr wahrnehmen können; so hat er auch iezt in seiner Oekonomie die Einrichtung getroffen, daß er die meisten Dinge siebenfach vorzeigen kann. Aus dieser Absicht brennen auch des Abends sieben Lichter auf seinem Tische, er besizt sieben Tobaksdosen, sieben Perüken, sieben Paar Schuhe, sieben Pantoffeln, sieben Scheermesser — denn, im Vorbeigehen, er balbiert sich selbst, aus Furcht, es möchte ihm einmal ein böser Bube den Hals abschneiden, — sieben Schnupptücher, sieben Paar Hemdeknöpfe, sieben Tobakspfeifen, u. s. w. Brauchts wol noch mehr, um sich zum Tollhause fertig zu machen? —

Ausserdem hat er sich auch ein Pettschaft stechen lassen, worauf der gekreuzigte Heiland mit der Umschrift steht: crucifixus est amor meus, und das alte Wort, Schalksknecht, ist gegenwärtig sein Leibwort. Wenn der Küster etwas in seinem Amte versieht, so ist er ein Schalksknecht; kommt ein Bettler vor die Thüre, so ist er ein Schalksknecht; hat ihm seine Magd das Essen verbrannt, so ist sie eine Schalksknechtinn, u. s. w. — Das heißt doch wirklich Anekdoten gemacht. Aber es braucht sie auch sonst keiner, als Sie und ich, zu wissen, und hiermit nehme ich für dismal von Ihnen Abschied. Am 18. August, 1760.

Sigmund

— Sigmund an Karln.

Mit der Abstellung des Exorcismus, wovon ich Ihnen einmal geschrieben habe, ist es nichts. Die ganze Sache hat sich wieder zerschlagen, und allem Vermuthen nach steken einige widersinnige und Flachsische Köpfe dahinter. Mögen sie dann blind bleiben, wenn sies nicht anders haben wollen! Aber nun spizen Sie die Ohren — und recht müssen Sie sie spizen, auf daß kein Wörtlein verloren gehe! — Der hochehrwürdige Herr Pastor Flachs haben sich im Namen des Herrn entschlossen, ein zweites Eheverbündnis zu feiern; und wider meinen Willen mußt' ich selbst ein Zeuge dieser feierlichen Handlung seyn. — Sie fragen mich vielleicht: wer denn die Thörinn sei, die sich dem wundervollen Herrn Pastor habe aufopfern können? — Da hätte ich Ihnen nun freilich gar viel davon zu sagen, wenn es mir nicht um die Zeit und um das liebe Pappier wäre. Aber das Vorzüglichste sollen Sie doch wissen! — Die gegenwärtige Frau Pastorn ist eine würklich schöne und reiche hiesige Kaufmannstochter, deren Vater noch zur Stunde der vollsten Gesundheit genießt. Sie hat in ihren jüngern Jahren bis hieher — und über vier und zwanzig Jahre wird sie schwerlich alt seyn — sehr vielen Umgang mit Studenten und Edelleuten gehabt, ist zweimal im Bade gewesen, und hat kein Koncert, keinen Ball, und keine Oper versäumt. Sie ist in den neusten Schriften belesen, muntern und aufgewekten Geistes, spöttelt

gerne, spielt ein niedliches Klavier — Mehr brauchen Sie wol nicht zu wissen, um sich zu wundern, wie Herr Martin hinter dieses Frauenzimmer gekommen seyn könne? — Ich wunderte mich selbst, da ichs erfuhr; aber es ist nun so. So ein ungleiches Paar könnte man vielleicht in hundert Jahren nicht wieder zusammenbringen; und dennoch leben sie dem Scheine nach in der größten Vertraulichkeit, und scheinen einander nicht mißzufallen. Erklären Sie mir einmal, wie das zugehen mag! — Ein Herr Kollege von mir, den ich gleichfalls erst vor wenigen Tagen um die Erklärung dieser seltnen Eräugnis bat, gab mir Folgendes zur Antwort. „Martin, sagte er, ist ein Filz, ein Geizhals, und läßt keine Gelegenheit vorüber, wo er nur zween gute Groschen verdienen kann. Das Mädchen hat Geld, und zwar vieles Geld; und überdies hatte er ia ohnehin schon längst eine Frau nöthig — ich urtheile also, daß er ihre Mängel entweder gar nicht gewußt, oder, wenn er sie auch gewußt hat, bei diesen Umständen gerne vergessen und übersehen werde.“ — Auf Martins Seite wäre also das Sonderbare seines Schritts so gut, als enträthselt. Aber auf ihrer Seite? — Je nun! Ein Mädchen, die sich schon satt gebuhlt hat, die durch Martins Stand und Ansehen gleichfalls erhoben zu werden glaubt, die vielleicht bei allem dem noch damit umgehet, ihn säuberlich hinter das Licht zu führen, und ihr voriges Leben in der Stille fort zu sezen — worüber sollte sie sich wol lange bedacht haben? —

Und

Und so hätte ich Ihnen denn abermals eine grose Neuigkeit geschrieben, die Sie bei Gelegenheit Ihrer lieben Charlotte vorlesen können. —

Man sagt, es sollte noch dieses Jahr Friede werden. Aber der Major * * will seinen Kopf verwetten, wenn es geschehen sollte. Leben Sie wol! Am 24. Merz, 1761.

N. S.

Als eine Nachlese zu meinem Briefe muß ich Ihnen auch dies noch sagen, daß sich nun Herr Martin förmlich in die Gesellschaft der Juden begeben hat. Diese lehnen seine Gelder unter ihrem Namen aus, damit er die übermäsigen Procente, die er längerhin unter seinem eignen Namen einzunehmen für gefährlich gehalten haben mag, desto ruhiger und sicherer zu sich steken kann. — Was wird noch aus dem Männlein werden? Wie viele Christen wird er nicht durch seine Schindereien in gröster Stille zu Grunde richten? — Es ist doch wirklich ein Unglük, wenn sich die geistlichen Herren mit solchen Schelmereien beklexen. Da ergreift hernach ein lustiger Schriftsteller dergleichen Anekdötchen, schreibt sie in die weite Welt hinaus, und was ein einziger böser Bok gethan hat, das soll hernach die ganze Heerde gethan haben; und so kann es denn gar nicht fehlen, daß nicht der geistliche Stand ie länger, ie mehr an seinem Ansehen verlieren sollte. — Eben sagt mir meine Frau, ich sollte Ihnen ihr Kompliment schreiben. —

Sigmund

Sigmund an Karln.

Der Vater der Frau Pastorn soll recht vergnügt darüber seyn, daß er sich seine Tochter einmal vom Halse geschaft hat; und Martin hingegen soll mit ihrer Aufführung vollkommen zufrieden seyn, sie lieben und hochachten, und dem Himmel danken, daß er ihm zu einem so köstlichen Weibe verholfen hat. Ich glaube, daß beides wahr ist; nur scheint mir das erste weit begreiflicher, als das lezte, zu seyn. — Vor acht Tagen waren ich und Herr Martin und noch mehrere hiesige Gelehrte bei dem Hofrath *** zu Gaste gewesen. Es gieng schon stark auf den Abend zu, als wir aufbrachen; Martin, der seit einiger Zeit wiederholte Anfälle vom Podagra hat, und dadurch seine Jugendsünden zu büssen anfängt, empfand eben beim Aufstehen, daß es ihm wieder aufs Neue einen Besuch ablegen werde. Er bat mich daher, daß ich ihn unbeschwert nach Hause begleiten möchte. „Nach Hause begleiten? sagt' ich. Bin ich ia selbst schon ein alter kränkelnder Mann, der von Tage zu Tage näher an seine Grube kommt? Wie mögen Sie den Muth haben, und sich meiner Leitung anvertrauen wollen? Kann wol ein Blinder dem andern den Weg zeigen? Könnten wir nicht beide zugleich in die Grube fallen?“ — Endlich gab ich ihm auf sein anhaltendes Bitten doch nach, und begleitete ihn nach Hause. —

Seine Frau empfieng uns mit angenommener Zärtlichkeit, und ich mußte versprechen, beim Abend-

essen

essen zu bleiben. Es wurden also gleich sieben Lichter angezündet, und Martin suchte seine sieben Tobaksdosen zuwege. Wir schnuppten und puzten die Lichter, und sprachen von diesem und von jenem, und am Ende gab er mir seine nun ausgebrütete Dissertation von den sieben Leuchtern. Ich habe sie so erbärmlich, so schwärmerisch, und so mattherzig gefunden, daß ich mich nicht eher unterfangen werde, Ihnen damit aufzuwarten, bis Sie mich zuvor feierlichst darum werden gebeten haben. — Nach diesem wurde das Essen aufgetragen, und ich bewunderte die Fähigkeit seines Weibes, sich so gefällig in seinen Kopf zu schiken. Ich wette darauf, daß sie ihn heimlich für den einfältigsten Pinsel hält, und mit vollem Herzen verachtet; aber demungeachtet weiß sie ihrem ganzen Betragen, ihren Reden, und ihren Mienen einen so hervorstechenden Anstrich zu geben, daß, wer sie nicht recht, und nicht genau kennt, nothwendig auf den Gedanken gerathen muß, daß sie in Befolgung seiner Wünsche und Befehle ihr größtes Vergnügen finde. Sie scheint seine orthodoxen Schwachheiten zu billigen, sie behauptet eben die Meinungen, die er hat, sie giebt allen seinen Schwärmereien den lautesten Beifall, sie verräth eben die lächerlichen Gesinnungen, die ihn schon längst in den Augen der vernünftigen Welt lächerlich gemacht haben — mit einem Worte, es ist mir unbegreiflich, wie ein Mensch so lebhaft gerade das Gegentheil seiner wahren Gesinnungen nachäffen könne; und dies thut sie, und zuverlässig in der Absicht, damit ihr

bei

bei Gelegenheit desto eher durch die Finger gesehen werde. — Wir waren noch über dem Essen begriffen, als sich auf einmal vor der Hausthüre eine Musik hören lies. „Was ist das, was soll das seyn? schrie Martin.“ — Es sind fünf Bergknappen, sagte die Köchinn, die Ihro Hochwürden mit einer kleinen Musik aufwarten wollen. „Jagt sie fort, die Bettler, schikt sie fort, die Schalksknechte! fieng er an. Solchen Leuten, die, statt zu singen und zu beten, die Geige in die Hand nehmen, muß man gar nichts geben.“ — Nach vielem Disputiren legte sich endlich die Frau ins Mittel. Er lies sich bereden, und zog einen Groschen heraus. — „Einen Groschen? sagte sie. Einen Groschen unter fünf Bergknappen? Was will das unter so viele?“ — Er griff abermals in die Tasche, und gab noch vier Pfennige dazu; und hiermit, sagte er, sollte sie nun zufrieden seyn: es wäre ohnehin so gut, als zum Fenster hinausgeworfen. — Scharmant! dacht' ich. Einen Groschen und vier Pfennige! Den Groschen für den Baß, und vier Pfennige für die vier Geigen! —

Ich sahs der Frau an, daß sie sich einigermassen schämte, da sie zur Thüre hinaus gieng; und ich würde herzlich gerne einige Groschen von meinem Beutel dazu gelegt haben, wenn es mir die thörichten Regeln des Wohlstandes erlaubt hätten. Meine Aergernis über diese Hartherzigkeit konnte ich unmöglich zurük halten. Ich sprach laut davon, ich bezeigte mein Misfallen, und die Frau,

die

die eben wieder zurük gekommen war, schien mir beitreten zu wollen. Aber ich hatte mir eine vergebliche Mühe gegeben; er kramte mit seinen verworrenen Grundsäzen aus, behauptete, daß die Bergknappen liederliche und verdorbene Leute wären, die das Ihrige auf eine sündliche Weise verschlemmt hätten, und durch ihre Musik nur Gelegenheit zum Diebstale suchten; und indem wir eben recht hizig unsre gegenseitige Meinungen bestritten, trat ein Magister herein, der mir zwar unbekannt, in so ferne aber, daß durch seine Erscheinung unsrer Dispüte ein Ende gemacht wurde, äuserst willkommen war. — Aus seinem Komplimente, und aus der Art, mit der man ihn aufnahm, konnte ich gleich so viel abnehmen, daß er schon öftere Visiten gemacht haben müsse. Ich wurde auch hierinnen noch mehr bestärkt, da ihn die Frau Pastorn an den vorgestrigen Abend erinnerte, da sie das schöne Lied: wachet auf, ruft uns die Stimme, gesungen hätten. Du magst mir ein feiner seyn! dacht' ich. Er bewegte bisweilen seine Augen so zweideutig auf die fromme Frau hin, daß mir kein Zweifel mehr übrig blieb, er müsse in diesem Hause schon öfters gesungen haben. Ich leugne es auch nicht, daß ich ihn von diesem Augenblike an für Martins Nebenbuler gehalten habe; und er wird dies um so zuverlässiger seyn, da er den Schein annimmt, daß er nur des Singens und Betens, und des apokalyptischen Unterrichts wegen, den Herrn Pastor besuche; wie es denn in diesem Falle die halbe Welt werden könnte, ohne, daß, nach meiner

Ein-

Einsicht, der gekrönte Herr Ehemann nur auf Mistrauen gerathen würde. Martin scheint ihn auch in allen Ehren zu halten: und da, deucht mir, mag der liebe Magister schon längst gewonnen haben. —

Wir sasen so über eine Stunde beisammen. Ich lehnete mich mit meiner Pfeife Tobak nachlässig ans Fenster hin, während, daß sich die übrige Gesellschaft von dem vielköpfichten Thiere aus der Offenbahrung Johannis unterhielt; und nachdem ihm endlich der Magister durchgehends Recht gegeben, seine Einsicht bewundert, und sich seine fernern gelehrten Mittheilungen ausgebeten hatte, so nahm er den Huth zur Hand, und empfahl sich. Es hatte ihn Niemand zur Thüre hinaus begleitet. Aber es mochten noch keine fünf Minuten darauf vergangen seyn, als die Frau Pastorn mit einem Male unsichtbar wurde, und erst nach einer guten Viertelstunde wieder zum Vorschein kam. Ihr langes Aussenbleiben hatte mich schon argwohnen gemacht; nun wurd' ichs noch mehr, da sie mit erhiztem Gesichte zur Thüre herein trat. — „Ei, ei, rief ihr ihr Mann entgegen, wo bist du denn so lange gewesen?“ — Ach, sagte sie, und that, als ob sie kaum Othem holen könnte — ich gieng in den Keller, und wollte Bier holen, und wie ich die Treppen wieder hinauf gehen wollte, so stand was da, so lang, und so weis — ich zittre noch an meinem ganzen Leibe. — „Ein Gespenst, ein Gespenst? schrie Martin.“ — Ja freilich, mein Liebchen,

chen, ist es ein Gespenst gewesen, und es sah so fürchterlich, so häßlich aus, daß ich kaum das Herz hatte, es anzusehen. Du mußt noch merken, wie mir der Angstschweis auf der Stirne steht, und wie mir das Herz klopft. — „Ja, ia, so gehts, sagte Martin! Ich habe dirs schon lange gesagt, daß du des Abends nicht mehr alleine in den Keller gehen sollst; aber du folgst mir immer nicht, und vollends iezt, da die zwölf Christnächte sind, da sich ohnehin Alles sehen und bliken läßt, was sonst das ganze Jahr hindurch unter der Erde verborgen ist.“ — Die Frau versicherte, daß sies nicht mehr thun, und ihm folgen wollte, und erzehlte nochmals die ganze schrekliche Geschichte mit vielen Umständen, und betheuerte immer, daß sie in ihrem Leben noch kein so fürchterliches Gespenst, wie dieses, gesehen hätte, und daß es auch nicht eher gewichen sei, als bis sie recht von Herzen zu Gott gebetet habe. —

Ich ärgerte mich über diesen Vorfall bis zum Tollwerden; doch hatte ich noch so viel Mäßigung in meiner Gewalt, daß ich mich stellte, als ob ich abtreten müßte; und da verweilte ich denn ungefehr eben so lange in dem Hausplaze, als ich glaubte, daß die Komödie gespielt werden würde. Ich hatte mir vorgenommen, mich diesen Abend in keinen Streit mehr einzulassen, und übergieng also ohne den mindesten Widerspruch den ganzen Gespensterdiskours mit tiefem Stillschweigen. Indessen blieb es mir immer unbegreiflich, wie Herr

Martin so äuserst einfältig seyn, und der erdichteten Erzehlung seiner Frau so starken Glauben beimessen konnte. Ich wollte schwören, daß sie sich iene Viertelstunde lang einzig und alleine mit dem Magister unterhalten hat, und doch — Ich biete die ganze Welt auf, mir das Ding zu erklären, wie ein Mensch so gar entsezlich dumm werden, und in eben der Sache, worinnen er schon in seiner Jugend die besten und vortreflichsten Einsichten gehabt hat, das unerweisliche Gegentheil glauben könne. Tausendmal hat er mit mir über die Gespensterschichten gelacht, tausendmal hat er diejenigen für Narren erklärt, die sich mit dergleichen albernem Zeug abgeben könnten; und iezt nimmt er Alles, was man ihm in diesem Fache vorplaudert, für richtig und ausgemacht an, läßt sich sogar bei dieser Gelegenheit augenscheinlich mit Hirschgeweih krönen, merkts, daß die Frau erhizt, und nicht todenblaß ist, wie sie es billig aus Schreken hätte seyn sollen, und glaubt demungeachtet, daß ihre Erzehlung wahr sei — Ich schäme mich, dieser Sache noch weiter nachzudenken, und sage Ihnen nur dies noch, daß sich die Frau von ihrer vermeintlichen Angst in wenigen Augenbliken wieder erholt habe. —

Es kamen hierauf einige unbedeutende Gespräche von dem Herrn Nachbar und der Frau Nachbarinn aufs Tapet. „Die Nachbarinn, sagte die Frau Pastorn, ist in der That ein unverschämtes Weib — wie du, dachte ich. — Sie legt sich

den ganzen Tag mit blosen Brüsten zum Fenster heraus, und scheint gar nicht roth zu werden, wenn ihr Jemand in diesem Aufzuge ins Gesicht sieht, oder ihr sein Kompliment macht.“ — Ja, ia, da hast du Recht, sagte Martin. Man muß hübsch sittsam, ehrbar, und schamhaft seyn; und der weise Prediger Salomo hat mit Grunde der Wahrheit gesagt, daß ein schönes Weib ohne Zucht wie eine Sau mit einem güldenen Haarband sei. — Man machte sodann die Anmerkung noch, daß sie seit einiger Zeit einen Amazonenhabit trage. „Ein Weib soll nicht Mannsgeräthe tragen, und ein Mann soll nicht Weiberkleider anthun, sagte der Herr Pastor; denn wer solches thut, der ist dem Herrn ein Greuel: und dieses steht im fünften Buch Mose. — Da ich merkte, daß es endlich noch auf Rasereien hinauslaufen dürfte; so ergrif ich die erste beste Gelegenheit, mich zu empfehlen, und wunderte mich nachher über mich selbst, wie ich bei diesem Unsinne so lange aushalten konnte. Und Sie mögen mir nun dieses Visitengeschwäze Dank wissen, oder nicht, so lasse ich den Brief demungeachtet ablaufen, und wünsche Ihnen, wol zu leben. — Am 4. Januar, 1762.

Sigmund an Karln.

Was doch der böse Geiz nicht thut! Da geht der Herr Pastor Flachs vorgestern am Markte vorüber, hört einen Marktschreier seine probaten Pillen rühmen, nimmt sich das Ding zu Herzen, denkt, eine Purganz möchte dir doch nicht undienlich seyn,

zumal, wenn man sie wohlfeiler, als in der Apotheke, erhalten kann, schikt die Magd hin, läßt sich eine einzige Pille holen, zahlt zween Groschen dafür, nimmt sie ein, und nun hat ihn die Teufelspille, wie er sie selbst nennt, fast zu Tode purgirt. Achtzigmal — stellen Sie sich vor! und mit einer einzigen Pille! — Das mag mir eine trefliche Pille seyn, sagte der Apotheker, da er von den grosen Wirkungen hörte, und versicherte zugleich, daß dies gewöhnlicher Weise nur ein Traktament für die Beschälhengste sei. Wenn man nun dem Herrn Pastor vollends dies noch sagte — meinen Sie nicht, er werde den Marktschreier öffentlich in die Hölle verdammen? — Das war also so im Vorbeigehen etwas Mediciniſches gewesen. — Was die Aufführung seines Weibes betrift, so ist es nunmehr in der ganzen Stadt für eine ausgemachte Wahrheit bekannt, daß sie ihn ritterlich hinters Licht führt, und mit Magistern und Studenten den vertraulichsten Umgang hält. Man will sagen, als ob er davon Wind habe; doch hielte ers für rathsam, sich nichts davon merken zu lassen. — Vor vier Wochen wurde in den hiesigen Kirchen das Friedensfest gefeiert. Martin gab sich alle ersinnliche Mühe, mit einer stattlichen Predigt aufzutreten: und viele wollen mir auch versichern, daß sie nicht ganz uneben gewesen sei. Aber wie nun manchmal ein Zufall in die Queere kommen muß! Da war er über den bösen Krieg in Eifer gerathen, und schlug mit geballter Faust dergestalt auf die Kanzel hin, daß der eine der zwölf Apo-

stel,

stel, welche von Holzarbeit um das Fußgestelle herumstehen, augenbliklich zu Boden fiel, und einer eben in die Höhe sehenden Frau vier Wunden in den Kopf, und noch überdies drei Zähne in den Hals schlug. Man hob ihn auf, und fand, daß es der Apostel Paulus gewesen war. Die Frau meinte, Wunden seien eben Wunden, es möchte sie nun ein Apostel, oder ein anderer, geschlagen haben, und lies sich ganz bedächtlich nach Hause führen. Darüber entstand nun ganz natürlicher Weise kein geringes Aufstehen, und die salbungsvolle Predigt wurde von den Wenigsten zu Herzen genommen. —

Da ich ihn heute Morgens besuchte, um nach den fernern Wirkungen der ungeheuern Pille zu fragen, so verlangte er unter andern auch meine Meinung von den neuen geistlichen Liedern zu wissen. Sie sind vortreflich, sagt' ich, und verdientens allerdings, daß man sie als öffentliche Kirchengesänge einführte. — „Kirchengesänge? antwortete er. Gassenhauer sinds. Ich will den Mann sehen, der bessere Lieder, als Dokter Luther, machen könnte." — Zur Strafe für sein einfältiges Gewäsche hätte ich ihm gern noch eine Pille in den Leib gewünscht; im übrigen aber sagt' ich ihm frei heraus, daß sein Urtheil etwas zu voreilig und unüberlegt sei: und dies nahm er übel. — Grüssen Sie Charlotten! Am 26. September, 1763.

N. S.

Gestern war der Feldprediger M . . über Mittag an meinem Tische gewesen. Bei ieder Speise, die aufgetragen wurde, zog er seine Schreibtafel heraus, und krizelte. „Was machen Sie da? fragt' ich ihn.“ — Mein Gedächtniß fängt mir an schwach zu werden, sagte er, und da fürcht' ich, ich möchte die Anzahl und die Art der Speisen vergessen. — „Und wenn Sies denn nun vergäsen, was hätten Sie alsdenn für Schaden davon?“ Den, daß ich bei meiner Frau über acht Tage lang keine freundliche Miene sähe; denn sie siehts für ein Verbrechen der beleidigten Maiestät an, wenn ich ihr nicht allezeit richtig referire, was mir an einem fremden Orte vorgesezt worden ist. — „Wider was Neues! dachte ich.“ — Er versicherte mich hierauf, daß es sein wahrer Ernst sei, und daß er seiner Frau diese Grille unmöglich austreiben könne; doch, sezte er hinzu, sei er eben der einzige nicht, der auf solche Art in Kontribution stände; und er glaube in so weit, die halbe Stadt zu Mitbrüdern zu haben. — Was würden wir sagen, mein lieber Karl, wenn unsre Weiber mit dergleichen lächerlichen Prätensionen angezogen kämen? Wissen zu wollen, was man gegessen hat — welch ein kleines und kindisches Interesse? — Thörinnen seid ihr, würden wir sagen; und ich halte es auch für unbegreiflich, daß ein vernünftiges Frauenzimmer auf dergleichen Schwachheiten bestehen könnte. —

Karl an Sigmunden.

Ich habe Ihnen schon neulich geschrieben, daß ich damit umgienge, mich zur Ruhe zu sezen. Diesen Entzwek habe ich endlich iezt erreicht. Der Fürst hat mein herannahendes Alter, das ich nun täglich mehr zu fühlen pflege, in Erwägung gezogen, und mich auf die gnädigste Art meiner Dienste entlassen. Nicht zufrieden, daß ich mir schon ein hübsches Vermögen gesammelt habe, hat er mir überdies noch eine sehr ergiebige Pension ausgesezt; und nun fragen Sie noch, ob ich nicht dem lieben Himmel auf den Knien danken soll, daß er mich so freudig und so zufrieden durch dieses Leben geführt hat! — Alle meine Wege waren fast mit Blumen bestreut; er schenkte mir Reichthum, er gab mir Ansehen, er schenkte mir ein Paradies in meiner Charlotte, und läßt michs noch zur Stunde genieſen; meine Kinder machen mir auch Freude — Glüklicher Karl! werden Sie sagen; und in der That, das bin ich. Nun will ich mich ganz den Freuden meiner Familie weihen, mein liebes Gärtchen bepflanzen, mich mit dem Andenken meiner verflossenen Tage vergnügen, und grau werden. — Suchen Sie doch, daß Sie mich bald wieder einmal besuchen können! Mein alter Johann — ich meine den Fletfischen — wird ohne Zweifel auch seine längste Zeit gelebt haben. Er liegt seit zween Tagen gefährlich darnieder, und der Arzt hat ihm schon alle Hofnung abgesagt. Und dies ist es Alles, was ich Ihnen in der Geschwindigkeit

vorsagen wollte. Wenn ich mich nun völlig in Ruhe befinden werde, so sollen Sie auch schon wieder längere Briefe erhalten. Leben Sie wol! Am 30. November, 1763.

Zehntes Kapitel.

Die Geschichte neigt sich zum Ende.

Sigmund an Karln.

So vielen und heftigen Streit ich auch schon mit dem Herrn Pastor Martin gehabt, und so oft ich ihm auch schon die derbste Meinung gesagt habe, so wenig läßt er sich doch dadurch abschrecken; zählt mich vielmehr — aus welcher Ursache, weiß ich nicht — unter seine vertrautesten Freunde, und quält mich unaufhörlich mit seinen frostigen Besuchen. Eben so verlangt er auch, daß ich ihm fleisig aufwarten solle. Aber ich suche immer die möglichsten Ausflüchte hervor, um mich von dieser Strapaze loszumachen, und komme nur dann, wenn ich seinem Anliegen unmöglich ausweichen kann — Je älter er wird, desto sonderbarer wird er auch, und es wird Glük seyn, wenn man ihn nicht noch endlich ins Tollhaus bringen muß. Zu einem Beweise seines bösen Herzens und seiner schlechten Grundsäze mag Ihnen Folgendes dienen! —

Vor acht Tagen wurde eine hiesige Kaufmannsfrau begraben, die ungefehr vierzig Jahre gelebt, den Ruhm eines vernünftigen und tugendhaften Weibes gehabt hatte, und vor einigen Jahren noch

Mar-

Martins Beichtkind war. Allem Vermuthen nach mag sie ihn seiner lächerlichen Streiche und brausenden Lehrsäze willen verlassen, und weil sie ein einträgliches Beichtkind gewesen ist, eben dadurch gewaltig vor den Kopf gestosen haben, welches ich im Vorbeigehen nur deswegen erinnere, weil ich darinnen den Grund zu seinem nachfolgenden Raisonnement zu entdeken glaube. — Die Kaufmannsfrau wurde also begraben, und ich war eben bei Martin auf der Stube gewesen, als man sie vorbei trug. „Die gute Frau dauert mich, sagte ich bei dieser Gelegenheit.“ — Dauern? fieng er an. Sie bedauern sie? Ist sie Ihnen etwa so gar einträglich gewesen? — „Sie werden mir erlauben, daß ich auf eine so unschikliche Frage gar nicht antworte. Ich habe sie als eine redliche und tugendhafte Frau gekannt, sagte ich; und eben deswegen geht mir ihr Verlust nahe.“ — Ja, ja, das mag seyn, fuhr er fort, daß Sie sie für eine redliche und tugendhafte Frau gehalten haben: aber sie ist es nicht gewesen; ich stehe Ihnen dafür, daß sies nicht gewesen ist. — „Und warum denn? fragt' ich ihn.“ — Hören Sie nur! fuhr er fort. Da hat sie einen Informator gehabt, der ein hübscher schöner Mensch ist; und da sie schon auf dem Todenbette lag, so hat sie noch nach ihm verlangt, daß sie ihn sehen und sprechen wollte: und das hat man ihr auch zugelassen; und gleich darauf ist sie verschieden. — „Und das ist Alles?“ — Etwa noch nicht genug, um Ihnen zu beweisen, daß sie nicht redlich und tugendhaft gewesen ist? —

„Aus diesem Umstande läßt sich das noch nicht folgern.“ — Nicht folgern? Beweißt dies nicht, daß sie mit dem Informator sehr bekannt gewesen ist, daß sie ihn geliebt, daß sie einen verbotenen Umgang mit ihm gehabt hat? In der Stunde des Todes ihn noch sehen, noch sprechen zu wollen? In der Stunde, da wir uns auf die bevorstehende Ueberfarth ins Himmelreich vorbereiten, da wir mit nichts, als Seligkeit, und reinen und lautern Gedanken uns beschäftigen, da wir an die Auferstehung, an das jüngste Gericht denken sollten — in diesem Augenblike noch sich der fleischlichen Lüste zu erinnern, den Gegenstand derselben sehen und sprechen zu wollen? Das ist erschreklich, das ist gottlos! —

Der Eifer, mit dem er dieses gesagt hatte, machte mich unwillig. Ich kenne den Informator eben so gut, als ich die Frau kannte, und weiß zuverläßig, daß sie beide von edlerer Denkungsart waren; ich nahm also die Mühe auf mich, ihre Unschuld zu vertheidigen, und ihm gerade zu zu widersprechen. „Kann sie denn nicht den guten Menschen aus der Ursache geliebt haben, fuhr ich fort, weil er ihre Kinder redlich erzogen, und sie väterlich unterrichtet hat? Ist es was Unchristliches, sich noch im lezten Augenblike seines Lebens an seine Freunde, an seine Wohlthäter zu erinnern, und ihnen für ihre Liebe, für ihre Treue den lezten Dank zu sagen? Wissen Sie gewiß, daß es nicht aus dieser, sondern einer andern Ursache geschehen

ist,

ist, daß sie ihn hat zu sich rufen lassen?“ — Allerdings! sagte Martin. Sie hat noch einen wollüstigen Blik auf ihn hingeworfen: und darauf ist sie gestorben. — „Sind Sie dabei gewesen?“ — Nein! Aber die Leute haben mirs gesagt. — „So haben Ihnen die Leute Unwahrheiten gesagt; und ich verbürge mich mit meinem ganzen Vermögen, daß die Frau tugendhaft, und nicht so war, wie Sie sie gerne wollten geschildert haben.“ — Wir kamen über diese Sache ie länger, ie hiziger hinter einander. Ich sezte ihm noch dieses entgegen, daß auch der wollüstigste Mensch in dem Augenblik, da er die Trennung der Sele erwartet, sein voriges Leben vergessen, und gewiß nichts so sehr, als den Gegenstand seiner ehemaligen Wünsche, verabscheuen würde. Aber er beharrte darauf, daß er Recht habe. Sie ist eine Sünderinn, eine grose Sünderinn gewesen, sagte er, und ich stehe dafür, daß sie in dem Augenblike, da wir hier von ihr reden, schon lichterlohe in der Hölle brennen wird. Verdammt ist sie, sage ich ihnen, und wird es auch bleiben. — „Recht schöne Grundsäze haben Sie, fuhr ich fort. Eine Frau zu verdammen, von der Sie weiter nichts, als diese Kleinigkeit, wissen, daß sie kurz vor ihrem Tode ein Verlangen nach ihrem Informator bezeigt hat? Und sind Sie ein Geistlicher, und wissen noch nicht, daß uns das Urtheilen über den seligen oder unseligen Zustand der Verstorbenen untersagt ist? Wissen Sie den Ausspruch des Gottmenschen nicht: verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet? Wir sind

Men-

Menschen, und schuldig, die Pflichten zu erfüllen, die der Herr von uns fodert. Erfüllt sie ein anderer nicht, ist er lasterhaft, übertritt er die Gesetze, so stehts uns nicht zu, laut davon zu urtheilen, daß er die Hölle verdient habe; wir überlassen es vielmehr, und müssen es dem ewigen Richter überlassen, ob er ihn bestrafen oder begnadigen wolle. Dieser hat sich dies Recht privative vorbehalten; und wir sind verbunden, die Hand auf den Mund zu legen, ihn im Staube zu verehren und anzubeten." — Martin bestand demungeachtet darauf, daß sie verdammt sei, und ich grif nach meinem Hute, und entfernte mich. — Da haben Sie nun wieder was zum Lachen! Denn, daß Sie sich, so wie ich, darüber ärgern sollten, das wollte ich nicht gerne. Am 14. Februar, 1764.

Sigmund an Karln.

Daß doch Martin und ich nicht zusammen kommen können, ohne in Streit zu gerathen! — Seitdem ich ihm so sauber den Text wegen der Kaufmannsfrau gelesen hatte, fieng er an, Zorn zu schöpfen, und hat mich wol in einem halben Jahre nicht wieder besucht. Sobald wir aber neulich wieder zusammen trafen, so wars das Erste, daß wir uns um die Ewigkeit der Höllenstrafen zankten. — „Das müßt' ein wunderlicher Gott seyn, sagte er, der nicht eben so gut die Strafen der Hölle ewig währen liese, als er die Seligkeit der Gerechten ewig währen zu lassen versprochen hat. Was wäre denn für ein Unterschied zwischen den Frommen

men und Gottlosen zu machen? Und was hätten die erstern davon, wenn sie sich ihr Leben hindurch plagten, und sichs sauer werden liesen, kein Gebot zu übertreten, keine Kirche zu versäumen, die Lust der Welt zu vermeiden, fromm und andächtig zu seyn, fleisig zu beten, Angst und Trübsal und Verfolgung zu ertragen, und nicht zu murren, wenn sie am Ende den Gottlosen gleich gesezt würden?" — „Sie scheinen also zu glauben, daß dies Alles verdienstliche Handlungen seien, und daß gleichsam Gott dadurch genöthiget werde, uns selig zu machen?" — Er schwieg stille. — „Sind wir nicht alle die unnüzesten Knechte, fuhr ich fort, und werden einzig und allein aus Gnaden, keineswegs aber aus Verdienst, selig?" — Ja, sagte er. — „Kann sich also die Gnade Gottes nicht auch über den gröbsten Sünder erbarmen, und ihn selig werden lassen?" — Dies leugnete er abermals aus der Ursache, weil sonst kein Unterschied zwischen den Frommen und Gottlosen wäre. Gott ist gerecht, fügte er hinzu, und vermöge seiner Gerechtigkeit muß er den Gottlosen bestrafen, und den Frommen belohnen. — „Gut, sagte ich. Aber Gott ist nicht allein gerecht, sondern auch barmherzig: und seine Barmherzigkeit hat kein Ende. Ich behaupte also, daß er auch den gröbsten Sünder in seinen Schoos aufnehmen, ihm vergeben, und die Freuden des Himmels geniesen lassen wird." — Das kann seyn, sagte er; aber dadurch wird der Ewigkeit der Höllenstrafen kein Eintrag gethan. — „So hören Sie mir noch weiter zu! fuhr ich fort.

fort. Das geben Sie mir einmal zu, und müssen mirs auch zugeben, daß die Barmherzigkeit des Himmels keine Grenzen hat. Nun nehmen Sie einmal an, daß ein Mensch hundert Jahre gelebt — und wie wenige erreichen kaum die Helfte dieses Alters! — und diese hundert Jahre hindurch unaufhörlich, und recht grob, und mit Vorsaz gesündigt habe; was sind diese hundert Jahre gegen die undenkliche Ewigkeit? Ist da nur das mindeste Verhältnis, nur die mindeste Proportion zwischen Verbrechen und Strafe? Streitet nicht die angebliche Ewigkeit der Höllenstrafen selbst mit dem Begriffe von der himmlischen Gerechtigkeit? Grösere Belohnungen kann Gott wohl austheilen, aber grösere Strafen, als die Verbrechen werth sind, nicht. — Martin blekte mir bei dieser Gelegenheit seine schwarzen Zähne her, und sagte: dies wär' ein ruchloser Gedanke. Die Schrift spräche ia selbst von der ewigen Pein, von der ewigen Verdammnis, von der ewigen Qual, u. s. w. — „Ich habe auch hier nichts dawider, sagte ich. Aber wissen Sie denn, ob das Wort, ewig, überall den nämlichen Begrif einer undenklichen Zeitreihe mit sich verbindet? Können Sie mir beweisen, daß die Morgenländer bei diesem Worte immer eben dasselbe gedacht haben? Kann es nicht bei ihnen stufenweise eben so verschiedene Meinungen, wie bei uns gegeben haben? — Unsre Vorfahren nannten einen Zeitraum von dreisig Jahren ein Sekulum: wir rechnen schon hundert Jahre darauf; wenn wir nun ihre Sekula nach den unsrigen rechnen wollten, wie sehr würden wir da in ihrer Geschichte, und überhaupt durchgehends, anstosen?" --

Er

Er schien es von mir zum ersten Male gehört zu haben, daß bei den alten Teutschen ein Seculum nur aus dreisig Jahren bestanden sei, und bezeigte seine Verwunderung darüber. — Ich fuhr fort, meine Meinung zu behaupten, und sagte ihm, daß es in Ansehung der Verdammnis eben sowol, als in Ansehung der Seligkeit, Stufen geben würde, und daß wahrscheinlicher Weise selbst in der Ewigkeit noch ein Avancement Statt finden könnte. — Dies leugnete er auch. Wie der Baum fält, so bleibt er liegen, versezte er. — Inzwischen wurde er zu einem seiner Beichtkinder gerufen, und unser Streit dadurch geendiget. Aber bei der ersten Gelegenheit fieng er ihn wieder von vorne an, und mit solcher Heftigkeit, daß ich endlich darüber bös wurde. „Es wäre ein höchst gefährlicher Lehrsaz, sagte er; und wenn er allgemeiner bekannt werden sollte, so würde er die schädlichsten Folgen nach sich ziehen. Die Leute würden sich alsdenn vor der Hölle nicht mehr fürchten, weil sie Erlösung zu hoffen hätten: und so würde des Sündigens gar kein Ende werden.“ — Ich widersprach ihm das. Wer nur aus Furcht vor der Strafe sich fromm anstellt, der ist ein Heuchler, ein elendes Geschöpf. Aus Ueberzeugung, daß wir zur Erfüllung der göttlichen Gebote verbunden sind, daß wir Gottes Kinder sind, und ihn als unsern Vater lieben müssen; aus Ueberzeugung, daß die Uebertretungen Gott misfallen, und weder aus Furcht vor der Strafe, noch aus Hofnung zur Belohnung müssen wir fromm seyn.“ —

Wir wurden abermals unterbrochen; und seitdem läßt ers nun hierbei bewenden. — Sagen Sie selbst, mein liebster Karl, ob nicht meine Meinung vernünftiger, und selbst der heiligen Schrift angemessener ist, als die seinige! Ich weiß, daß Sie so gut, als ein Geistlicher, über dergleichen Dinge nachgrübeln, und vielleicht öfters noch weit bessere Resultate heraus bringen, als mancher meiner Herren Kollegen in seiner dikbepuderten Parochialperüke. Ich überlasse Ihnen also auch das Urtheil, ob ich mich gegen Herrn Martin anders hätte betragen sollen, als ich Ihnen erzehlt habe. Der Mann ist hartnäkig, und ich bins auch zuweilen; und so stosen wir denn immer zusammen. —

Ich höre eben, daß er sich auch seit einiger Zeit stark bemühen soll, Proselyten zu machen. Kein Reformirter und kein Katholik geht ohne Warnung aus seinem Zimmer heraus; und wirklich soll er schon einige Patres durch die Zusicherung ansehnlicher Aemter bewogen haben, ihren Glauben zu verlassen, und den unsrigen anzunehmen. Was nun das wieder für eine sonderbare Beschäftigung ist! Selten wird einer aus gründlicher Ueberzeugung seine Religion ändern; und ist dies auch, so bleibt mir ein solcher Mann demungeachtet immer noch sehr zweideutig und räthselhaft. Wird er aber vollends dazu beredet, und fast gezwungen — was will da heraus kommen? — Leben Sie wol, mein Lieber! Am 5. December, 1764.

Sig=

Sigmund an Karln.

Immer schöner, immer besser! In seiner lezten Predigt hat Martin eine Beschreibung des ewigen Lebens gemacht, und unter andern auch die lächerliche Meinung geäusert, daß wir dort Himmelsspeisen essen, und Himmelstrank trinken, und daß unsre Ausdünstungen wie Nektar und Ambrosia riechen, und wir auch einen geistlichen Beischlaf halten würden. — Rasereien, Unsinn, war das erste Wort, das mir bei dieser Erzehlung herausfuhr! Da träumt er seiner Gemeinde so viel albernes, abgeschmaktes, und unvernünftiges Zeug von der entferntesten Zukunft vor, daß es gar kein Wunder wäre, wenn sie insgesammt toll würden. Stellen Sie sich nur einmal vor! Essen und trinken, und Beischlaf halten! — Wie ich schon gesagt habe, da ich das erste Mal seine saubern Predigten las — der Mann muß einen türkischen Himmel glauben. Ich machte ihm lezthin bei Gelegenheit die bescheidensten Vorwürfe darüber: aber er schien mich nur auszuspotten. „Das ist schon so gut, als ausgemacht, sagte er; und was ich rede, das muß wahr seyn.“ — „Nun so behalten Sie Ihren schönen Puppenhimmel immer für sich und Ihre Familie! Ich meines Orts mag nicht hinein. Derjenige Himmel, nach dem ich mich sehne, ist dem Ihrigen so ziemlich unähnlich. Ich werde dort weder essen, noch trinken, noch Beischlaf halten: sondern mein ganzes Glük, meine ganze Seligkeit, und mein immerwährender

Zeitvertreib — wenn ich anders diesen Ausdruk wagen darf — wird einzig und allein in dem Anschauen der Vollkommenheiten meines gütigen Schöpfers bestehen. Ich werde ihn von Angesicht zu Angesicht schauen, ich werde mich zu seinen Füssen werfen, und ihn anbeten; ich werde alles dasjenige enthüllt sehen, was mir hier auf Erden noch ein undurchdringliches Geheimnis ist, ich werde mich über seine Herrlichkeit freuen, ich werde die Wunder seiner Allmacht begreifen — kurz, Ihr Himmel ist mir in alle Wege nicht anständig: und Sie verirren dadurch Ihre Gemeinde.“ — Verirren, murmelte er mir einige Male nach. — Ich brach ab, und entfernte mich. — Gestern hat er mich abermals mit seiner Gegenwart strapaziert. Ich lies mich aber in keinen Streit ein. Unser vorzüglichstes Gespräch bestand also darinnen, daß wir das Ausbleiben seiner Nachkommenschaft beklagten. „Wenn ich doch nur einen einzigen Sohn hätte, oder ihn noch bekäme! sagte er.“ — Den kannst du immer noch erhalten, dachte ich: denn deine Frau hat ja Bekanntschaft genug; und doch wunderts mich, daß er bei diesen Umständen noch nicht Vater geworden ist. — Mein liebes Weibchen hat seit einigen Wochen einen sehr schlimmen Zufall gehabt. Ich denke aber, er wird nicht wieder kommen. Am 15. April, 1765.

Sigmund an Karln.

Martin ist nun endlich auch Professor extraordinarius der Theologie geworden. Was wird noch

Alles

Alles bei ihm heraus kommen? — Ich besuchte ihn vorgestern, um meinen Glükwunsch abzustatten: und bei dieser Gelegenheit kamen wir einander aufs Neue in die Haare. Es waren eigentlich drei verschiedene Zänke gewesen, und diese will ich Ihnen nun der Ordnung nach erzehlen, wie sie entstanden sind. —

Zuerst kamen wir auf die Gespenster und Hexengeschichten. Ich leugnete sie ganz natürlich gerade zu. Aber Martin war heftig. Er bezeugte, daß er erst unlängst wieder ein sehr fürchterliches Gespenst gesehen hätte, das feurige Augen gehabt habe; und solche Fakta, sagte er, liese er sich nicht abstreiten. — „So haben Sie eben falsch und unrichtig gesehen, sagte ich; denn ich verwette meinen Kopf, daß man mit gesunden und unverblendeten Augen, und zugleich mit einer uneingenommenen Vernunft und ruhigen Einbildungskraft in alle Ewigkeit keine Geister, und keine Gespenster, und keine Hexen sehen wird.“ — Ich habe aber schon mehrere gesehen. — „So haben Sie eben allezeit falsch und unrichtig gesehen; und damit Sie wissen, wie gewiß und überzeugt ich von meiner Meinung bin, so biete ich hiermit alle möglichen Gespenster und Poltergeister auf, daß sie mich nach aller ihrer Leibeskraft erschreken, anpaken, zerzausen, und zerprügeln sollen; ich versichere Sie demungeachtet, daß ich iede Mitternacht ohne die mindeste Furcht sogar die verdächtigsten Orte besuchen will, und verbinde mich, eben so glüklich

wieder zurük zu kommen, als ich hingegangen bin.“ — Martin bat mich, daß ich nicht freveln sollte, es möchte mir sonst eine Eule auffizen. — „Je was Eule! Sie werden mir doch zugeben, daß diejenigen Leute, welche an einem sogenannten goldenen Sonntage gebohren sind, alle mögliche Erscheinungen sehen?“ — Allerdings! — „Recht so! Nun widerleg' ich Sie mit meinem eignen Exempel. Ich bin wirklich an einem solchen Sonntage gebohren, und Gott ist mein Zeuge, daß ich bei allen meinen Reisen, bei allen meinen Nachtwachen noch nie eine Erscheinung gesehen habe.“ — Er stuzte. Ist das möglich? sagte er. — Ich betheuerte es nochmals; und nun bestand er demungeachtet darauf, daß ich ihm nur die Wahrheit verhelen wollte. —

Wir vertieften uns immer weiter. Er machte mir Beweise, und ich widerlegte sie. „Die Ahndungen, sagt' ich, will ich endlich noch passiren lassen: denn diese können aus geheimen Ursachen geschehen; und so wenig ich eine physikalische Wirkung darum leugnen kann, weil mir die wirkende Ursache unbekannt ist: eben so wenig begehr' ich auch die Ahndungen zu leugnen. Aber was ganz anders ists mit Gespenstern, Kobolden, und Erscheinungen. Ich behaupte, daß alle die vermeintlichen Geisterseher elendes und verdorbenes Geblüt haben, das sie eben dasjenige zu glauben bewegt, was doch wirklich nicht ist, und was sie auch wirklich nicht gesehen haben. Nehmen Sie sich das Beispiel von einem Kranken, der am hizigen Fieber

liegt.

liegt. Wie viel sieht er nicht! Wie viel Schrekliches, Ungeheures, Unerhörtes, Unglaubliches, und Seltsames sieht er nicht! Aber nur, so lange der Paroxismus währt. Lassen Sie diesen vorüber seyn, so wird er selbst nicht mehr wissen, was er gesehen hat, und wird sich wundern, wenn wir ihm sagen, was er in der Fieberhize vor und um sich zu sehen mit Gewißheit behauptet hat. Eben das verdorbene Geblüt, das diesem Kranken so mancherlei Phantomen, wie in einer Zauberlaterne, vorüber führt, zaubert auch bei andern, sonst gesunden, Menschen die Erscheinungen her. Entweder sind sie milzsüchtig, oder haben, wie schon gesagt, ein schlechtes verdorbenes Geblüt, oder eine überspannte Einbildungskraft; und wer nun von allem diesen befreit ist, der wird auch keine Gespenster erbliken. Ich rathe Ihnen daher sehr freundschaftlich, daß Sie sich fleisig mit Arzneien versorgen; denn Ihr Geblüt muß nichts nuz seyn, weil Sie Erscheinungen haben." —

Martin nahm diesen Rath etwas übel auf. Ich bin so gesund, als Sie, sagte er, und es fehlt mir Gottlob gar nichts; aber was die Augen sehen, das glaubt das Herz: und dabei muß es bleiben, so lange noch die Sterne am Himmel stehen. — „Glauben Sie, was Sie wollen! versezte ich. Ich verlange Ihnen meine Meinungen eben so wenig aufzudringen, als ich die Ihrigen ohne Untersuchung annehmen werde. Aber allzu leichtgläubig seyn, ist schädlich." — Da wir mit den Gespen-

stern fertig waren, so kam es an die Hexen. Ich empfahl ihm bei dieser Gelegenheit, den Thomasius zu lesen, und bemerkte nur so viel, daß ich auch von Hexen noch nicht beunruhiget worden sei. Ueberhaupt, sagt' ich, wundert mich nichts mehr, als daß eben Priester und Richter, welche doch am meisten, und mit den meisten und verschiedensten bösen und guten Leuten in der Welt zu thun haben, gerade am wenigsten von den Hexereien wissen. Nach meiner Meinung müßten diese unaufhörlich behext seyn: denn sie könnens ia unmöglich allen Leuten recht machen; und unter so vielen Leuten werden sich doch wol auch Hexen und Hexenmeister befinden?" — Nur nicht gespöttelt! fieng er wieder an. Die Erfahrung, daß es wirklich Hexen und Hexenmeister giebt, kann Ihnen vielleicht nur gar zu theuer zu stehen kommen. Ich hab' es selbst mit angesehen, daß ein junger Mensch Schuhnägel und Haare, und Bänder, und dergleichen, aus seinem Halse gespieen hat. — Ich zukte die Achseln, und bat, daß er von dieser ekelhaften Sache abbrechen möchte. Dies that er auch; doch mußte ich mirs gefallen lassen, noch einige unverdaute Sentiments von der Sympathie und Antipathie anzuhören. — Da ich nach Hause kam, so dachte ich diesem Gespräche noch weiter nach, und zog mir endlich diese Betrachtung daraus, daß tausend gute Handlungen lediglich aus Furcht vor den Gespenstern, und dergleichen, unterbleiben, die ausserdem zuverlässig den größten Nuzen gestiftet hätten. Wie mancher flehende Unglükliche würde schon gerettet

worden

worden seyn, wenn man nicht sein Winseln für das Winseln einer sogenannten Klagemutter, oder eines Kobolds, gehalten hätte! Wie mancher Diebstal würde schon ungeschehen geblieben seyn, wenn man weniger Furcht vor der Mitternacht, und Grausen vor den Gespenstern gehabt hätte! Und überhaupt, wie weit — wie weit könntens und würdens die Menschen bringen, wenn sie durchgehends mehr Herzhaftigkeit, und weniger Furcht hätten! — Genug hievon! — Ich komme izt auf unsern zweeten Zank. Dieser entstand daher, daß sich Martin über das schlimme Wetter beklagte, und zugleich die Meinung behauptete, daß diese Welt die beste nicht sei. „Wie kann sie die beste seyn, sagte er, da sie so viele Unvollkommenheiten hat?“ — Diese Unvollkommenheiten, sagt' ich, sind nur scheinbar, und machen ein vollkommnes Ganzes aus. Unfehlbar rechnen Sie auch das mit unter die Unvollkommenheiten der Welt, daß wir eben izt, da Alles dem lieblichen Frühling entgegen sah, wieder, Schnee haben? — Allerdings! — „Aber sie ist abermals nur scheinbar, und nuzt vielleicht den übrigen Erdbewohnern tausendmal mehr, als sie uns Schaden bringt. Ich leugne es nicht, daß dergleichen Eräugnisse unangenehm sind; aber Sie müssen bedenken, daß Gott eben so, wie ein Mensch, nach seinen Grundsäzen handelt, und nichts ohne zureichenden Grund thut.“ — Er lächelte, da er das Wort zureichenden Grund hörte. — „Nicht wahr, fuhr ich fort, wenn Sie den Brand am rechten Arme haben, so lassen Sie lieber den kran-

ken Arm abschneiden, als daß Sie den ganzen Körper der Gefahr aussezen sollten, von dem nämlichen Uebel ergriffen zu werden?“ — Er beiahte es. — „Und nach eben diesem, pereat pars, ne pereat integrum, handelt auch unser weiser Monarche, wenn er uns dergleichen unwillkommene Dinge zuführt, wie iezt der Schnee ist, den wir alle von ganzem Herzen hundert Meilen davon wünschen. Um zwei Drittheile der Erdbürger glüklich zu machen, kann es oft gar nicht anders seyn, als daß das übrige Drittheil derselben darunter leiden muß; und was wollen wir nun murren, wenn der Himmel dabei seine Absicht erreicht hat? Sind wir nicht der Thon, und er ist der Töpfer? Aus diesem Saze lassen sich alle vermeintliche Uebel erklären: und eben der Sturm, der mir heute den Hals bricht, führt an einem andern Orte tausend meiner Mitmenschen dem sichern Hafen zu.“ —

Martin schien mir Beifall zu geben; doch blieb er noch immer darauf, daß diese Welt die beste nicht sei: und überschwemmte mich deswegen mit unergründlichen Syllogismen. Ich lies ihn Recht haben, weils mir um die Vermeidung des Zanks zu thun war, und wollte eben Abschied nehmen, als sich ein armer Unbekannter zur Audienz melden lies. Der Unbekannte trat herein, sagte, daß er ein verunglükter Katholik sei, und bat in den flehentlichsten Ausdrüken, daß er ihn diese Nacht beherbergen möchte. — „Beherbergen, einen Katholiken? sagte Martin.“ — Nun gieng unser

dritter

dritter Zank an. Er behauptete nach den Lehrsäzen seiner einfältigen Bigotterie, daß die Ungläubigen — denn so nennt er alle, die nicht evangelischer Religion sind, — wenig oder gar keinen Anspruch auf unsre Barmherzigkeit hätten: und ich hingegen behauptete gerade das Gegentheil mit dem Zusaze, daß alle Menschen unsre Brüder seien, die einen und den nämlichen Vater, und also eben auch die Ansprüche auf uns hätten, wie ein anderer unserer Glaubensgenoßen. Wir stritten hizig. Martin wollte den armen Menschen zur Thüre hinaus werfen, und sagte ihm rund heraus, daß er für dergleichen Leute, wie er sei, kein Quartier habe. So hab' ich eins, sagte ich, nahm den lieben Unglüklichen beim Arme, und empfahl mich. Ich fand nachher, daß er ein recht redlicher Mann war. —

Sagen Sie mir nun noch einmal, daß Martin kein braver Herr sei! Würde nicht schon bisweilen unsere Korrespondenz eingetroknet seyn, wenn wir nicht seine Schwachheiten zum Gegenstande gehabt hätten? — Allem Vermuthen nach wird er nun wieder mit mir zörnen: und das mag er. Denn ich fühle ie länger, ie mehr, daß mir sein Umgang zu einer unerträglichen Last wird. Am 29. Merz 1766.

Sigmund an Karln.

Ich muß doch wirklich recht viel anziehendes an mir haben, weil Herr Martin allezeit so ge-

schwind wieder mit mir ausgesöhnt ist. Da hab' ich ihm nun neulich wegen des armen Katholiken meine Meinung so troken und so dürre herausgesagt, daß ich nothwendig nichts anders, als eine Ausfoderung, zu erwarten gehabt hätte, wenn der liebe Herr Urian noch Studente gewesen wäre; so aber hat er dies in wenigen Wochen wieder aus dem Gedächtnisse geiagt, und mich erst kürzlich wieder seiner aufrichtigsten Freundschaft versichert. — Mags denn seyn! Ich lache über seine Thorheiten, und damit aus. Will er das für Freundschaft halten, so habe ich auch nichts dawider. — Wenn er sich nur anständiger und vernünftiger in seinem Amte betrüge! Ich will es nicht einmal rügen, daß seine meisten Predigten blos in Erzehlung der biblischen Sprüche bestehen: wie es denn überhaupt seit einiger Zeit zur lieben Gewohnheit geworden ist, alle drei Schritte einen Spruch zu citiren, ihn aufzuschlagen, und herzulesen, ohne Zweifel, damit der Herr Prediger desto weniger studieren, und seine Predigt demungeachtet die erforderliche Länge erhalten möge, wovon aber zur Ehre der gesunden Vernunft unser lieber * * * wohlbedächtlich abgehet, und durch seinen körnichten und überdachten Vortrag den klärsten Beweis giebt, daß man auch ohne die Beihülfe der abgedroschenen Sprüche etwas Erbauliches liefern könne. Aber seine Lehren, seine wunderlichen Begriffe, die er der Gemeinde mittheilt: diese sind mir allerdings sehr anstösig. So stellt er z. E. die Hölle unter einem ganz erschreklichen immerwährenden Feuer vor,

vor, nimmt den morgenländischen Ausdruk in einem gar zu buchstäblichen Sinn an, vergleicht sie mit der Hize eines Bakofens, u. s. w. Dies nenn' ich verwirren. — Die Hölle soll ein Feuer seyn. Ich habe nichts dawider. Aber die Eigenschaft des Feuers ist diese, daß sie verzehrt: und dennoch soll uns die höllische Flamme nicht verzehren können? — Lassen Sie uns die Hölle in unserm bösen Gewissen suchen! Ein immer nagender Wurm, ein unaufhörliches Zerfleischen und Zuwachsen der Wunde, eine unaussprechliche Angst. — Was man auch sagen mag: das böse Gewissen wird einst die Hölle seyn; und wo läßt sich wol was Schrekklichers denken? — Sie müssens dem Kopfweh zu gute halten, daß ich heute nicht mehr schreibe. Am 4. Junius, 1766.

Sigmund an Karln.

Wenn ich zum Hurer und Ehebrecher sage: Höre, du Bösewicht, du wirst unglüklich werden, die Strafe des Himmels wird dich verfolgen, du wirst an einen Ort kommen, wo Heulen und Zähnklappen ist, du handelst wider das sechste Gebot, und die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten, und was dergleichen mehr ist; so wird er mir zwar sehr aufmerksam zuhören, das Maul aufsperren, erschreken und zusammenfahren, aber, sobald er zur Kirche hinaus ist, die ganze Vermahnung wieder vergessen haben. Wenn ich ihm aber sage: die Hurerei ist ein schändliches Laster, man schadet sich dadurch an seiner Gesundheit, man wird vor

der

der Zeit alt, krank, gebrechlich, zu allen Geschäften träg und unthätig, und stirbt in der Blüte seiner Jahre dahin; meinen Sie nicht, daß dieß noch grösern Eindruk auf ihn machen werde? — Und wenn ich ihn nun einmal so weit gebracht habe, dann erst ist es Zeit, noch überdies mit dem geoffenbarten Worte hervor zu gehen, und der ganzen Sache den möglichsten Nachdruk zu geben. Ich glaube überzeugt zu seyn, daß das Sinnliche und Alltägliche immer mehr Eindruk auf uns macht, als das Ungewisse der Zukunft. Der Hurer erinnert sich, daß schon mehrere von seiner Art elend und unglüklich geworden sind: er zieht sichs zu Gemüthe, er denkt noch weiter nach, er fühlt Liebe zum Leben, er bessert sich, er verläßt das Laster — brauch ich noch mehr, um Ihnen zu sagen, daß es eine verkehrte Lehrart ist, mit nichts, als troknen Sprüchen oder Sentenzen, zu lehren? — „Und wozu denn dieses?“ — Weil ich Ihnen sagen wollte, daß Herr Martin sich eben die obige Lehrart erwehlt, und mich für einen unmündigen Reformator ausgeschrien hat, weil ich die entgegen gesezte in meinen Kollegiis anrühmte. — Nun legt er keine Predigt mehr ab, ohne wider den armen Teufel zu declamiren. Er gehet herum, wie ein brüllender Löwe, sagt er; nehmt euch in Acht, daß er euch nicht verschlinge! Er behauptet, daß wir uns nicht sorgfältig genug vor seinen Anfällen schüzen könnten, und daß er mächtig in uns zu wirken pflege. — Ich hatte hierüber kürzlich einen langen Streit mit ihm. Ich bewies ihm erstlich,

daß

daß der gute Dokter Luther sehr oft unrichtig übersezt, und aus einem gar zu frommen Antriebe dasjenige Teufel genennt habe, was er eigentlich durch Haß, Feindschaft, Neid, Zwietracht, und dergleichen, hätte ausdrüken sollen. Ihr Lehrsaz ist gefährlich, sagt' ich, und verdiente, verboten zu werden. Der Teufel ist ein armer unmächtiger Kerl, der mir seit fast zweitausend Jahren nicht ein Härchen mehr krümmen kann. Der Heiland hat ihm die Macht genommen, und an einen Felsen geschmiedet. Da sizt er nun, der Elende, ärgert sich über seine Gefangenschaft, knirscht mit den Zähnen, und verflucht sein eigenes Daseyn. — Aber Sie glauben doch, fieng er an, daß ein Teufel ist? — Das werde ich Ihnen niemals widersprechen. Nur fragt sichs, ob er noch in und auf uns wirken könne. — Das kann er. — Das kann er nicht, und ich biete ihm Troz. Fleisch und Blut ist unser Teufel. Nehmen wir uns vor diesem nicht hinlänglich in Acht, so begehen wir freilich böse Streiche, und diese werden hernach sehr ungerecht auf die Rechnung des armen Teufels geschrieben. Er kann nichts dafür, und ist unschuldig; aber desto lächerlicher machen wir uns, wenn wir ihm freiwillig ist viele Gewalt einräumen. — Ich machte ihm dieser Sache wegen manche Vorstellungen. Ich sagte, daß, wenn wir die Wirkungen des Teufels als wahr annehmen wollten, so müßten wir nicht allein die Freiheit des menschlichen Willens kassiren, auf welcher doch bekanntlich die Sittlichkeit unsrer Handlungen beruhte: sondern es

könnte

könnte uns auch alsdenn gar nichts mehr imputirt werden, und der ärgste Spizbube könnte seine schlechten Handlungen in Gedanken damit entschuldigen, daß ihms der Teufel eingegeben habe. — Zum größten Glük wurd' ich hier abgerufen, und überlies ihn seinen Betrachtungen. Daß er aber meine Vorstellung nicht im Mindesten beherziget habe, beweißt eben das, daß er noch immer wider den Teufel zu Felde zieht, und ein Anathema über den ausspricht, der seine Wirkungen leugnen will. Seys denn! Am 24. Oktober, 1767.

Eilftes Kapitel.

Die Geschichte neigt sich noch mehr zum Ende.

Sigmund an Karln.

Sie wissen, wie sehr und wie oft ich schon unserm lieben Vaterlande zu seiner täglich mehr zunehmenden Aufklärung Glük gewünscht habe; wie sehr es mich freut, daß es in allen Künsten und Wissenschaften immer heller, und besonders unsre Muttersprache geschäzt wird; wie lieb mirs ist, daß die ausländischen Sprachen nicht mit so blindem Eifer mehr verehrt werden, wie es sonst geschah; wies mir 's Herz hebt, wenn immer ein herrliches Nationalprodukt um das andere erscheint, das die Ausländer demüthiget, und ihr erbetteltes Ansehen zu Boden stürzt — kurz, Sie wissen, wie lange ich schon die gegenwärtige Epoque in der Gelehrsamkeit gewünscht habe, und wie entzükt ich war,

da

da ich sie nähern sah, und wie ich glaubte, daß die ganze Welt mit mir daran Theil nehmen würde. Aber gefehlt, mein Freund! Wenns Martin allein wäre, dem unser Sieg mißfiele, so wollt' ich mirs endlich noch gefallen lassen. Aber es giebt noch mehr Flachse. Da kenn' ich einen, der so blind für die Römer und Griechen eingenommen ist, daß er ausdrüklich verlangt, seine Scholaren sollten gar kein teutsches Buch lesen. Und können Sie wol glauben, daß er erst gestern Gellerts Fabeln in den Kamin warf, da er sie in den Händen seines Sohnes erblikte? — Ist das teutsch, ist das patriotisch gedacht und gehandelt? Freilich wärs Einfalt, wenn wir nun glaubten, man könnte die alten Knasterbärte iezt mit einem Male entbehren; aber man muß auch auf der andern Seite nicht zu weit gehen, und sich selbst lächerlich machen. — Sie kennen Wielands Agathon — ein Meisterstük in seinem ganzen Umfange. Und von eben diesem herrlichen Werke hat ein sonst groser Gelehrter den unverzeihlichen Ausspruch gethan, daß es Rokenphilosophie sei, eine Lektüre für die Jungemägde, ein Wischiwaschi. Verzeihs ihm, lieber Genius, und laß alle zur Vernunft kommen, die noch von ihren Cicero's und Homeren verblendet sind! —

Weil ich einmal ins Schreiben gerathen bin, so muß ich Ihnen doch auch sagen, daß ich erst kürzlich wieder einen sehr wichtigen Zank mit Herrn Martin gehabt habe. Die Offenbahrung Johannis war unser Gegenstand. Ich hatte meinen gnädigen

Spas

Spas mit ihm, und behauptete zum Scheine, daß sie mit der Reformation in die Erfüllung gegangen sei. Das ist der neue Himmel, und die neue Erde, sagt' ich, die wir dem braven Luther zu danken haben. — Er schien Anfangs darüber betreten zu seyn — ein sicherer Beweis, daß er selbst nicht recht weiß, woran er halten soll — aber am Ende zog ich die Maske ab, und versicherte ihn, daß mir die Offenbahrung ein sehr uninteressantes Buch sei. Die sieben Gemeinden, an die es gerichtet ist, sagt' ich, haben schon lange zu leben aufgehört, und mit ihnen ist uns auch dieses Buch unbrauchbar geworden." — Nun sollten Sie gesehen haben, wie er auf mich los gieng! Himmel und Erde sollten sich über dergleichen Lästerungen bewegen, sagte er; denn so ein heiliges Buch zu verwerfen — „Wer verwirfts denn? fiel ich ihm in die Rede. An der Göttlichkeit des Buchs habe ich nicht das Mindeste auszusezen; aber ich sage, daß es entweder erfüllt, oder nicht erfüllt ist. Ist es erfüllt: zu welchem Ende wollen wir uns den Kopf zerbrechen? Ist es aber noch nicht erfüllt: so ist unsre Bemühung eben so unnüz, weil es zu geheimnisvoll ist, als daß wirs enthüllen könnten. Träumen läßt sichs wol, und schreien und schimpfen läßt sichs wol; aber beweisen, mein Freund, fuhr ich fort, wie wollen Sie da hinaus langen? Lassen Sies auf seinem Werthe beruhen, und betrachten Sie es, als ein verschlossenes geheimes Kabinet, zu dem uns der Eingang versagt ist, oder der Schlüssel fehlt, und hiemit gut! So sehe ichs wenigstens

nigstens an, und befinde mich gesund, und wol, und unverrükter Sinnen dabei. — Ich mag Sie mit unsrer umständlichen Dispüte gar nicht aufhalten. Der Thorheiten sind zu viel, als daß sie mir alle wieder einfallen sollten. Nur das wissen Sie noch, daß der lezte Antichrist, der in den feurigen Pfuhl kommen soll, ein Jesuiter seyn wird! Dies hat er mir in sechs Minuten bewiesen. Leben Sie wol! Am 19. August, 1768.

N. S.

Mein Herr Nachbar, der, wie Sie wissen, so ausserordentlich sonderbar ist, daß er ieden Morgen in der Küche untersucht, ob sich die Mägde gewaschen, und die Nägel beschnitten haben, läßt sich Ihnen empfehlen.

Sigmund an Karln.

Ich habe mirs schon so oft vorgenommen, gar nichts mehr vom Herrn Martin an Sie zu schreiben, weil ich immer fürchtete, es möchte einmal einer meiner Briefe aufgefangen werden, oder verlohren gehen. Aber ich kanns doch nicht lassen. Entweder, weil mich dergleichen Dinge bisweilen amüsiren, oder, weil ich voraus seze, daß Sie an allem, was den Herrn Martin betrift, so gut, wie ich, Theil nehmen — genug, ich kanns nicht lassen. — Ohne Zweifel wird doch der Melchior Gözische Theaterstreit schon vor Ihre Ohren gekommen seyn? Und was denken Sie davon? — Wer

hätte wol im 1769. Jahre noch so viele Kurzsichtigkeit vermuthet? — Da ich neulich beim Herrn Martin war, so kamen wir gleichfalls auf dieses Kapitel. Er erklärte mir gleich, daß er Götzisch sei, und ich verhelte ihm dagegen nicht im Mindesten, daß ich mich aus Ueberzeugung auf die Gegenseite neigte. — „So, so, fieng er an! Das hätt' ich doch nicht gedacht! Das Theater ist des Teufels Lokschule: und wenn vollends ein Geistlicher Schauspiele schreibt, so sollte man ihn billig von der Kanzel iagen, und an den Pranger stellen.' — Dann müssen aber auch diejenigen dran, sagte ich, die schlechte, niederträchtige Gesinnungen haben, und statt, daß sie Friede und Freundschaft mit der ganzen Welt zu unterhalten suchen sollten, muthwilliger Weise Streit erregen, ganze Gegenden wider einander aufwiegeln, und im Stillen, wie die Tartüffe, ihre herzliche Freude darüber haben, wenns recht bunt und toll durch einander her geht, und auf allen Seiten die Haare davon fliegen. — Da ich dies etwas hizig vorgebracht hatte, so sah er mich mit einem tobenden Blik an, zog die Hosen hinauf, und fühlte sich getroffen. — „Meinetwegen mögen Sie von dem Theater halten, was Sie wollen, fuhr ich fort: ich meines Orts halte es für die Schule der Sitten, und würde ein inniges Vergnügen dabei empfinden, wenn man sich zu dessen allgemeiner Aufnahme recht bider beeiferte." — Er schwieg stille. Aber nach einer halben Stunde fieng er aufs Neue an, und versicherte mich nochmals, daß er bei diesem Streite Götzisch sei.

sei. „So bleiben Sies denn! sagte ich. Aber erwarten Sie auch, daß Sie sich vor der ganzen vernünftigen Welt lächerlich und verächtlich machen werden!“ — Je was Welt, sagte er! Die so hoch gepriesene feine und kluge Welt geht mich nichts an. Sie liegt im Argen, und meine Hofnung steht zum Himmel. Ich bin Gözisch, und werde auch Gözisch bleiben; oder, damit ichs Ihnen noch deutlicher sage, Sie sind die geschäftige Martha, und ich bin die Maria, die das beste Theil erwehlet hat.“ — Ich wollte die einfältige Maria mit ihrem besten Theile stehen lassen, und fortgehen: aber er lies mich nicht, und es schien mir nicht anders, als ob er vorsezlich noch einmal von mir gedemüthiget werden wollte. Hierzu zeigte sich auch gleich eine erwünschte Gelegenheit. Wir sprachen von der Sündfluth, und Martin behauptete, daß diese erst die allgemeine Verheerung hervor gebracht habe, und die Ursache zur Existenz der Berge und Thäler gewesen sei. — Ich ergrif dieses mit beiden Händen, um ihn schamroth zu machen. „Groser, bibelvester Mann! fieng ich an. Sie glauben, daß vor der Sündfluth noch keine Berge gewesen seien, und in der Bibel wird doch selbst das Maas angegeben, um wieviel das Wasser sogar die höchsten Berge überstiegen habe?“ — Diese Beschämung war hundert Thaler werth. Er drehte sich in der bittersten Verlegenheit gegen das Fenster zu, und mußte mir endlich eingestehen, daß er gefehlt habe. — Dies ist aber auch das erste Mal gewesen, daß er mir nachge-

geben hat. Bei unserm nachfolgenden Streite war er schon hartnäkiger. Ich bewies ihm aus vernünftigen Gründen, daß die Erde nicht ganz von der Sündfluth überschwemmt, sondern nur der bewohnte Theil derselben verstört worden sei, und macht' es ihm noch mehr, als wahrscheinlich. Aber umsonst! Er klagte über Leibreißen, das er sich vermuthlich wieder durch eine Marktschreiers-Pille zugezogen hat, und der Streit gieng zu Ende. — Küssen Sie Charlotten! Am 13. November, 1769. —

Es war am 4. August, 1770. als Herr Martin zu einer mit dem Tode ringenden Frau gerufen wurde. Er gieng hin, und erkundigte sich bei den Hausleuten nach ihren Umständen. „Sie hat gebettelt, sagte der Wirth, und wie wir sie da über Nacht behielten, so wurd' sie bettlägerig, und will nun abfahren." — Man eröfnete ihm die Dachstube, wo das elende Weib lag, und er wunderte sich über ihren Anblik. Er sezte sich zu ihr ans Bett hin, hob die Augen gen Himmel, und betete ein andächtiges Vaterunser. Die Kranke hatte seitdem in einer Art von Schlummer gelegen, und immer noch nicht bemerkt, daß Jemand an ihrer Seite war, bis sie von dem gewaltsamen Schreien des ihr zurufenden Herrn Martins plözlich in die Höhe fuhr, und die Augen eröfnete. — Sie sah ihn an, und schien nachdenkend zu werden. Er sah sie gleichfalls an, und begunnte zu stottern. Sie sah ihn wieder an, und er sah sie auch wieder

an,

an, und endlich wünschte er ihr baldige Besserung, und wollte fort gehen. Aber zu spät. Das kranke Weib pakte ihn bei dem Mantel, und schrie aus vollem Halse: bleiben Sie da, um Gotteswillen bleiben Sie da, ich habe noch ein Wort mit Ihnen zu reden! — Er wollte sich durch die Menge seiner Geschäfte entschuldigen, und gab noch andere Hindernisse an: aber sie waren alle vergebens, und er mußte sich endlich bequemen, sich wieder niederzulassen. —

„Gott ist mein Zeuge, fieng sie an, wie viele Noth und Elend ich schon auf dieser Erde erdultet habe! Und an allem diesen sind — Sie Schuld.“ — Was, was? schrie Martin. Ich wäre Schuld an ihrem Elende? Ich glaube gar, sie ist nicht wol bei Sinnen? — „Es müßte mich Alles betrügen, fuhr sie fort, wenn Sie nicht eben derienige Herr Martin Flachs wären, den ich einst so genau in F.. gekannt habe.“ — In F.., in F..? — Er suchte sich immer noch zu verstellen, ob er es gleich schon im Anfange wußte, wo es endlich hinaus gehen würde. — „Ja, ia, sagte das Weib, in F.. haben wir uns gekannt, und ich bin eben die Unglükliche, die ehedem bei dem Accisverwalter gedient, die Sie verführt, und hernach so schändlich verlassen haben. Ich bin iezt vier und siebenzig Jahr' alt — Gott verzeihs Ihnen!“ — In welche Verlegenheit ihn dieser Zufall gesezt habe, vermögen wir nicht auszudrüken. Es dauerte beinahe zwoo Stunden, ehe er

sich aufrichtig zu erkennen gab. Die Furcht vor der Schande, wenn dieses so alte Geheimnis noch entdekt werden sollte, die Zuverlässigkeit, daß er alsdenn kassirt werden würde — tausend dergleichen Vorstellungen nahmen nun seine ganze Seele ein, und stimmten ihn endlich zu dem unvermutheten Entschluß um, daß er ihr fünfhundert Thaler versprach, wenn sie von dieser Sache stille schweigen, und sich nach ihrer Genesung wieder weiter begeben würde. — Sie versprachs, und er brachte ihr gleich am folgenden Morgen die fünfhundert Thaler in einem Säkchen. Aber kaum, daß sie sie angesehen und gezählt hatte, so gab sie auch schon ihren Geist auf, und noch heute hat mans nicht heraus bringen können, wer wol diese fünfhundert Thaler geerbt haben müsse. Martin ärgerte sich inzwischen über seine Voreiligkeit nicht wenig. „Hättest du nicht noch vier und zwanzig Stunden länger warten können, um diese ansehnliche Summe im Schranke zu behalten?“ Am nächsten Sonntage hielt er eine sehr lange Strafpredigt wider die Wollust, und versicherte, daß die gewöhnliche Folge derselben der Bettelstab sei. —

Sigmund an Karln.

Die böse Seuche, die so manchen guten Bürger von den Nahrungssorgen befreit hat, hätte gewiß kein verdienstlichers Werk unternehmen können, als wenn sie entweder den Herrn Martin mitgenommen, oder ihm wenigstens die Augen geöfnet

öfnet hätte. Aber er ist noch immer so blind, als ers zuvor gewesen ist, und scheint es fast von Tage zu Tage noch mehr zu werden. Jezt behauptet er öffentlich, daß alle diejenigen, welche an besagter Seuche gestorben, und blaß gewesen wären, verdammt seien. Ich fragte ihn nach der Ursache, und er bewies mirs aus seinem Leibbuche, der Offenbahrung Johannis. „Da haben Sie nun freilich Recht, sagte ich; aber ich stehe Ihnen dafür, daß wir im Tode alle blaß aussehen werden.“ — Ein weitläuftiges Gezänk, das wir über diesen Gegenstand anfiengen, wurde in kurzer Zeit durch ein noch weitläuftigeres unterbrochen. Wir kamen auf Basedowen. Ich sagte, daß er ein Patriot, ein Bidermann, ein frommer, lieber, tugendhafter Christ, ein Vertheidiger des Glaubens, ein Menschenfreund, ein halber Engel sei, daß alle seine Bemühungen zum Besten der Menschheit abzielten, daß er den Dank einer halben Welt verdiene, daß ihn Kinder und Kindeskinder selig preisen würden, daß er weder Drohungen noch Gefahr scheue, die Wahrheit zu behaupten, daß er ein ächtes, gutes Herz, und einen durchdringenden Verstand besize, der seinen Gegenstand gleich beim ersten Anblike durch und durch schaue, daß — kurz, ich sagte, was wahr ist. — Da riß er seine Augen auf, und segnete mich, und behauptete von Allem das Gegentheil. Aber mein Feuer, das mit dem steigenden Alter immer mehr nachläßt, verließ mich auch hier wieder, und ich machte mirs zur Regel, den Teufel brum-

men zu lassen. Seit diesem scheint er mir nicht so recht mehr gewogen zu seyn, und ich wünsche mir Glük dazu. — In seinen Kollegiis, die er als Professor extraordinarius liest, soll er bisweilen ohne alle Ueberlegung urtheilen. So sagt er zum Exempel: Semler sei ein Gottesleugner, Teller ein detto, Tollner ein detto, Barth ein detto, u. s. w. Das heiß ich in den Tag und in die Welt hinein geplaudert. Wie sehr würden ihn diese guten Männer bemitleiden, wenn sie sein schlechtes Herz kennten! Er nimmt sich auch die Freiheit, sie nur profane Theologen zu schelten, und sezt sie immer mit dem Mahomed und dergleichen Betrügern in eine Klasse. Wenn es Ehre auf sich hätte, sich mit Koth zu bemengen, so könnte man allenfalls den saubern Herrn Iniuriarum belangen. Aber man weiß ia schon, daß das Summen der Fliegen von keinem Betracht ist. —

Am 22. September, 1772.

Sigmund an Karln.

Mit der unsinnigen Bigotterie! Mit dem blinden Eifer! Mit der übel verstandnen Orthodoxie! — Muß nicht ieder uneingenommene und vernünftige Mann mit vollem Herzen gestehen, daß die Bahrdtische Bibelübersezung ein vortrefliches Werk sei, daß sie kein gemeines Verdienst habe, daß sie uns auf erleuchtete Zeiten vorbereite? Lebt und webt nicht Alles darinnen? Ist sie nicht teutsch, und rein und verständlich, selbst für den Taglöhner

ner verständlich? — Und der hochgelahrte Herr Martin ahmt dem ausgezischten Beispiel seines Herrn Amtsbruders in * * nach, schreibt ein iämmerliches Gemengsel von Galle und Unsinn zusammen, und will damit bewiesen haben, daß die Bahrdtische Bibelübersezung eine vorsezliche Verfälschung des göttlichen Wortes sei. Eine Verdrehung, eine Verfälschung — denken Sie nur einmal, wie weits die Bosheit treiben kann! — O ihr armen Dikköpfe, wenn werdet ihr doch einmal anfangen, tolerant und klug zu werden! Wenn werdet ihr anfangen, euch die Augen zu wischen, Menschen, und was das Vorzüglichste ist, Nachfolger euers Meisters zu seyn! Es ist betrübt, mein lieber Karl, daß man sich in unsern Tagen noch über dergleichen Auftritte ärgern muß, und betrübter noch, daß dergleichen Rotten immer ihre Anhänger finden. —

Neulich wies mir Martin eine Schrift von dem Professer Klemm aus Tübingen, worinnen dieser Martins Meinung behauptet, daß wir im Himmel geistlichen Beischlaf halten, und unsre Ausdünstungen wie Nektar und Ambrosia riechen würden. „Da sehen Sie, sagte er, daß ichs nicht alleine bin, der von dieser Meinung überzeugt ist! Wollen Sie nun noch mehr was sagen, da es sogar Klemm, der grose und unsterbliche Klemm, behauptet?“ — „Schande genug, sagt' ich und schneuzte die Nase. Der Marionettenspieler sei noch so kläglich und noch so erbärmlich, so wird

er demungeachtet seine Zuschauer, und auch seine Nachahmer finden.“ — Nun, glauben Sie wol, seien wir einander in die Haare gerathen? — Nichts weniger, als das. Er verfärbte sich, und schwieg stille. Ueberhaupt scheint er, seitdem der Jesuiter-Orden gestürzt ist, etwas von seiner Dreistigkeit verlohren zu haben. Da er von ie her behauptet hatte, daß der lezte Pabst ein Jesuiter seyn würde, und diese Hofnung nun mit einem Male verschwunden ist, so muß er deswegen bei Gelegenheit die empfindlichsten Spottreden anhören. Ich konnte mich selbst nicht enthalten, ihn damit aufzuziehen; aber er gab mir mit Gelassenheit die Antwort: daß ich nur nicht zu frühzeitig triumphiren sollte: denn die Jesuiter würden mit der Zeit schon wieder ans Brett kommen. — An dem, erst kürzlich erschienenen Buche, die Antiquitäten, soll Herr Martin sehr vielen Antheil haben. Ich glaube überhaupt, daß es von lauter Flachsen ausgebrütet worden seyn möge: denn es ist zu possirlich. — Leben Sie wol! Am 8. December, 1773. —

Da Föllner starb, so dankte er dem Himmel öffentlich auf der Kanzel dafür, und versicherte seine Zuhörer, daß Sie Gott von einem sehr grosen falschen Propheten befreit habe. Sigmund gab ihm deswegen einige kollegialische Verweise; aber sie waren fruchtlos, und brachten vielmehr ihre gänzliche Trennung zu Stande. — Zu Ostern darauf erschien der Prolog zur Bahrdtischen Bibelübersezung. Das ist ein köstliches Stük, sagte

Martin.

Martin. Er kaufte sichs, und lies es in Korduan binden: wie denn überhaupt der größte Theil seiner Bibliothek aus Korduanbänden bestand. — Am 8. Oktober 1774. erschos sich der berüchtigte Coffetier Schrepfer im Rosenthale vor Leipzig. Ein neuer Stoff für den abergläubischen Herrn Martin! Er glaubte nicht allein alles dasienige, was der gemeine Ruf von ihm sagte, sondern empfal auch seinen Zuhörern einige damals noch im Manuscripte herum fliegende Bogen, worinnen ein berühmter Gelehrter die wichtige Frage: was von den von dem berüchtigten Schrepfer verbreiteten Gerüchten zu halten, als ob derselbe habe Geister erscheinen lassen, und dergleichen, und wie die ganze Sache anzusehen sei? mit einer ihm eignen Gelehrsamkeit erörtert, und sich am Ende für die Wahrheit der ganzen Geschichte erklärt hatte. Das Ding fand Beifall, und wurde tausendfach abgeschrieben. Aber einer seiner Zuhörer, der ganz alleine seine fünf gesunde Sinnen noch hatte, legte es bei Seite, und sagte sehr kaltblütig: delirant homines vbique. Und der Mann mag auch Recht gehabt haben. So unumstößlich man erwiesen zu haben glaubte, daß Schrepfer über der Arbeit bei seinem Geister-Citiren geblieben sei, weil er selbst vorher schon geäusert hatte, daß dies endlich einmal erfolgen würde, und er daher allezeit ein geladenes Terzerol bei sich führe, um, wenn er nicht weiter könne, den Lauf in den Mund zu nehmen, und sich zu erschiesen: so wahrscheinlich hat man doch auf der andern Seite dargethan, daß ihn lediglich

die

die Furcht vor der Attaque des französischen Gesandten in Dresden zu diesem Schritte bewogen habe: und dies glauben wir selber. — Um eben diese Zeit erschienen die Leiden des jungen Werthers. Das ist ein verfluchtes, hölliſches, und teufliſches Buch, sagte Martin, und trug darauf an, daß man es konfiſciren sollte. Aber es wurde nicht konfiſcirt, und er zog sich über diesen Aerger ein gefährliches Katarrhalfieber an den Hals. —

Karl an Sigmunden.

O mein Bester, was hab' ich gefühlt, in meinem Innersten gefühlt! Wer muß der Mensch seyn, der Werthers Leiden läse, und nicht ganz in süsse Schwermuth zerflöse, und nicht auf der Stelle Göthen zu umarmen wünschte? — Dank Ihnen, liebster Sigmund, daß Sie mir dieses liebe Buch geschikt haben! Ich habs gelesen, und meine Charlotte hats gelesen, und noch tausendmal werden wirs lesen, und nicht satt werden, die Fülle des Geistes, die Stärke des Ausdruks, das Rührende der Situationen, die Naturgemälde, die treffende Sprache zu bewundern. Wie glükliche Zeiten haben wir nicht erlebt! Zeiten voll Wonne, und frölicher Aussichten in die ferne Zukunft! Da iede Kunst, iede Wissenschaft zu dem höchsten Gipfel empor strebt, da Alles geschäftig ist, da sichs Alles zum Vergnügen und zur Ehre macht, weise und tugendhaft zu seyn, da wir Josephe und Friedriche haben! — Ich kann ihnen nicht beschrei-

ben,

ben, mit welchem Vergnügen ich iezt meine Tage dahin lebe. So grau ich schon bin, so munter bin ich auch noch. Mein Körper genießt einer ununterbrochenen Gesundheit, die Kräfte meines Geistes sind noch eben so frisch und lebhaft, als sies in meinen Jünglingsiahren gewesen sind, ich werde noch eben so zärtlich, als iemals, von Charlotten geliebt, meine Kinder hängen mir liebkosend um den Hals herum, nichts vergällt mir meine Zufriedenheit, ich schlafe ruhig, ich stehe heiter wieder auf, es schmekt mir Essen und Trinken, ich lese die klärsten Schriften, ohne eine Brille zu brauchen — soll ichs Ihnen noch umständlicher sagen, daß mir an meinem ganzen Glüke nicht das Mindeste abgehet? — Charlotte hat mich überredet, daß wir Sie im nächsten Frühlinge heimsuchen wollen. Machen Sie sich also gefaßt, und schlagen Sie wenig oder gar keine Kollegia an; denn wir müssen unsre Stunden ungetheilt haben. Und wenn Sie mich recht vergnügt sehen wollen, so suchen Sie unmasgeblich auch die Einrichtung zu treffen, daß bei unsrer Ankunft Ihre ganze Familie beisammen sei. Ich mag nichts lieber, als den Vater unter seinen Kindern sehen. — Leben Sie wol! Am 23. November, 1774.

Sigmund an Karln.

Kommen Sie nur, mein Theuerster! Sie sollen mir ein angenehmer Gast seyn. Ich, und mein Weib, und alle meine Kinder wollen Sie mit

ofnen

ofnen Armen empfangen, und dann soll uns kein Stündchen ungenossen vorüber gehen. — „Das war ein kluger Einfall, sagte mein Weib, als ich ich ihr diese Nachricht brachte; so bekommt ihr euch doch doch vor euerm Ende noch einmal zu sehen.“ — Und sie hat Recht. Für jung dürfen wir uns bei meiner Treue nicht mehr ausgeben, denn wir gehen beide, dem Himmel seis gedankt, mit der lieben Jahrszahl: und wenn nun einer von uns so unvermuthet dahin stürbe, ohne sich noch einmal gesehen, geküßt, und gesegnet zu haben — glauben Sie nur, es würde mir ein bittrer Schmerz seyn. Aber der Himmel, der gute Himmel, der uns schon so viele Jahre erhalten hat, der wird uns, denk' ich, auch den künftigen Lenz noch erleben lassen, und dann wollen wir in meiner Laube unser gemeinschaftliches Abschiedsfest feiern. Kommen Sie ia! Ich habe Ihnen gar vieles zu sagen. — Am 17. December, 1774.

Zwölftes Kapitel.

Worinnen die Geschichte beschlossen wird.

Sigmund an Karln.

Nun behaupte mir noch einer, daß wir nicht in den gesittetsten, artigsten, und aufgeklärtesten Zeiten leben! Da kommt vorgestern mein jüngster Bube von Academien nach Hause, und eh' er mich noch bekomplimentirt hat, schließt er schon

seinen

seinen Koffer auf, zieht ein niedliches Handwerkszeug hervor, sezt sich an Tisch, und strikt Filet. — Was wollen Sie mehr haben? Ich habe den Jungen zu lieb, als daß ich ihn darüber hätte anfahren sollen; aber so ganz schiklich, sagt' ich ihm, will mir das Ding doch nicht scheinen." — Er küßte mir die Hand, und erzehlte, daß es iezt überall Mode sei, und wies mir auf der Stelle ein halb Duzend Manschetten, die er sich durch vieles Nachtwachen eigenhändig verfertiget hatte. Ich gesteh' es, sie gefielen mir; aber nun soll er mir auch eine Predigt striken: und wenn diese nicht eben so gut, wie seine Manschetten, ausfällt, so werf' ich ihm Filetnadeln, und Zwirn und Seide, und sein ganzes Handwerkszeug, hinter die Thüre. Dergleichen Beschäftigungen dünken mir immer sehr unmännlich, und am wenigsten teutsch zu seyn; und ich wüßte meines Orts nicht das Mindeste zu ihrer Entschuldigung anzuführen, es müßte denn dieses seyn, um die Franzosen auch hierinnen an Klugheit übertreffen zu wollen. —

Mir däucht, daß ichs Ihnen schon einmal geschrieben hätte, auf welche Art, und bei welcher Gelegenheit ich mit dem Herrn Martin Flachs förmlich gebrochen habe. Es mag nun allbereits ein ganzes Jahr seyn, daß ich ihn nicht, und er mich nicht besucht: und also ist diese ehemalige Quelle unsers Briefwechsels so ziemlich ins Stoken gerathen. Ich kann also Ihren Anforderungen über diesen Punkt nicht das volle Genügen leisten,

so sehr

so sehr ich mich auch dieserwegen hin und wieder auf Kundschaft lege. Inzwischen ist es gewiß, daß er an den gegenwärtigen Streitigkeiten, die über die Wunderkuren des berüchtigten Gaßners entstanden sind, den lebhaftesten Antheil nimmt. Er erklärt sich öffentlich für die Dummheit des Aberglaubens, nennt Gaßnern nicht anders, als den Mann Gottes, kauft alle seine Piecen mit grösster Hastigkeit zusammen, und will, wie man sagt, über diesen ganzen Vorfall selbst einen beleuchtenden Traktat schreiben. Das mag er! Das vernünftige Publikum wartet schon darauf, um ihn mit Zischen und Hohngelächter zu empfangen. — Ausserdem soll er auch wieder einigen, wiewol entfernten Antheil an dem erst erschienenen Buche, Bisarrerien, haben, und eben an einem Programm über die Grose des gegenwärtigen Unglaubens arbeiten. Da werden wir nun gewiß keine sanften Streiche erhalten. —

Der Lenz ist da, die Bäume blühen, die Nachtigall singt; werden Sie sich nun an Ihr Versprechen erinnern? — Ich erwarte Sie sehnlich, und werde Ihnen bis * * * entgegen fahren. — Am 29. April, 1775.

Martin hatte nicht sobald in Erfahrung gebracht, daß Bahrdt von Giesen nach Marschlins gegangen sei, als er schon in den bittersten Ausdrüken wider die Errichtung des dasigen Philantropins deklamirte, und unter andern sich der kühnen

nen Sprache bediente, daß man dergleichen angepriesene, und die gute Sache des Christenthums immer mehr verhunzende Erziehungsanstalten einzig und allein dem bösen und gewissenlosen Basedow zu danken hätte, der sich erst neuerlich wieder durch sein Vermächtniß für die Gewissen äuserst blamirt habe. „Mich wundert, sagte er, daß sich der obrigkeitliche Arm nicht dazwischen legt, und dergleichen ungeheuern Verschlimmerungen frühzeitig vorzubauen suchet. Was kann dies für eine Schule seyn, an welcher ein Bahrdt lehrt?“ — Ueber diesen Gegenstand eiferte er nun unaufhörlich, und trieb endlich seine Bosheit gar so weit, daß er im Herbste 1775. das einfältige Gerücht verbreitete, Bahrdt seie davon, und nach Ostindien gegangen. Wie man das nicht glauben wollte, so suchte er das noch boshaftere auszubreiten, daß er sich erschossen habe; und als auch dieses von der halben Welt als unwahr verworfen wurde, so schwur er endlich bei seinem Priesterroke, daß er sich gewiß noch recht empfindlich an dem strozenden Bahrdt und seinen Anhängern zu rächen suchen würde. — Inzwischen nahm er sich auch des gezüchtigten Piderits an, und sprach einen fürchterlichen Fluch über die Frankfurter gelehrten Zeitungen aus. Da aber nach dem Ausspruche des weisen Salomons ein unverdienter Fluch nicht trift, so hat auch iener zur Zeit den beliebten Zeitungen noch keinen Nachtheil zugezogen; sie sind vielmehr diese Stunde noch gerüstet, der verkappten Schalkheit männlich unter die Augen zu treten, ihr die Larve herunter

zu reißen, und die goldne Wahrheit bis aufs Blut zu vertheidigen. —

Daß unser Leben ein Ziel hat, und wir davon müssen, dies werden unsre hochgeehrtesten Leser eben so sehr überzeugt seyn, als wirs gegenwärtig von unserm Schnuppen sind. Da aber die Art und Weise, und die sonderbaren Zufälle, wodurch wir öfters aus dieser Zeitlichkeit in die liebe Ewigkeit hinweg gerissen werden, gemeiniglich sehr verschieden, auch bisweilen von einer solchen Beschaffenheit sind, daß man sie ohne die glaubwürdige Erzehlung eines gewissenhaften Geschichtschreibers kaum für wahr halten würde: so achten wir uns verbunden, ehe wir noch sagen, daß Martin gestorben sei, auch den Zufall anzugeben, der diese Katastrophe so merklich befördern half; und dieser war folgender. — Es hatte nämlich dem Himmel gefallen, die weiland ehr- und tugendbelobte Jungfrau, Katharina Sibilla Stanz, in dem 82. Jahre ihrer Wallfarth aus diesem Jammerthale abzufodern; und weil sie ihren Intestaterben einen ansehnlichen Reichthum hinterlies, so beschlossen diese aus wolgemeinter Absicht, ihrem Körper die lezte Ehre zu erweisen, und sie auf eine recht stattliche und plausible Art begraben zu lassen. Diesem zu Folge trafen sie die Einrichtung, daß die Leichenprocession in sechs Trauerwägen geschehen, und Herr Martin, als ehemaliger Beichtvater und nunmehriger Parentant der Verstorbenen, in einer ihm besonders angewiesenen Chaise den traurigen

Zug

Zug verherrlichen sollte: und damit auch ia auf keiner Seite etwas versäumt, noch viel weniger Ehrn Martin durch eine üble Vorspann stillschweigend beleidiget werden möchte, so wurden die edelsten Hengste dieser Stadt für seinen Wagen bestimmt, und dadurch dem geistlichen Stolze die gebührende Nahrung gegeben. — Sobald dies Alles in die gehörige Ordnung gebracht war, so gieng der betrübte Zug am 3. November, 1775. Nachmittags um 2. Uhr feierlich vor sich. Die Pferde schleppten in einer wehmüthigen Stellung ihre Lasten hinter sich her, und Jedermann schien bei dieser Solennität seinen gemessenen Antheil zu nehmen. Aber mit einem Male veränderte sich die Scene. So still und artig sich die sämtlichen Rosse innerhalb den Stadtmauern betragen hatten, so muthig wurden sie iezt, da sie gegen den Gottesaker zu die freien Felder erblikten; und besonders wollten sich die beeden Hengste, die vor Martins Wagen gespannt waren, durch ihren Kutscher nicht länger regieren lassen. Sie strampften, und wieherten, und stiegen in die Höhe, und schienen von einer Seite auf die andere zu taumeln. Ihr Führer pfiff, und schrie, und schmeichelte — aber umsonst. Je weiter sie fuhren, desto stolzer erhoben sie ihre Nasen: und ehe man sichs versehen hatte, so flog der Kutscher in seinem langen Trauermantel vom Boke herunter, und die tobenden Pferde eilten mit dem geängstigten Herrn Martin aufs Ungewisse in die weite Welt hin. —

Martin versuchte es einige Male, aus dem Wagen zu springen; aber er rollte wie beflügelt über die Felder hinweg, und seine Versuche blieben fruchtlos. Unterdessen iagten die kollernden Thiere so lange auf den ungebahntesten Wegen herum, bis sie endlich in voller Wuth an eine niedrige Bauernhütte geriethen, wo sie den parentantischen Herrn Martin, der sich schon halb tod auf die Seite gelegt hatte, mit dem Wagen gegen das Ek zu schleuderten, und mit dem Ueberreste der zerbrochenen Chaise schnaubend davon eilten. — Die armen Bauersleute hatten den gräßlichen Lerm nicht so bald in ihrem engen Stübchen vernommen, als sie schon ängstlich herbei liefen, und den unbekannten Priester vom Kopfe bis zum Fuse besahen. Er lag blutrünstig und halb tod mit dem halben Gesichte gegen die Erde gekehrt, und wollte lange auf die Fragen, die sie ihm zuschrien, nicht die mindeste Antwort geben. Als sie ihm aber die Schläfe mit Schlagwasser rieben, und eine mäsige Portion Tobaksrauch unter der Nase vorbei bliesen: so fieng er endlich wieder an, Zeichen des Lebens von sich zu geben, und sie hoben ihn dann sehr freundschaftlich in die Höhe, und brachten ihn in ihr Stübchen. —

Inzwischen war bei der vorbesagten Leichenprocession die gröste Unordnung entstanden. In dem ersten Schreken lies man den bei dieser Gelegenheit so äuserst nothwendigen Herrn Pastor in Gottes Namen auf und davon fahren, und überlegte

legte es nicht eher, als erst eine halbe Viertelstunde nachher, daß man ihm einen Boten hätte nachschiken sollen. Sie waren also bereits in der Gottesakerkirche angekommen, als sie den einmüthigen Entschluß faßten, die ehr = und tugendbelobte Jungfrau so lange in statu quo stehen zu lassen, bis sich der verlorne Herr Parentant wieder würde gefunden haben. Daher schikten sie auch auf der Stelle reitende Boten nach ihm aus: und als diese im Kurzen mit der traurigen Nachricht zurük kamen, daß sie ihn zwar gefunden, aber in dem erbarmungswürdigsten Zustande gefunden hätten; so machte man weiter wenig Umstände, scharrte den Toden in die Erde, betete ein Vaterunser, und fuhr nach Hause. — „Das wäre doch schnakisch, sagte ein vorübergehender böser Bube, wenn nun alle diese Pferde Kollerer wären, und die Leichenprocession jagte so ohne Huth und Kopf auf dem freien Felde herum.“ — Dies hörte ein gottesfürchtiger Processionist durch das Fenster hinein. „Gott strafe dich, Jüngling, sagte er, weil du uns Böses wünschest!“ Und in dem Augenblike fiel der Bube zu Boden, und — blieb tod? — stand wieder auf. Madame Flachs lies ihren ehelichen Gemahl noch an dem nämlichen Abend zu sich in die Stadt bringen, und seine Zuhörer, darunter schon einige die ganze klägliche Geschichte in teutsche Verse gepreßt hatten, ritten ihm entgegen, um ihn einzuholen. Es war schon spät, da er zu Hause anlangte. Die Frau empfieng ihn mit tausend weinerlichen Umarmun-

gen, und wollte immer wissen, wie es denn zugegangen wäre, daß er sich so sehr beschädiget hätte. „Das kann ich dir selbst nicht sagen, gab er ihr zur Antwort. Die Hengste waren eben muthig, und zogen mit mir aus, und da haben sie mich zulezt zusammt dem Wagen an eine kleine Bauernhütte geworfen, wo mich die Leute sehr christlich aufgenommen, gepflegt, und gewartet haben. Ich werde sie auch deswegen in mein tägliches Gebet mit einschliesen.“ — Er wurde hierauf ohne vielen Verzug in ein erwärmtes Bette gebracht, und schlief ein. Man glaubte, daß der Schreken, welcher sich gegenwärtig noch aller seiner Glieder bemächtiget hatte, durch eine sanfte Ruhe sich wieder verlieren, und seiner Gesundheit nicht im Mindesten nachtheilig werden würde. Aber man hatte sich betrogen. Sobald er am folgenden Morgen aufgewacht war, klagte er, daß er eine ausserordentliche Entkräftung empfinde, und noch überdies einige Anzeigen spüre, als ob ihm das Podagra zurük in den Leib getreten sei. — „Das ist gefährlich, sagte sein Schwiegervater. Geschwind, geschwind, laßt uns den Arzt holen!“ — „Keinen Arzt, rief Martin mit schwacher Stimme hinter dem Vorhange hervor, keinen Arzt, Herr Schwiegervater! Wenn mir geholfen werden soll, so wird mir Gott schon helfen. Was können Menschen thun? Hiese das nicht Mistrauen in Gottes Allmacht sezen, wenn man sein Vertrauen auf den Arzt richtet?“ — Sein Schwiegervater suchte ihm diese wunderliche Grille nach Möglich-

keit

keit auszureden; aber es half doch nichts. Er fieng aufs Neue an, sich auf die Barmherzigkeit des Himmels zu berufen. „Will mir Gott noch einige Jahre zulegen, sagte er, so werd' ichs mit Dank annehmen; will er aber, daß ich sterben soll — wolan, sein Wille geschehe! Er ist allein der beste, und was er thut, das ist wolgethan. Lebe ich, so lebe ich dem Herrn; sterbe ich, so sterbe ich dem Herrn." — Da Sie also keinen Arzt haben wollen, sagte sein Schwiegervater, so bin ich hier auch nichts nüze. Ich will keine Schuld an Ihrem Tode haben: warum haben Sie meinem Rathe nicht gefolgt?" — Als dieser fort war, so erschien Herr Sigmund, der eben von diesem unglüklichen Zufalle gehört, und sich deswegen zu einem Besuch entschlossen hatte. Er bedauerte ihn, und wünschte ihm den Beistand des Himmels. — „Was Gott will, gab er zur Antwort." — Mitten in seiner Mattigkeit fielen ihm hierauf die vermeintlichen Wunderkuren seines angebeteten Gaßners ein. „Was macht er, und wo hält er sich iezt auf? fragte er Sigmunden." — „Das weiß ich nicht, sagte dieser; aber so viel ich gehört habe, so soll ihm nächstens das ganze teutsche Reich verboten werden." — „Was, das ganze teutsche Reich? fieng er an. Das wäre ia erschreklich: das hiese ia wol dem Unglauben Thür und Thore geöfnet." — Da er bald darauf in einen Schlummer verfiel, so entfernte sich Sigmund wieder, und besuchte ihn nachher nicht mehr. — Am 5. und 6. November schien die Krankheit

immer gefährlicher zu werden. Man rieth ihm abermals einen Arzt an: aber er verwarf ihn. Indessen spöttelten einige böse Leute über diesen Zufall, und sagten, er habe ein Stük von der Öffenbahrung Johannis verschlukt, und das sei ihm izt im Magen liegen geblieben, und mache ihm Grimmen. — Am 7. und 8. bereitete er sich ernstlich auf sein Ende. Wenn ich doch nur einen einzigen Erben, einen einzigen Stammhalter hinterliese! sagte er zu seinem Weibe. Daß mein Geschlechtsname nun so mit einem Male untergehen und verwesen soll! Er weinte darüber. — „Nun laßt mich auch sterben!“ Und dies geschah auch; denn am 11. November, an welchem er zu gleicher Zeit seinen Geburts- und Namenstag noch einmal erlebt hatte, zwischen 5. und 6. Uhr des Abends, gab er seinen Geist auf. — Man begrub ihn mit Wachsfakeln, pflanzte ein strozendes Monument über sein Grab hin, und tröstet sich nun mit der süssen Hofnung, daß demungeachtet sein Andenken nicht lange dauern werde. Und nun lassen Sie uns, statt einer Parentation, noch einige Stellen aus Gotters vortreflicher Epistel über die Starkgeisterei *) beifügen! Sie haben zu viel Bezug auf die Flachsische Geschichte, als daß wir uns keine geneigte Aufnahme versprechen sollten. —

*

Vertilget ist der falschen Eifer Spur,
Die der Vernunft mit Nacht und Fesseln drohten,

Vertrok-

Vertroknet das vergoßne Blut,
Verschmerzt der Riß der Patrioten,
Und ausgelöscht der Scheiterhaufen Glut.
Die orthodoxischen Scholasten,
Die, wie ein Priester wild, wenn Phöbus in ihm stürmt,
Sich über Dogmen, die sie selbst nicht faßten,
Und Träumerei'n, aus ihres Hirns bestäubtem Kasten
Gesponnen, und auf Träumerei'n gethürmt,
Zum Aergernis der Laien haßten,
Sich bis ins Grab verfolgten — ach! sie raßten,
Tief in des Lethe Strom getaucht!
Der Zinzendorfe Schwindel ist verraucht.
Die Fürsten weiden ihre Nationen,
Als gute Hirten, mit gelindem Stab;
Im Frieden werden wir gebohren, wohnen
Im Frieden, sinken friedlich in das Grab,
Und alles geht nun fort im sanften Schlendriane.
Kein Bannstral aus dem Vatikane
Schrekt die Regenten, keine Kreuzesfahne
Ruft das betrogne Volk von seiner Pflugschaar ab;
Der Bund, der, wie mit einem Talismane,
Von Rom bis Paraguay der Welt Geseze gab,
Er ist zerstört; die trägern Tagediebe
Flieh'n scheu zurük zur Zelle — zum Altar.

Die Priester lehren einen Gott der Liebe,
Und zwingen nicht zum Glaubensformular.
Wer mild und gütig ist, wie einst ihr Meister war,
O, dem verzeihen sie des schwachen Fleisches Triebe.
Ruft einer unter ihnen noch:
„Streng ist sein Wille, hart sein Joch,
„Und den trift ewig Fluch, der weicht von den Geboten!“
So spottet selbst die Menge des Zeloten. —

*

Laß uns, mein Freund, den Gott im Stillen lieben,
Der uns zuerst geliebt, der uns an Kindesstatt
Von Ewigkeit gewählet hat,
Mit Blut uns in sein Herz geschrieben,
Und für ein Glük, das nicht verblüht, bestimmt;
Der gern das Schaf, das aus der Irre kehret,
Zur grosen Heerde wieder nimmt;
Der sanfte Pflichten nur uns lehret,
Die Mäßigkeit, die durch sich selbst uns lohnt;
Die Menschenliebe, die, der unsichtbaren Güte

Statt-

*) Siehe des teutschen Merkurs dritten Band im Anfange.

Statthalterinn, in edlen Seelen wohnt,
Und die Gedult, die bei zerschlagner Blüte
Verheerter Saat, beim Sarg des Sohnes und
der Braut,
In die entflohne Tage schaut,
Und nicht vergißt, daß Er, der ungern kränket,
Zum Besten stets die kurzen Leiden lenket;
Und ruhige Genügsamkeit,
Und himmlische Verträglichkeit,
Die dem Beleidiger verzeiht,
Und den nicht haßt, der irrig denket.
Ein guter Gott ist er, dem unerschrokner Muth
Und eines reinen Herzens Lallen
Mehr, als der jungen Rinder Blut
Und Hekatombenstolz gefallen;
Der uns von Tag zu Tag erhält,
Dem unbewußt kein Haar von unserm Haupte
fällt;
Der alle meine Werke kennet,
Und jede Lust, die im Verborgnen brennet,
Und jeden Wind, der meine Segel schwellt.
Wär' er zu gros, um mich sich zu bekümmern,
Ein Gott Homers, der auf dem Ida schlief,
Indeß aus tiefer Noth das Heer der Teukrer
rief:
Ließ, unter ihres Glükes Trümmern,
Er, ohne Trost, die Unschuld ewig wimmern:
Wo bliebe seine Macht? Wo seine Gegenwart?
Hält den Unendlichen im Himmel wer gefangen?

Ist seinem Blik der kleinste Wurm entgangen?
Hat ie ein Mensch umsonst auf ihn geharrt? —
Nur fordre nicht, du Narr, daß sich auf deine
Bitte
Die Ordnung der Natur zerrütte,
Sich aus der Dinge Kett' ein Glied
Verdrehe, daß, erweicht durch eines Schwärmers Lied,
Auf dürre Flur der Himmel Regen schütte;
Die Pest verschwinde, die dein Volk verheert,
Und daß der Untergang verschone deine Hütte,
Wenn du sie selbst durch Schwelgerei zerstört!
Nur murre nicht, kurzsichtiger Bewohner
Des kleinsten Punkts, wenn dir ein Plan mißlingt,
Wenn Undank triumphirt, Verdienst mit Mangel ringt,
Wenn, deinem Dünkel nach, der Schoner
Des Frevlers Stolz zu lange trägt;
Was bist du gegen den, der Recht und Unrecht wägt?
Du siehst dich um — und stirbst! der Wiege folgt die Bahre.
Ihm ist ein Tag, wie tausend Jahre,
Und tausend Jahre, wie ein Tag.
Er sah den Keim, der in der Erde lag —
Den Baum — den Bliz, der ihn zersplittert,
Mit einem Blik. Der Sturm, der hier ein ganzes Land
In seinem Mittelpunkt erschüttert,

Treibt dort ein hofnungsloses Schiff zum
Strand.
Vor ihm entwikelt sich, was ungleich und ver-
schlungen
Hieniden scheint; des Lebens Demmerungen
Zerfliesen ihm in Licht.
Dein Auge folgt dem Flug der Lerche nicht,
Und will bis in den Himmel reichen? —
Ein guter Gott ist er, der nicht von mir be-
gehrt:
„Du sollst in finstre Wüsten schleichen,
„Von deiner Sündenlast beschwert
„Den Kopf stets hängen, an den Nägeln kauen,
„Dich nähren, wie der Stier sich nährt;“
Der nicht umsonst, so lieblich anzuschauen,
Das Weibchen und die Traube schuf;
Der Vater Noahn den Beruf,
Der Sorgen Gegengift zu brauen,
Und mir den Trieb verlieh, mein Nestchen auch
zu bauen;
Der Vögel für uns singen, Quellen rauschen,
Auen
Im Lenze blühen heißt, und laue Weste wehn;
Ach! der nicht sauer sieht, wenn wir mit fri-
schen Kränzen
Des Frühlings Wiederkehr, der Erndte Fest
begehn,
Und, unter Liedern, unter Tänzen,
Gerührt gen Himmel sehn;
Wenn wir der Tonkunst Reiz tief in der Sele
fühlen,

Wenn

Wenn Schweizers Zaubermacht den wonne-
trunknen Geist
Hinüber in das Land beglükter Schatten reißt —
Dann, unsre Phantasie zu kühlen,
Ein Liedchen aus der Jagd von Chloens Lippen
fleußt;
Wann wir am Feuer, mit Poeten,
Den edlen Söhnen der Natur,
Die langen Winterstunden töden,
Und, aus Gesundheitsliebe nur,
Die trägen Geister zu erwärmen,
Mit weisen Freunden weise schwärmen;
Bald, bei der Journalisten Kazenwuth,
Nicht ohne Schadenfreude, kittern,
Bald, über Tobys Laun' und Trimms ge-
laßnes Blut,
Den Bürgermeisterbauch erschüttern;
(Denn Lachen, sagt man, ist für Nier und
Zwergfell gut)
Der minder furchtbar, als die G**n,
Die schwere Sünd' uns auch verzeiht,
Daß wir uns an Zairens Leid,
An Werners guter Sel' ergözen,
Und nicht dem Mann, der unser Herz erfreut,
Für seine Müh aus Dankbarkeit
Ein Stühlchen in der Hölle sezen.
Wer diesen Gott mir zu entziehn vermeint,
Sein theures Bild aus meinem Herzen
Mit Pfeilen der Satire merzen,
Mich so erleuchten will, der ist mein Feind;

Und so gelehrt und klug er immer scheint,
Mir ist er nur ein gifterfüllter Schwäzer. —
Ich lobe mir gesunden, schlichten Sinn,
Und danke Gott, daß ich kein Grübler bin,
Schlendr' ich auch dann und wann auf einen Abweg hin,
So seis mit Nothankern, dem Kezer,
Und seinen Brüdern, in dem Herrn,
Dem nachsichtvollen, sanften Stern,
Und o! dem guten Wakefilder.
Ich hasse Fanatismus, der uns wilder
Als Kannibalen macht.
Mich schreken Fabeln nicht, in öder Zellen Nacht,
Von blödem Müssiggang erdacht,
Noch von der Barbarei in Holz geschnizte Bilder
Des pferdefüßigen Monarchs vom Schwefelpfuhl!
Im Dunkeln thront des Richters Stuhl,
Im Dunkeln schlafen seine Blize.
Weh dem, der mit verwegner Hize
Den Vorhang zu zerreissen wagt,
Den schwarzen Ausfluß seiner Galle
Der Gottheit unterschiebt, mit hohler Stimme Schalle
Furcht in die schwächern Selen iagt,
Und rasch das Urtheil spricht, daß Socrates, der Weise,
Der für die Wahrheit, unverzagt,
Begann die ungewisse Reise,

Daß Mark Aurel, und Titus, und Tra-
jan,
Für ihrer Grosmuth goldne Thaten,
Nun ewig an dem Spies und auf dem Roste
braten,
Weil sie den Stern aus Morgenland nicht sahn!
Schreit, wie ihr wollt, mein Herz sezt sich dar-
wider,
Naturalist, Deist, Papist, und Protestant
Sind alle meine lieben Brüder,
Und nur auf den seh ich voll Abscheu nieder,
Der Menschenliebe nie empfand;
Auf euch, die ihr mit Feuer und mit Schwerde,
(Wozu verführst du nicht, verfluchter Durst
nach Gold!)
Die Bürger einer halben Erde,
Geschwinder als der Donner rollt,
Von ihrem väterlichen Heerde,
Von ihren Tempeln weggeschrekt,
Sie, wie des Waldes Thier, erschlagen,
Mit euern Seuchen, euern Lastern angestekt,
Und über sie die schreklichste der Plagen,
Die Sklaverei, gebracht;
Ihr habt des Christen Ruhm, mit welchem ihr
euch brüstet,
Zum Fluch der halben Welt gemacht!
Wie werd' ich gegen euch entrüstet,
Wenn Schwermuth meinen Geist auf iene Kü-
sten bannt,
Wo ihr mit Menschenblut erkauft, was euch ge-
lüstet,

Wo Menschen, so wie Ihr, mit Thränen nach dem Land,
Aus dem ihr sie entführtet, schauen,
Mit Thränen eure Felder bauen,
Vom Hunger abgezehrt, von Arbeit übermannt,
Gespenstern gleich, die Nachts um Gräber schleichen,
Entkräftet, wund, in ihrem Joche keichen;
Wo für ein Nichts ihr sie auf Foltern spannt,
Und ihr Geschrei, und eurer Peitsche Knallen
Erschreklich mir vom Felsen wiederhallen. —
Philosophie laß ich in ihrer Würde;
Sie zeuget Freiheit, Tugend, Muth; entflammt
Das Herz für Gott, von dem sie stammt;
Erleichtert menschenfreundlich uns die Bürde
Des Lebens; ist ein Quell in dürren Wüstenei'n;
Der Pharus, dessen sanfter Schein
Mein Schiffchen wahrt, daß es nicht strande.
Entweichet sie aus einem Lande,
So wankt der Thron, und der Monarch
Kann sich durch keine Schweizer schüzen!
So läßt den Dolch, den er bisher verbarg,
Der Aberglaube wieder blizen;
So wird die Freistatt der Vernunft — ein Sarg!
So steigen unzählbare Stimmen
Im Schlaf erwürgter Opfer himmelan;
Im blutbedekten Bette schwimmen
Der Säugling und der Mann;

So sieht das Weib mit höllisch frohem Lächeln
Des Gatten Scheiterhaufen glühn,
Der Vater hört entzükt des Sohnes Röcheln,
Er tödete ia Gott zu Ehren ihn;
So schleichet im tartüffischen Gewande
Das Laster frech von Haus zu Haus,
Und bringt in die Geschlechter Zwist und Schande,
Und saugt das Mark des Landes aus;
So schließt uns Geld und Geisselung die Thore
Des Himmels auf, und moderndes Gebein
Befreit vom Kropf, vom Stein, vom Zipperlein;
So bebt das Volk vor einem Meteore,
Vor einer alten Frau, vor eines Raben Schrei;
Den Landmann treibet Schwärmerei,
Daß er in Wälder flieh, in Mauern sich versperre;
Tod liegt der Aker — eine Wüstenei;
Die Wissenschaft wird Barbarei,
Und die Religion Geplärre.
So iammervoll, durch Glaubenszwang entstellt,
Gehüllt in öde Finsterniße,
Lag Teutschland auch — daß aus den Chroniken der Welt
Ein Genius die schwarzen Blätter risse!
Doch mit hellglänzendem Panier
Fuhr Weisheit wieder von dem Himmel:
Mit ihr der Friede; das Gewimmel

Der Dummheit floh; die Nacht verschwand; die Thür
Des Elends wurde zugeriegelt —
Dank sei ihr, ewig Dank dafür!
Nur wenn sie sich vermißt, sich ungezügelt
Ins Meer der Gottheit stürzt, und klügelt,
Wo tiefanbetend der Verstand
Der Leibnize, der Haller stille stand,
Wo selbst der Seraph seinen Mund versiegelt,
Wird sie zum Schwerd in eines Narren Hand. —
So denk' ich, lieber Freund, und lasse
Die Geister von der höhern Klasse
Den alten Wein aus Rom und Griechenland
Mit ihrem schalen Wiz durchwässern,
Und unsre beste Welt regieren und verbessern;
Auch laß ich gern den Unverstand,
Wies ihm beliebt, die Scheidewand
Des Himmels und der Hölle sezen,
Und Zion wider den verhezen,
Der Spott mit seinen Bullen treibt;
So wissen mich Apoll, und Freundschaft, und Vergnügen
Um meine Muse zu betrügen,
Daß zu Sophisterein und Glaubens-Rittzügen
Kein Viertelstündchen übrig bleibt.
So leb' ich, ohne schwarze Sorgen,
Gemächlich in den Tag hinein,

Und denke nur am frühen Morgen,
Ihn ganz mit Blumen zu bestreun;
Um mich, so lang es währt, zu freun,
Ward mir der Zukunft Nacht verborgen.
Ja, Freund, haushältrisch, mit der Zeit,
Und mit der Freude karg verfahren,
Genießen die Gelegenheit,
Für trübe Stunden Heiterkeit,
Und Hofnung, wenn ein Sturm uns dräut,
Und einen Wunsch für morgen sparen,
Hat keinen Weisen noch gereut. —

*

Wenn einst mein Stundenglas gemach zum Ende rinnet
Die Ewigkeit vor meinen Bliken tagt,
Das schrekliche Verhör beginnet,
Dem der verborgenste Gedanke nicht entrinnet —
Und dann kein Fluch verführter Unschuld mich verklagt,
Kein Haß in meinem Busen lodert,
Kein Mündel seiner Väter Schweis, kein Freund
Das anvertraute Pfand von meinen Händen fodert,
Noch über mich des Armen Wittwe weint;
Wenn der Gedank' an mitvergoßne Thränen,

An einen Wassertrunk den Dürstenden gereicht,
Mich süs durchschaurt — mein Haupt sich sanfter neigt:
Wenn meines Lebens bunte Scenen,
Von Schwachheit überall und Irrthum ausgefüllt,
Des Vaters Lieb' in ihren Schleier hüllt,
Des Vaters, der durch Reue sich versöhnen,
Und Gnade nur, nicht Recht ergehen läßt;
Wenn um mein Ohr der Freundschaft Seufzer tönen,
Und ihre Hand nicht meine Hand verläßt —
Soll ich dann noch für Menschendrohung zittern,
Und meiner Augenblike Rest
Durch selbstgemachte Furcht verbittern?
Daß gebe deine Huld nicht zu,
Du liebevoller Quell der Ruh!
Erhöre mein Gebet, das, mit dem Dank der Biene,
Das mit der Lerche Lied sich himmelan erhebt;
Verleih, daß diese leidende Maschine
Dem Geist, der immer aufwärts strebt,
Und wieder nieder sinkt, und an dem Boden klebt,
Zu einem sanften Kerker diene,
Bis sein Arrest sich hebt! —

Der Herausgeber unterschreibt die vorhergehenden Gedanken mit dem lautesten Beifall seiner Ueberzeugung, und wünschet übrigens von Herzen, daß er seine Sache recht lieblich gemacht haben möge. Der brave Professer Sigmund, und der gute Legationsrath Karl genießen nebst ihren Familien noch zur Stunde der ungekränkten Zufriedenheit ihres Herzens, und befinden sich wol. —

Die schwarze Zeitung. Hasts gar nicht lieblich gemacht.

Der Herausgeber. So? — — —

E N D E.

2 3. 4. 70
4. 3. 76
19. 10. 76

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schöpfel, Johann Wolfgang Andreas

Martin Flachs, eine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts

Bd.: 2

1776

Coburg, Landesbibliothek -- D III 9/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941278-2